

Serhij Zhadan
DEPECHE MODE
Roman edition suhrkamp

АВТООБЖОРД
Кръгостолно



Vier Tage im Juni 1993. Dog Pawlow, Wasja Kommunist und Serhij Zhadan suchen ihren Freund Sascha Zündkerze, dem sie eine schreckliche Nachricht überbringen müssen. Neunzehn Jahre alt, arbeitslos, nutzen sie ihre Kontakte zu Drogendealern, schwulen Zeitungsredakteuren und einer Generalstochter, um ihn aufzuspüren. Die Odyssee durch die ostukrainische Metropole Charkiw und ihre verfallenden Fabrikvorstädte, wo neue Kommunisten ihr »eigenes verdrehtes Zen« finden, wird in slapstickhaften Szenen, absurden Dialogen, in psychedelischen Visionen und melancholischen Ortsbeschreibungen erzählt – und in einer atemlosen, rhythmischen Sprache mit eigenwilliger Interpunktion.

»Donbas Independent« und »Immigrant Song« heißen zwei berühmte Langgedichte von Serhij Zhadan. Sein *Depeche Mode*, der erste Roman des »postproletarischen Punk«, ist die Fortsetzung dieser Lyrik mit anderen Mitteln.

Serhij Zhadan

Depeche Mode

Roman

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2494

Charkiw 1993. Sowjetische Kriegsveteranen und neureiche *biznesmeny* lauschen im Konzertsaal einem amerikanischen Erweckungsprediger. In ehemaligen Komsomolbüros der ostukrainischen Metropole residieren Werbeleute. Das Jugendradio bringt in Kooperation mit London ein Feature über die »irische Volksmusikgruppe Depeche Mode« und die Rolle der Mundharmonika beim Kampf gegen kapitalistische Unterdrückung. Durch diese hybride Szenerie irren drei Freunde – Dog Pawlow, Wasja Kommunist und der Ich-Erzähler Zhadan, neunzehn Jahre alt und arbeitslos –, um ihren Kumpel Sascha Zündkerze zu finden. Sie müssen ihm mitteilen, daß sich sein Stiefvater erschossen hat. Ihre Suche führt sie auf ein verfallendes Fabrikgelände, wo sie eine Molotow-Büste klauen, ins Roma-Viertel zu einem befreundeten Dealer und schließlich per Nahverkehrszug ins Pionierlager »Chemiker«, wo Zündkerze als Betreuer arbeitet. *Depeche Mode*, Zhadans erster Roman, führt mitten hinein in die Anarchie der postsowjetischen Umbruchszeit und entfaltet ihre enorme ästhetische Produktivkraft.

Serhij Zhadan, 1974 in Starobilsk/Ostukraine geboren, ist der populärste junge Dichter der Ukraine. Er publizierte acht Lyrikbände, die Erzählungen *Big Mác* (2004) und zwei weitere Prosabücher: *Anarchy in the UKR* (2005) und *Hymne der demokratischen Jugend* (2006). Auf deutsch erschien der Gedichtband *Geschichte der Kultur zu Anfang des Jahrhunderts* (es 2455).



Autorenfoto: Susanne Schleyer

Serhij Zhadan
Depeche Mode

Roman

Aus dem Ukrainischen
von Juri Durkot
und Sabine Stöhr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
Depeš Mod im Verlag Folio in Charkiw.

edition suhrkamp 2494

Erste Auflage 2007

© Serhij Zhadan 2004

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2007

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12494-9

1 2 3 4 5 6 - 12 11 10 09 08 07

Depeche Mode

*Einer geht noch, einer geht noch rein,
Ihr seid Wichser, der Schiri ist ein Schwein*

15.02.04 (Sonntag)

Als ich vierzehn war und meine eigenen Vorstellungen hatte, was das Leben betrifft, ließ ich mich zum ersten Mal volllaufen. Bis zum Anschlag. Es war heiß, über mir schwammen die blauen Himmel, und ich lag sterbend auf der gestreiften Matratze und konnte meinen Kater nicht mal mit Alkohol bekämpfen, denn ich war erst vierzehn und wußte noch nicht, wie das geht. In den folgenden fünfzehn Jahren gab es mehr als genug Gründe, dieses Leben nicht zu mögen, das Leben war von Anfang an, kaum daß ich mir seiner bewußt wurde, ätzend und undankbar, hat mich von Anfang an in unglaublich miese Situationen gebracht, die, obwohl ich gar nicht dran denken will, lange in Erinnerung bleiben. Hab mich aber trotzdem nie beschwert, klar, alles okay mit meinem Leben, trotz seiner krankhaften Arschigkeit. Wenn nicht gerade mal wieder eine Demarche von außen anstand, paßte mir eigentlich alles – mir paßten die Umstände, in denen ich lebte, mir paßten die Leute, mit denen ich redete, die ich von Zeit zu Zeit traf und mit denen ich zu tun hatte. Im Prinzip störten sie mich nicht und ich sie hoffentlich auch nicht. Was noch? Mir paßte die Menge Knete, die ich hatte, obwohl, nicht die Menge als solche, Knete hatte ich eigentlich nie, mir paßte das Prinzip ihrer Umlaufbahn um mich herum – schon als

Kind habe ich festgestellt, daß Geld immer dann auftaucht, wenn man es braucht, und in ungefähr der Menge, ohne die man nicht auskommen kann, normalerweise funktioniert das, funktioniert wirklich, natürlich nur, wenn man sein Gewissen nicht ganz abgeschrieben und sich noch einen Funken Anstand bewahrt hat, also immer die Zähne putzt oder als Moslem kein Schweinefleisch isst, dann erscheint in seltsamer Regelmäßigkeit ein Engel mit den schwarzen Ärmelschonern eines Buchhalters und Schuppen auf den Flügeln und füllt das Konto auf, so daß man einerseits keine Verrenkungen machen muß, andererseits aber auch nicht ausflippt und sich die Reinkarnation durch den Kauf von Öltankern oder Schnapszisternen vermasselt. Mir paßte das, in dieser Hinsicht verstand und unterstützte ich die Engel. Mir paßte das Land, in dem ich lebte, paßte die Menge Scheiße, mit der es gefüllt war und die mir in den kritischsten Momenten meines Daseins in diesem Land bis etwas übers Knie reichte. Ich verstand, daß ich sehr gut auch in einem anderen, viel beschisseneren Land hätte geboren werden können, zum Beispiel mit rauherem Klima oder autoritärerer Staatsform, wo nicht einfach nur Kotzbrocken an der Macht waren, sondern verdammte Kotzbrocken, die die Macht, die Auslandsschulden und den inneren Obskurantismus einfach an ihre Kinder weitervererbten. Ich war also der Ansicht, es noch ziemlich gut getroffen zu haben, und kümmerte mich deshalb nicht allzuviel um diese Dinge. Eigentlich paßte mir alles, mir paßte das Fernsehprogramm vor meinem Fenster, deswegen versuchte ich, nicht allzu schnell umzuschalten, denn ich hatte schon bemerkt, daß es ziemlichen Ärger, auf jedenfall aber kleine, alltägliche Widrigkeiten hervorrief, wenn ich der um mich montierten Realität auch nur die geringste Beachtung schenkte. Die

Realität ist ja eigentlich spannend, aber ganz schön beschissen, wenn du dir nach dem Spiel die Statistik anschaust, deine und ihre Daten analysierst und merkst, daß es von ihrer Seite viel mehr Fouls gab, aber immer nur deine Leute vom Platz gestellt wurden. Wenn mich eins wirklich genervt hat, dann die ständigen aufdringlichen Versuche des Fernsehprogramms, widernatürlichen Geschlechtsverkehr mit mir zu treiben, einfacher gesagt – mich mit Verweis auf meine sozialen Rechte und meine Christenpflicht zu ficken. So verbrachte ich diese fünfzehn Jahre meines erwachsenen Lebens froh und unbeschwert, ohne mich am Aufbau der Zivilgesellschaft zu beteiligen, ohne zur Wahl zu gehen, jeden Kontakt mit dem volksfeindlichen Regime erfolgreich vermeidend, wenn ihr versteht, was ich meine; Politik interessierte mich nicht, Wirtschaft interessierte mich nicht, Kultur interessierte mich nicht, nicht einmal der Wetterbericht interessierte mich, obwohl das vielleicht das einzig Vertrauenswürdige im Lande war, aber mich interessierte er trotzdem nicht.

Jetzt bin ich dreißig. Was hat sich in den letzten fünfzehn Jahren verändert? Fast nichts. Sogar das Aussehen dieses verfuckten Präsidenten hat sich kaum verändert, jedenfalls wurden seine Porträts damals genauso retuschiert wie heute, das fällt sogar mir auf. Die Musik im Radio hat sich verändert, aber eigentlich höre ich kein Radio. Die Kleidung hat sich verändert, aber die Achtziger sind, so weit ich sehen kann, weiter in Mode. Das Fernsehprogramm hat sich nicht verändert, ist immer noch klebrig und ätzend wie auf Parkett verschüttete Limonade. Das Klima hat sich nicht verändert, der Winter ist genauso lang und der Frühling – genauso lang ersehnt. Die Freunde haben sich verändert, soll heißen einige sind für immer verschwunden, an-

dere neu aufgetaucht. Das Gedächtnis hat sich verändert, es ist länger geworden, aber nicht besser. Ich hoffe, es reicht noch für ungefähr 60 Jahre L-m-a-A und unerschütterliches seelisches Gleichgewicht. Das wünsche ich mir. Amen.

17.06.93 (Donnerstag)

Prolog Nr. 1

16.50

Am 17. Juni gegen fünf Uhr nachmittags versucht Dog Pawlow, die Metro zu betreten. Er kommt zum Drehkreuz, geht direkt auf die Frau in Uniform zu und zieht einen Veteranenausweis aus der Tasche. Die Frau in Uniform sieht sich den Ausweis an und liest »Pawlowa Wira Namiwna«. – Und? – fragt sie.

- Meine Oma, – sagt Dog Pawlow.
- Wo ist deine Oma?
- Das, – Dog zeigt den Ausweis. – Meine Oma.
- Na und?
- Sie ist Kriegsveteran.
- Und du, was willst du?
- Sie hat im Panzer gebrannt.

Die Frau prüft noch mal den Ausweis. Wer weiß, denkt sie, vielleicht hat sie wirklich gebrannt, dem Foto sieht man es jedenfalls nicht an.

- Na gut, – sagt sie. – Und was willst du von mir?
- Lassen Sie mich durch, – sagt Dog.

- Hast du vielleicht auch im Panzer gebrannt?
- Moment, Moment, – Dog beginnt zu verhandeln, – vielleicht bringe ich ihr ja was zu essen.
- Was denn zu essen?
- Zu essen halt, – Dog überlegt, was seine Oma eigentlich isst, wenn man sie läßt. – Milchprodukte, verstehen Sie? Käse.
- Selber Käse, – sagt die Tusse in Uniform nicht unfreundlich.

Dog weiß, wie das alles für Unbeteiligte aussehen muß. Daß er mit dem Kopf gegen eine riesige unendlich lange Mauer rennt, mit der sich das Leben von ihm abgeschottet hat, dagegen anrennt ohne die geringste Hoffnung auf Erfolg, und daß ihm die Freuden des Lebens, darunter auch das Benutzen der Metro, derzeit einfach nicht vergönnt sind, so sieht es aus. Er faßt sich ein Herz und sagt etwas wie, jetzt hören Sie mal, gute Frau, natürlich redet er nicht so, aber ungefähr das bedeutet es. Also, hören Sie mal – sagt er, – okay? Regen Sie sich bloß nicht auf. Ich will Ihnen was sagen, gute Frau. Sie können mich natürlich verachten, ich merke ja, daß Sie mich verachten, Sie verachten mich doch, oder? Hören Sie zu, hören Sie zu, ich bin noch nicht fertig, hören Sie zu. Aber trotzdem, verstehen Sie, wie soll ich sagen – also, Sie, wie soll ich sagen, Sie sehen das vielleicht anders, gut, Ihnen ist es egal, aber eins müssen Sie zugeben: es kann nicht sein, daß meine Oma nur deswegen vor Hunger verreckt, weil ich, ihr, bitteschön, gesetzlicher Enkel, von irgend so einer blöden Kuh aus der Etappe nicht in die Metro gelassen werde. Geben Sie es zu? (Danach keifen sie sich nur noch an, nichts zu machen.) Er konzentriert sich, schlüpft der Frau unter den Armen durch, wobei er mit

dem Veteranenausweis in der Luft herumwedelt, und verschwindet im kühlen Gedärm der Metro.

»Was heißt hier blöde Kuh aus der Etappe? denkt die Frau.
– Ich bin doch Jahrgang 49.«

17.10

Dog steigt unter dem Stadion aus, leerer Bahnsteig, in ungefähr einer Stunde spielt »Metallist« sein letztes Heimspiel, heute kommen bestimmt alle, klar, Saisonende und das ganze Gedöns, oben ein verregneter Sommer, der Himmel in Wolken, und irgendwo direkt über Dog das halbverfallene Stadion, ganz durchweicht und eingesunken in den letzten Jahren, Gras frißt sich durch die Betonplatten, vor allem wenn es geregnet hat, die Ränge verdreht von den Tauben, auch auf dem Feld Scheiße, vor allem wenn wir spielen, ein kaputtes Land, kaputter Sport, die großen Steuermänner haben es versaut, wenn ihr mich fragt, denn wie auch immer, in der Sowjetunion gab es zwei Sachen, auf die man stolz sein konnte – Fußball und Atomwaffen, und wer das Volk dieser Errungenschaften beraubt hat, kann wohl kaum auf ein sorgenfreies Alter zählen, nichts ist so schlecht fürs Karma wie beschissene nationale Politik, klar. Dog steht schon eine ganze Weile auf dem Bahnsteig, gleich werden aus der anderen Richtung seine Kumpels kommen, er braucht also nur auf sie zu warten. Dog ist müde und fertig, säuft schon den dritten Tag, dazu das schlechte Wetter, es kommt bestimmt vom Wetter, Blutdruck oder wie das heißt, wie heißt der Zustand, wenn du drei Tage trinkst und plötzlich deine Verwandten und Freunde nicht mehr erkennst? Klar, Blutdruck.

Er weiß nicht einmal mehr, was passiert ist. Der Sommer hat so gut begonnen, es regnete, erfolgreich und sorglos

verschlunzte Dog seine Jugend, bis ihn, den dauerhaft arbeitslosen Dog, irgendwelche Werbefreunde in die Abgründe der Werbeindustrie zogen, besser gesagt ihn als Kurier in der Werbeabteilung ihrer Zeitung anstellten. Dog hatte keine Böcke auf so was, überwand sich aber und ging arbeiten. Nutzen brachte er wenig, aber gut, daß man ihn wenigstens irgendwo als Menschen ansah, er selbst glaubte eigentlich nie wirklich daran, aber dafür sind Freunde schließlich da, daß sie mit brachialer Gewalt deinen sozialen Status verbessern, ich hab gleich gesagt, er macht's nicht lange, aber sie haben nicht auf mich gehört, null Problemo, er ist in Ordnung, ein bißchen abgefickt, aber in Ordnung, in Ordnung, gab ich zu, in Ordnung.

Nach zehn Tagen hat Dog die Schnauze voll, fängt an zu trinken, geht nicht mehr zur Arbeit, und damit sie ihn nicht finden, trinkt er bei Freunden, mit seinen neunzehn Jahren kennt Dog die halbe Stadt, eine Nacht verbringt er sogar auf dem Bahnhof – trifft dort befreundete Pilzsammler, die mit dem Frühzug irgendwo Richtung Donbass fahren, Stoff holen, und er übernachtet mit ihnen unter den Säulen auf der Straße, wird dreimal von einer Streife gefilzt, bleibt pflichtschuldig bis zum Morgen bei ihnen sitzen und lauscht den Stories über Pilze und anderes hartes Zeug, dann hat er es satt und robbt heim. Hier erreicht ihn der Anruf. In anderem Zustand hätte Dog nie im Leben abgehoben, aber in ihm schwimmen schon die silbrigen kalten Forellen dreitägigen Alkoholkonsums und peitschen mit ihren Schwänzen schmerzhaft auf Nieren und Leber, so daß sich Dogs Welt verdunkelt und er automatisch abhebt. »Dog? – schreit es aus dem Telefon. – Leg bloß nicht auf.« Seine Werbefreunde Wowa und Wolodja, die ihm unseligerweise die Stelle vermittelt haben, sitzen irgendwo in ih-

rem Komsomolzenbüro und reißen sich gegenseitig den Hörer aus der Hand, wollen Dog dazu bringen, daß er mit ihnen redet, gleiten dabei gelegentlich ins Fluchen ab. »Dog! – sagen sie. – Vor allem – leg bloß nicht auf. Schwule Socke! – sagen sie, nachdem sie sich davon überzeugt haben, daß Dog sie hören kann. – Wenn du jetzt auflegst, hast du verschissen. Dann machen wir dich alle, klar?« – »Hallo«, – sagt Dog. »Was hallo? – regen sich Wowa und Wolodja auf. – Was hallo? Hörst du uns?« – »Ja«, sagt der verängstigte Dog. »Gut, – Wowa und Wolodja beruhigen sich ein bißchen. – Hör zu – es ist jetzt zehn Uhr morgens.« »Was?« – Dog kriegt Panik und legt auf. Das Telefon rappelt gleich wieder. Dog nimmt zögernd ab. »Du!!! – brüllt es aus dem Hörer. – Schwule Socke!!! Leg bloß nicht auf!!! Hörst du uns??? Leg bloß nicht auf!!!« Dog schluckt schwer. »Hörst du uns?« »Okay«, sagt Dog unsicher. »Also gut – bricht es aus den Werbeleuten heraus. – Es ist jetzt zehn Uhr morgens. Leg bloß nicht auf!!! Hörst du??? Leg bloß nicht auf!!! Es ist jetzt zehn. Um halb sechs warten wir beim Stadion auf dich. Wenn du nicht kommst, reißen wir dir die Eier ab. Wenn du kommst, reißen wir dir auch die Eier ab. Aber besser du kommst. Kapiert???« »Ja«, – sagt Dog. »Hast du kapiert?!« – die Werbeleute geben keine Ruhe. »Kapiert«, sagt Dog Pawlow und spürt, wie die Forellen irgendwo unter seiner Gurgel heruntollen. »Was ist mit dir? – fragen sie endlich. – Ist dir schlecht?« – »Ja.« »Brauchst du irgendwas?« – »Wodka.« »Schwule Socke«, – sagen Wowa und Wolodja und legen auf. Dog atmet tief durch. Zehn Uhr. Er muß sich entweder umziehen oder den Kater mit Alkohol bekämpfen, besser natürlich den Kater bekämpfen. Seine Oma kommt aus dem Nebenzimmer. Seine Oma, er liebt sie natürlich und so,

läuft mit ihrem Veteranenausweis durch die Gegend, man kann sogar sagen, daß er stolz auf sie ist, natürlich nicht komplett, aber bis zu einem gewissen Grad, erzählt, daß sie im Panzer gebrannt hat, ich kann mir die Alte schwer im Panzerhelm vorstellen, aber nichts ist unmöglich. »Was ist, Vitalik?« – sagt sie. »Arbeit, Oma, – sagt Dog. – Arbeit.« »Was denn für Arbeit, – lamentiert die Alte. – Gestern hat es den ganzen Tag angerufen, wo, fragen sie, ist diese schwule Socke. Ja woher soll ich das denn wissen?«

17.22

Wowa und Wolodja springen aus dem Waggon und sammeln Dog auf. Lebst du noch? – fragen sie, Dog ist ganz weiß, es wird nicht besser, oben ziehen sie ihn in den Lebensmittelladen auf der Plechanow-Straße und kaufen zwei Flaschen Wodka, keine Angst, sagen sie zu Dog, erst bringen wir dich wieder in Ordnung, dann reißen wir dir die Eier ab, was hätten wir denn für ein Interesse dran, dir so, wie du drauf bist, irgendwas abzureißen, schau dich doch an, sie führen ihn zum Schaufenster des Ladens, der Laden ist dunkel und leer wie die meisten Läden des Landes in dieser schweren Zeit, das Land haben sie zugrunde gerichtet, die Schweine, schau, sagen sie zu Dog, schau wie du aussiehst, Dog ist ganz fertig, er schaut ins Fenster, hinter dem eine Verkäuferin in weißem Kittel steht und auch schaut, wie es draußen auf der Straße aussieht, ihr direkt gegenüber stehen zwei kriminell aussehende Kotzbrocken, haben einen Dritten, der genauso aussieht, untergehakt und zeigen mit dem Finger auf sie. Haßerfüllt schaut sie sie an, Dog fixiert den Blick, erkennt sein Spiegelbild und merkt plötzlich, daß in seinem Spiegelbild noch jemand ist, ein seltsames, weißgekleidetes Wesen mit dick Make-up im

Gesicht, schwerfällig wendet sich das Wesen in seiner, Dogs, Haut hin und her, in den Grenzen seines Körpers, als ob es versucht, aus ihm herauszubrechen, davon wird ihm schlecht, klar, denkt Dog, meine Seele, aber warum bloß hat sie Goldzähne?

17.35-18.15

Vierzig Minuten lang versuchen sie, Dog wiederzubeleben. Flößen ihm Wodka ein, und als er voll ist, kommt Dog, unbekanntem physikalischen Gesetzen gehorchend, wieder an die Oberfläche, sagt allen Hallo, alle Anwesenden begrüßen ihn ihrerseits, willkommen zurück, Held der Arbeit, super, daß du wieder bei uns bist, du hast uns gefehlt, ja ja, sagen die Anwesenden, also Wowa und Wolodja, wir mußten dich einfach wieder auf die Beine bringen, um noch einmal in deine betrunkenen, aber doch ehrlichen Augen zu sehen, damit du uns sagen kannst, warum du uns so haßt, die Werbebranche im allgemeinen und Wolodja und mich – sagt Wowa – im besonderen, was haben wir dir getan, daß du uns so feige im Stich läßt und einfach mit übrigen sehr wichtiger Korrespondenz abhaust, für die wir dir, wenn wir könnten, zweimal die Eier abreißen würden. So plätschert die freundschaftliche Unterhaltung dahin, nichts Aufregendes, und Dog kehrt endgültig in die Welt zurück, aus der ihn seine eigene Seele fast hinausgestoßen hätte, er schaut sich um und hört in sich hinein: Die Forellen liegen irgendwo in der Tiefe, der böse goldzahnige Engel im weißen Kittel und Perlonstrümpfen ist auch weggeflogen, die Werbeleute Wowa und Wolodja haben Dog irgendwo ins Gras hinter die weißgestrichenen Metallkioske gezogen und geben ihm reichlich Wodka. Das Sozium fordert den Kompromiß.

18.15

Warum schaffen sie es nie, rechtzeitig im Stadion zu sein, wenn dort die Märsche und die Begrüßungsansprachen der Beamten der Stadtverwaltung erklingen? Erstens sind sie, wenn sie kommen, meistens schon nicht mehr ganz nüchtern und wissen kaum, wieviel Uhr es ist, manchmal wissen sie überhaupt kaum etwas, was heißt hier Uhr, sie unterscheiden die Jahreszeiten nicht, sitzen in dicken Pullovern in der brennenden Sonne oder in nassen T-Shirts im ersten Schnee. Zweitens findet vor dem Spiel eine Lotterie statt, und sie glauben nicht an Lotterien, logo. Drittens muß man sie verstehen – wenn du neunzehn bist, was kann spannender sein als vor aller Augen – einschließlich der Miliz – voll zugedröhnt in deinen Sektor zu kriechen? Später, wenn du groß bist und auf der Bank oder im Gaskontor arbeitest, wenn du mit der Realität übers Fernsehen kommunizierst und mit deinen Freunden per Fax, falls du Freunde hast und sie ein Fax, dann wirst du natürlich auf so einen besoffenen Teenager-Trip scheißen, auf so ein Spießrutenlaufen, wenn die Augen vor Erregung feucht werden und die Nägel blutleer, weil hunderte von Leuten zuschauen, wie sie in ihrem Sektor ankommen und ihre Plätze suchen, dabei sogar jemanden auf den Schultern tragen, den sie komischerweise Dog nennen, manchmal fällt er ihnen zwischen die Bänke, aber stur sammeln sie ihn gleich wieder auf und zerren ihn zu ihren Stammplätzen, weit weg von den Ordnern, weit weg von den Eisverkäufern, überhaupt – weit weg vom Fußball, so wie sie ihn verstehen.

18.25

Das nächste Mal kommt Dog Pawlow erst im Stadion wieder zu sich, wie gut, mit Freunden hier zu sitzen, denkt er,

auf einer Bank, unter Bäumen, die rauschen und sich nach allen Seiten neigen, nein, denkt er plötzlich, das sind keine Bäume, aber was ist es dann?

Einige Sektoren weiter, links von ihnen, stehen die gegnerischen Fans im schweren Juniregen. Es sind ein paar Dutzend, schon morgens am Bahnhof angekommen, hatten den ganzen Tag die Miliz auf den Fersen, im Stadion wurde ihnen ein gesonderter Sektor zugewiesen, wo sie jetzt traurig ihre klatschnassen, schlaffen Fahnen schwenken. Unzufrieden mit dem Spielstand und dem Wetter durchbrechen unsere Leute schon vor der Pause die Absperrung und fangen an, die Gäste zu verprügeln. Vom Spielfeld zieht eine Einheit Offiziersanwärter der Feuerwehr herauf, der Miliz fällt schließlich nichts besseres ein, als alle zusammen aus dem Stadion zu werfen und die Leute noch während der ersten Halbzeit zum Ausgang zu drängen; alle anderen vergessen natürlich sofort den Fußball und feuern unsere Jungs auf den Rängen an, auch die Mannschaften kümmern sich mehr um die Prügelei als um das Spiel, ist doch interessant, mal was Neues, auf dem Feld war ja sowieso alles klar – irgendeine Schiebung gibt's beim Spiel immer, aber das – Mensch, Randle, richtiges Rugby, auch die Feuerwehrleute kriegen schon eins übergebraten, da ist die erste Halbzeit um und die Mannschaften bewegen sich widerwillig auf den Tunnel zu, die Miliz trägt die letzten Gäste hinaus, als das Spiel wieder beginnt, ist der Sektor leer. Nur die zertretenen und zerrissenen Fahnen liegen schwer in den Pfützen, wie einstmals die Nazi-Standarten auf dem Roten Platz, wer überlebt hat, kehrt zufrieden in den eigenen Sektor zurück, nur die radikalsten und prinzipientreuesten Fans begeben sich in Richtung Bahnhof – um die an-

deren zu erwischen, bevor sie heimfahren; plötzlich, so in der fünfzehnten Spielminute der zweiten Halbzeit, kommt ein letzter Auswärtiger angerannt – ein ganz junger Kerl, abgerissen und durchnäßt, wo der bloß gesteckt hat, das Interessanteste hat er jedenfalls verpaßt, er kommt also angerannt und sieht die Spuren des Kampfes und die zerrissenen Fahnen seiner Mannschaft und keinen seiner Freunde; wo sind sie? – ruft er in Richtung der erstarrten Ränge, he, wo sind sie alle?! – aber niemand kann es ihm sagen, schade um den Kerl, sogar die Ultras sind verstummt, haben ihr langgezogenes »Schiri, schwule Sau« für einen Moment unterbrochen, schauen irritiert auf den Gast, echt peinlich, irgendwie ein Looser, der Typ, er schaut auf die verstummten Sektoren und auf das nasse Spielfeld, wo die Mannschaften im Schlamm wühlen, schaut in den kalten und starren Himmel und schnallt es nicht – was ist los, wo sind die anderen, was haben diese Dumpfbacken mit ihnen gemacht, er greift sich eine zerbeulte Pionierströte, in die vorher einer seiner gefallenen Freunde geblasen hat, und beginnt herzerreißend zu trompeten, so herzerreißend und verzweifelt, daß auch der letzte ganz verdattert ist – ja muß das denn sein, so zu trompeten, abgewandt vom Feld und von den Ultras und von den verstummten und beschämten Feuerwehrleuten, einen nur ihm allein-bekanntem, lauten und falschen Ton zu trompeten, in den er all seinen Mut legt, seine Hoffnungslosigkeit und seine jugenhafte Liebe zum Leben . . .

19.30

Direkt unter dem Dach, über den hintersten Reihen, sitzen schläfrige, schläfrig gurrende Tauben, gewohnt an die Niederlagen unserer Mannschaft leben sie so vor sich hin und

stören niemanden, komische nasse Schwärme, Dog hört sie noch im Schlaf, sie tauchen in seinen alkoholisierten Prostrationen auf und zerren ihn daraus hervor, ihr wißt schon, dieser komische Zustand, wenn du mit einem Auge vorne Licht siehst und mit dem anderen, wie soll ich sagen – mit dem anderen siehst du etwas, das man vielleicht die andere Seite des Lichts nennen könnte, versteht ihr, anders ausgedrückt – wenn man dir sehr viel auf einmal zeigt, du aber überhaupt nichts mehr sehen kannst. Und auch nicht willst. Darum rutscht Dog auf den Zementboden und kriecht in Richtung Durchgang, dabei zerreibt seine gemarterte Brust Schalen von Sonnenblumenkernen, Kippen und Lotterielose. Er kriecht zum Durchgang, kommt auf die Beine und bewegt sich zögernd aufwärts, bis zur hintersten Reihe, dort klammert er sich an die Metallstreben und bleibt kraftlos hängen –

bloß nicht auf die Sitzreihen fallen und irgendwelche Fans zerquetschen wenn du fällst mußt du dich entschuldigen mit jemandem reden etwas sagen und alle merken gleich wie schlecht du aus dem Mund riechst und kommen drauf daß du getrunken hast also hauptsächlich mit niemandem reden und niemanden ansprechen wenn du fällst wird unbedingt jemand mit dir reden und du sitzt in der Falle dann heißt es warum riechst du so schlecht aus dem Mund werden bestimmt schnüffeln kaum daß sie anfangen zu reden auch wenn du dich abwendest und zur Seite sprichst werden sie trotzdem schnüffeln kannst dich höchstens ganz abwenden beim Reden. Was reden? Was muß ich reden damit sie nicht draufkommen? Was soll ich sagen? bestimmt merken sie es und sagen etwas. Was sagen sie? Sagen sie warum schweigst du? Schreist nicht? Warum schreie ich

19.45

Warum? Weil du nicht einfach ein Arschloch bist, das sich mit dem unbefriedigenden Zustand der Welt abgefunden hat und mit den täglichen Gemeinheiten, weil du nicht die Absicht hast, bis ans Ende deiner Tage irgendwem an die Gurgel zu gehen wegen des Fraßes, den sie da abgepackt haben. Weil du endlich was Wichtiges zu sagen hast, vorausgesetzt es fragt dich einer, das reicht doch, denkt Dog, natürlich denkt er in diesem Zustand nichts dergleichen, aber wenn er jetzt denken könnte, glaube ich, würde er genau das denken, deshalb kriecht er am Balken hinauf, der das Dach stützt, preßt sich an das kalte Rohr und schürft dabei alte grüne Farbe und trockene Vogelkacke ab, vorsichtig setzt er die Füße in die Metallstreben und zieht sich hoch, kriecht genau über die Köpfe der Wachtmeister, die ihn für den Moment vergessen haben, über die Köpfe seiner ganzen nassen und betrunkenen Bekannten, über die glücklichen Köpfe von Wowa und Wolodja. Er erkennt sie und hält über ihnen an, betrachtet sie von oben, denkt, wie super, wenn ich die Hand ausstrecke, dann kann ich die beiden hier hochholen, und er streckt die Hand nach ihnen aus und sagt etwas, dabei merkt er gar nicht, wie schlecht er aus dem Mund riecht.

Da bolzen unsere Jungs den Ball ins Tor, und die nassen Kehlen brüllen – To-o-o-o-o-o-o-r!!! – To-o-o-o-o-o-o-or!!! – brüllen sie, und von diesem Gebrüll werden hunderte und tausende müde Tauben aus dem Schlaf gerissen und fliegen von ihren mit Federn, Erde und Lotterielosen gepolsterten Sitzen auf wie Granaten, fliegen als Welle in den nassen Himmel, und diese Welle trifft Dog Pawlow, der kann sich nicht halten und fliegt runter, fliegt seine paar Meter durch die Luft und knallt auf die Bank, neben Wowa

und Wolodja, die erinnern sich endlich an ihren Kumpel, drehen sich zu ihm um und sehen, er ist da, wo er hingehört.

- O Dog, – ruft Wowa.
- Dog, wir haben ein Tor geschossen, – schreit Wolodja.
- Geil, – sagt Dog und lächelt. Übrigens zum ersten Mal in den letzten drei Tagen.

19.50-8.00

Wowa und Wolodja haben keine Böcke, ihren Ausweis zu zeigen, deshalb läßt man sie nicht zu Dog, sie erklären, daß sie seine Freunde sind, Verwandte sogar, entfernte zwar, trotzdem Verwandte, aber man sagt ihnen, daß man sich solcher Verwandter wie Dog schämen muß, man legt ihn – betrunken und schläfrig – auf die Trage, dann schiebt man ihn in den Unfallwagen, irgendwie denken alle, daß Dog verletzt ist und nicht betrunken, das ist seine Rettung, sie erschlagen ihn also nicht an Ort und Stelle, wie das die Verhaltensmaßregeln für Wachtmeister, Feldwebel und Bootsmänner vorschreiben in bezug auf die heldenhafte Verteidigung von Sportkomplexen und anderen Orten der Massenerholung von Werktätigen während der Durchführung von Fußballspielen, politischen Versammlungen und anderem sportlich-aufklärerischem Halligalli. Ein mitfühlender Wachtmeister geht sogar zum Fahrer des Rettungswagens, schreibt dessen Koordinaten auf, hinterläßt seine dienstliche Telefonnummer, befiehlt, den schwerverletzten Dog unverzüglich einzuliefern und seinen zusammengeflackten Körper, wenn der Ernstfall nicht eintritt, morgen aufs Revier zu bringen zwecks weiterer laboratorischer Untersuchungen, dann werden sie auch klären, was für ein

Gagarin ihnen da auf den Kopf geknallt ist. Der Fahrer grüßt mit dem Finger, ihr wißt schon wie, und der Rettungswagen verschwindet hinter den grünen Toren des Stadions, treibt mit seinen Sirenen die nassen Fans auseinander, deren fröhlicher Strudel auch Wowa und Wolodja erfaßt hat – denn auf Sieg folgt unausweichlich Zusammenrottung zu einer frohen kollektiven Masse, Feuerwerk und harmonischer Chorgesang, und nur auf Niederlage, bittere persönliche Niederlage folgen betrunkene Sanitäter und ein Beatmungsgerät, das noch dazu nicht funktioniert, vielmehr – es funktioniert, aber niemand weiß wie.

Bis zum Morgen kotzt Dog alle Decken voll, in die man ihn gewickelt hat, und ruft beim Personal Ekel und Abscheu hervor. Eine Krankenschwester nach der anderen versucht, irgendwen anzurufen und die entfernten Verwandten zu finden, die diesen Abschaum noch im Stadion mitnehmen wollten, aber niemand kennt die Nummer, Dog hat außer einem Veteranenausweis auf den Namen Pawlowa Wira Naumiwna keinerlei Dokumente bei sich, alle betrachten den Ausweis – abgegriffen und an den Rändern versengt – aber, verdammt, Dog nimmt man die Pawlowa Wira Naumiwna nicht ab, für alle Fälle schauen sie in ihrer Kartei nach und stellen verwundert fest, daß nach ihren Aufzeichnungen eben diese Wira Naumiwna schon vor dreieinhalb Jahren zu Gott eingegangen ist, in diesen Karteien ist alles möglich, sagt die älteste diensthabende Krankenschwester, lehnt es aber ab, endgültig zuzugeben, daß sie nicht Pawlowa Wira Naumiwna vor sich hat, sondern einen nicht identifizierten Wichser, am Morgen rufen sie den Fahrer des Rettungswagens an, der eben seine Schicht beendet und aus diesem Anlaß die ganze Nacht getrunken hat, der also

nicht gleich versteht, um wen es geht, und sagt, daß er gestern keine Wira Naumiwna aus dem Stadion abgeholt hat, versichert, daß er verheiratet ist, mit seiner Frau sei alles in Ordnung, sogar Sex haben sie manchmal, wenn er nicht Nachtschicht hat, na, aber dann rafft er, was Sache ist, und gibt den Krankenschwestern die Telefonnummer des Wachtmeisters, der sich gestern für das weitere Schicksal des von ihm eingelieferten Dog interessiert hat. Die Krankenschwestern rufen den Wachtmeister sofort an, sagen, alsó, ein Drama, Genosse Wachtmeister, hier bei uns liegt so eine vollgekotzte Mißgeburt, was? fragt der Wachtmeister mit morgendlicher Munterkeit in der Stimme und beginnt alles zu notieren, ich notiere, sagt er, voll-ge-kotzt, und? also, sagen die Krankenschwestern, nicht genug daß er vollgekotzt ist, er hat auch keinen Paß, ja-ja-ja, antwortet darauf der Wachtmeister, nicht so hastig – nicht-genug-daß-er-voll-ge-k, hören Sie, fragt er plötzlich, was geht mich das an, vielleicht hat er eine Gehirnerschütterung? hat er nicht – sagen die Schwestern – keine Erschütterung und kein Gehirn, überhaupt ist das irgend so ein Deserteur, hat fremde Dokumente bei sich, aha, freut sich der Wachtmeister, fremde, und außerdem hat er uns hier alles vollgekotzt, können sich die Schwestern nicht beruhigen, na, es reicht, sagt der Wachtmeister streng, bringen Sie ihn her, aber dalli, um neun ist mein Dienst zu Ende, und meine Ablösung hat wohl kaum Lust, sich mit ihm zu befassen – hoher Blutdruck. Alles klar, sagen die Schwestern, Blutdruck.

Sofort rufen sie den diensthabenden Fahrer, nimm, sagen sie zu ihm, diesen Abschaum, der uns hier alles vollgekotzt hat, und bring ihn aufs Revier, mit seinen Dokumenten stimmt was nicht, aha, sagt der Fahrer, ich schmeiß alles

hin und fahre euren Abschaum, damit er seine Dokumente in Ordnung bringen kann, am besten bringe ich ihn gleich auch noch aufs Standesamt? hab wohl nichts besseres zu tun, na, im Prinzip hat er gerade seine Schicht begonnen und hat wirklich nichts zu tun, red keinen Scheiß, sagt die älteste diensthabende Krankenschwester, deren Schicht eben zu Ende geht, bring ihn weg und komm sofort zurück, hier gibt es einen Haufen Arbeit, ja ja, sagt der Fahrer, einen Scheißhaufen, angeekelt packt er den geschwächten und demoralisierten Dog am Arm und führt ihn runter, öffnet die hinteren Türen des Rettungswagen, los, sagt er zu Dog, rein mit dir, setz dich da auf die Trage oder besser noch leg dich hin, sonst fällst du in der nächsten Kurve um und zerbrichst irgendein Glas oder schneidest dich oder schmeißt die Farbe um, was für Farbe? fragt Dog, Farbe halt, sagt der Fahrer, los, leg dich hin, vielleicht bleib ich besser sitzen? fragt Dog ängstlich, mach bloß keine Mätzchen, sagt der Fahrer und setzt sich ans Steuer. Dog versucht, sich hinzulegen, aber sofort wird ihm schlecht, und er fängt an zu kotzen – auf die Trage, die Wände, einen Eimer Farbe, ihr wißt schon. Der Fahrer bremst verzweifelt, rennt nach hinten zu den Türen, öffnet sie, kriegt seinen Teil Kotze ab und schmeißt den halbverreckten Dog auf den morgendlichen Charkiwer Asphalt, dann kehrt er schimpfend und fluchend ins Krankenhaus zurück, wo er, um ehrlich zu sein, nicht wirklich dringend gebraucht wird.

Prolog Nr. 2

9.00

- Und was das Schärfste ist – ich wußte nicht, daß sie zu zweit waren. Die andere war auf dem Balkon.
- Hm.
- Also, ich komme rein, sie ist alleine. Ich hatte doch keine Ahnung, kapiert? Und sie liegt fast nackt da, nur Slips, BHs.
- Was – mehrere BHs?
- Nein, also, verschiedene Unterwäsche halt.
- Wie das?
- Na, verschiedene Farben, klar?
- Besser nicht dran denken . . .
- Sag ich doch. Ich mag Unterwäsche sowieso nicht. Bei Frauen, meine ich.
- Logo.
- Also, ich seh, daß sie geladen hat, und fang auch an, mich auszuziehen. Ich wußte doch nicht, daß sie schon den ganzen Morgen . . . Also zuerst irgendeinen Mist geschluckt, dann mit Wodka runtergespült, stellt euch vor. Voll bis oben hin. Und ich steh da mit meiner Erektion.
- Echt?
- Da kommt die Kuh vom Balkon, die zweite. Kriegt einen Riesenschreck, logo.
- Logo . . .
- Die im Zimmer nicht, die kannte das.
- Was?
- Mich. Hat mich schon so gesehen, mit Erektion, meine ich.
- Scheiße.
- Sag ich ja. Und vom Balkon die war absolut besoffen, ha-

ben den ganzen Morgen gebechert, die zwei. Wenn's nach mir ginge, dürften Frauen überhaupt nicht saufen. Versteht ihr?

– Ja, Weiber. Ich hab einen Nachbarn, der geht morgens raus und kauft zwei Liter Wodka.

– Zwei Liter?

– Echt.

– Stell ich mir lieber gar nicht erst vor.

– Ich frag – wozu brauchst du zwei Liter, Mann? Schaffst du doch gar nicht allein. Und was sagt er?

– Hm?

– Wenn ich getrunken habe, also, die erste Flasche, hab ich Angst davor, rauszugehen. Will aber trinken, kann mich nicht zurückhalten.

– Echt?

– Und wieso hat er Angst?

– Hm, weiß nicht, macht sich halt in die Hose. Kriegt Schiß vom Wodka. Aber saufen will er. Darum nimmt er gleich zwei Liter. Sitzt da und pichelt.

– Also Moment, er tankt eine Pulle, dann die zweite, Scheiße – haut alles weg. Was dann?

– Wie – dann?

– Er will doch weitersaufen?

– Klar.

– Hat aber Angst rauszugehen?

– Nee, also wenn er seine zwei Liter intus hat ...

– Zwei Liter!

– ... ja, zwei Liter. Dann kriegt er einen Kurzschluß und hat keine Angst mehr.

– Echt?

– Selbst gesehen.

– Und wie?

- Was – wie?
- Wie geht es ihm, so ohne Angst?
- Er schießt drauf.
- Und weiter?
- Holt Wodka. Hält sich kaum auf den Beinen, aber er schafft es.
- Wow ...
- Eben ... Aber du warst bei der Erektion.
- Wie Erektion?
- Erektion, hast du gesagt.
- Erektion, ja.
- Und weiter?
- Nichts. Steh da mit meiner Erektion.
- Scheiße ...
- Mhm.
- Da kommt die besoffene Kuh vom Balkon, könnt ihr euch das vorstellen?
- Also ich nicht.
- Und sieht mich. Und denkt – was für ein Arschloch, kommt hier einfach rein und steht rum.
- Was steht?
- Steht rum, sagt sie.
- Vielleicht der Nachbar, denkt sie, geil aufs Ficken. Also greift sie sich ne leere Sektflasche und zieht sie mir über.
- Und du?
- Kipp um. Geh zu Boden, alles voller Blut. Und die Kuh, die besoffene, die rennt zu der anderen und rüttelt sie wach, steh auf, sagt sie, wir müssen ihn fesseln, also mich. Und stellt euch vor, sie steht auf und sie fesseln mich mit Bettlaken an Händen und Füßen.
- Aber sie kannte dich doch, die andere, meine ich.

- Die hatten doch schon schwer geladen! Irgendwelchen Scheiß geschluckt, und dann noch Wodka. Keine Ahnung, wie die überhaupt vom Balkon zurückgefunden hat. Erkannten sich schon gegenseitig nicht mehr.
- Und?
- Sie fesseln mich also, zerren mich ins Bad, schmeißen mich hin und gehen schlafen.
- Tsssss ...
- Und am nächsten Morgen – logisch, die vom Balkon kann sich an nichts mehr erinnern und kriecht ins Bad, um sich zu waschen. Macht nicht mal Licht, die Sau, tastet sich vor. Steigt in die Wanne, und da liege ich ...
- Verstehst du, Wodka betäubt die Frauen, sie werden zu Fischen.
- Ich hab mal eine Kontrolleurin in der Straßenbahn getroffen, die trug einen Entwerter mit sich rum.
- Erzähl keinen Scheiß.
- Wie – Scheiß? Echt – kommt ne Tuss, hundertpro blau, ich geb ihr meinen Fahrschein, und sie zieht einen Entwerter aus der Tasche, klar?
- Eigentlich cool, deinen eigenen Entwerter zu haben.
- Genau.
- Ja-a-a ...
- Ich habe mal versucht, in der Straßenbahn einen abzumontieren. Nacht, niemand in der Nähe, ich fang an, ihn abzureißen, verletzte mich an der Hand, das Blut spritzt nach allen Seiten, da steigen Kontrolleure ein.
- Schweinebacken.
- Und gleich zu mir, war im Prinzip ja auch allein im Wagen. Wieso, Scheiße, machst du den Entwerter kaputt, sagen sie.
- Und du?

- Was ich? Ich mach hier gar nichts kaputt, sag ich. Wollte gerade den Fahrschein entwerten, da beißt mich Ihr scheiß Entwerter in die Hand. Da, schau Sie, sage ich.
- Irre.
- Ja-a-a ...

Unförmig und verschwitzt, wie er ist, fühlt sich Kakao ziemlich wohl in dieser Gesellschaft. Das Zimmerchen, in dem sie sitzen, ist ganz verraucht und von Kaffeeduft erfüllt, die Tassen reichen nicht für alle, sie lassen den ersten Kaffee kreisen, dann den zweiten, geben die Tassen von Hand zu Hand, dann das Weißbrot, nach einer Stunde riechen ihre Kleider, ihr Haar und sie selbst nach Tabak und Brot, nach Brot vor allem. Kakao trocknet sich mit dem Ärmel die verschwitzte Stirn, he, Kakao, ziehen sie ihn auf, das ist doch dein bester Anzug, macht nichts – Kakao wird ganz rot – kein Problem, ich bring ihn in die Reinigung, ja ja, ziehen sie ihn weiter auf, das sagst du schon seit zwei Jahren, hier, Brot, Kakao nimmt aus den Händen seiner Freunde das frische Weißbrot und hört weiter ihren Stories zu, er könnte immer mit ihnen zusammen sein, er fühlt sich wohl, sie teilen Brot und Zigaretten, und das Wichtigste – niemand jagt ihn weg. Wo findest du heutzutage noch Leute, die dich mehrere Tage lang ertragen in deinem sandfarbenen Anzug, den du schon zwei Jahre nicht gereinigt hast, wenn nicht drei.

Kakao ist irgendwie zu dick für diese Gesellschaft, und er sieht scheiße aus in seinem Anzug, aber der Anzug gefällt ihm, keine Ahnung, wo es solche Anzüge zu kaufen gibt. Kakao hat ihn irgendwo ausgegraben, hält ihn für stylish, fährt voll auf so was ab, Kakao ist fast der einzige meiner Bekannten, der zum Friseur geht, er benutzt so ein schwu-

les Gel, rasiert sich sogar manchmal, obwohl ihm das gar nicht guttut. Zu sechst haben sie sich in das Zimmerchen gedrängt, sitzen rum und hören Little Chuck Berry zu, der erzählt, wie er seinen Geburtstag gefeiert hat, alle finden die Geschichte gut, Kakao lauscht mit offenem Mund, das mit der verschiedenfarbigen Unterwäsche hat ihm besonders gefallen, er versucht, sich das vorzustellen, aber es gelingt ihm nicht. Little Chuck Berry reicht noch einen Joint herum und sagt plötzlich, Kakao, erzähl doch du mal was, die anderen stimmen ein, ja, Kakao, los, erzähl uns was, was sitzt du rum und schweigst, uns interessiert das doch, los, erzähl uns was, oh – erzähl uns eine deiner Weibergeschichten, alle lachen, ja, rufen sie, los, Kakao, eine Weibergeschichte. Kakao geniert sich, er fühlt sich doch ein bißchen unsicher, sie sind eine Gruppe und er einfach nur ihr Gast, er will aber nicht weg hier, deswegen überlegt er, was er erzählen könnte, eine Weibergeschichte. Weiber. Weiber sieht er vor allem im Fernsehen. Vielleicht sollte er vom Fernsehen erzählen.

Da kommt ein Typ von der Verwaltung angerannt, Schluß, – ruft er, – hopp, hopp, schnell, es geht los, und sie rappeln sich hoch und schleppen sich raus auf den Flur, gehen im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen, kauen ihr Brot zu Ende, rauchen ihre Zigaretten auf, Kakao trabt hinterher, durch irgendwelche Abstellräume, überall Agitationsschilder, an den Wänden Feuerlöscher, endlich gelangen sie ans Tageslicht, jemand dreht sich zu Kakao um und sagt – he, Kumpel, warte hier auf uns, okay? Wir brauchen nicht lange. Wie lange denn? – fragt Kakao, ein paar Stunden, vielleicht ein bißchen länger, – setz dich da an die Wand und warte. Darf ich vielleicht zuhören? – fragt Kakao, klar, – sagt jemand, – hör ruhig zu, aber im Prinzip ist es nichts Be-

sonderes – absoluter Scheißkram. Kakao bleibt nichts anderes übrig, als ihnen aufs Wort zu glauben.

Der Saal ist proppenvoll, über zweitausend Menschen haben sich versammelt, die Zuspätgekommenen stehen in den Gängen, drängeln sich vor der Bühne, ein scheiß Publikum – Studenten, Rentner, Militärs, Invaliden, besonders viele Invaliden, das ist verständlich, aber auch *biznesmeny* in grellen Anzügen sind da, und so weiter und so fort. Als sie die Bühne betreten, explodiert der Saal, die Invaliden brüllen irgendwelche Mantras, man winkt ihnen zu, lächelt, sogar ein paar Blumensträuße fliegen auf die Bühne, sie nehmen ohne Eile ihre Instrumente, schließen sie an, einer gibt den Tonleuten ein Zeichen, mehr Saft bitte, ein anderer macht eine Flasche Mineralwasser auf, das Volk skandiert weiter, veranstaltet ein kleines Fest, sie aber lassen sich nicht wirklich davon anstecken, alle wissen, was Sache ist und wer der wahre Boss und wo es drauf rausläuft, und als die Invaliden so richtig in Fahrt kommen und Chorgesänge anstimmen, ohne daß sie jemand richtig beachtet, erscheint er –

10.00

Hochwürden Johnson-und-Johnson, Sonne am verdüsteren Firmament des neuen amerikanischen Predigertums, stärkster Publikumsmagnet der Westküste, Führer der Kirche Jesu (vereinigt), Popstar, der allen, die es wünschen, das Gehirn wäscht an diesem regnerischen Sommermorgen mitten in der Woche, Hochwürden Johnson-und-Johnson schießt auf Konventionen, er ist ja nicht irgend so ein Altgläubiger, der seine Gottesdienste nur am Wochenende zelebriert, das ist doch Scheiße, sagt er, altgläubige Scheiße,

und alle geben ihm recht. Er ist vor ein paar Wochen in die Stadt gekommen, so steht es zumindest in der Presseerklärung, die am Eingang verteilt wird, hat für einen Monat im voraus den Kino- und Konzertsaal gemietet, Musiker angeheuert und rackert sich nun schon seit vier Tagen ab, predigt den Eingeborenen Gottes Wort, von Mal zu Mal werden es mehr Eingeborene, Hochwürdens Agenten arbeiten phantastisch, schon einen Monat vor seiner Ankunft haben die Lokalzeitungen angefangen, über diese Ankunft zu schreiben, Postkarten mit seinem grinsenden amerikanischen Arschgesicht wurden in Fabriken, auf Märkten und Banken verteilt, bereits am Tag nach seiner Ankunft gab er dem populärsten TV-Sender der Stadt ein Interview und sprach dabei zur großen Verwunderung des Publikums sogar mehr oder weniger passabel die Staatssprache, wodurch er aus dem Stand einen Volltreffer landete, hat angeblich hiesige Wurzeln, ist ansonsten aber ein WASP, also ein hundertprozentiger Weißer aus Texas, kein Wunder, daß die ganze Stadt über Hochwürden spricht, während seiner ersten Predigt gab es im Saal mehrere Kameras, jeder Sender, der was auf sich hielt, meldete, daß die erste Predigt von Hochwürden Johnson-und-Johnson, von der die Bolschewisten schon so lange sprechen, stattgefunden hat, obercool, liebe Charkiwer, das müssen Sie einfach gesehen haben, um so mehr als der Eintritt für lau ist plus man kriegt noch einen kostenlosen Kalender mit Hochwürdens Visage drauf, Gottesdienste bis Ende Juni täglich um zehn, dreizehn und siebzehn Uhr.

Nun schert er schon den vierten Tag hintereinander seine Schäfchen, hält drei Predigten am Tag, hat hier schon seinen eigenen Fanclub, alle sind fasziniert von Hochwürdens verrotztem Geflenne, das eine Tussie in grauem offiziellem

Kostüm dolmetscht, sie arbeitet als Hochwürdens Dolmetscherin, versteht ihn aber offensichtlich nicht, jedenfalls übersetzt sie, wie es grade kommt, Hochwürden selbst hat aber anscheinend keine Böcke, sie zu korrigieren, die göttliche Offenbarung packt ihn, er ist ganz high während der Predigt, sogar Kiffer kommen zu seinen Veranstaltungen, sie verstehen den Alten auf ihre Art, internationale Solidarität der Zugedröhnten, denen sich, jedem auf seine Weise natürlich, Gottes Mysterium offenbart, sind also gemeinsam high, noch dazu mit Musik.

Und diese Musik machen eben sie, Hochwürden hat ein strenges Casting durchgeführt, fast alles Studenten vom Konservatorium, nur Little Chuck Berry kommt vom Punk, ihn hat Hochwürden wegen seines Rhythmusgefühls genommen, überhaupt war nicht die Ausbildung entscheidend, Hauptsache, sie machen sich gut auf der Bühne, also keine Juden, keine Mongolen, auf keinen Fall Schwarze, mit einem Wort, ein echtes Nazischwein, aber das gefällt den Leuten.

Hochwürden putscht sich in der Maske auf, schluckt irgendwelche Pillen, trinkt Unmengen koffeinfreien Kaffee, rezitiert laut Auszüge aus der Holy Bible und will die Dolmetscherin dazu bringen, sie zu wiederholen, die Dolmetscherin schweigt düster, Hochwürden kommt dadurch nur noch mehr in Fahrt, kriegt schon die ersten Anfälle göttlicher Offenbarung, bei ihm ist das wie Durchfall, es zerreißt ihn einfach. Da kommt einer von der Verwaltung, es wird Zeit, sagt er, Zeit zu gehen, die Leute warten schon, Hochwürden schlürft aus einem großen Plastikbecher seinen cleanen Kaffee, etwas tropft auf sein schneeweißes Hemd, shit, sagt er, fuckin' shit, die Dolmetscherin versucht, das für den Typen von der Verwaltung zu übersetzen, aber der

winkt ab. Okay, sagt Hochwürden, dann knöpf ich mich eben bis oben zu, wie die Austern, wie Schnecken, wie Octopusse, mit einem Wort, wir leben alle unter Gottes Sonne, fügt er hinzu und geht hinaus in den Korridor. Hinter den Kulissen, fast schon auf der Bühne, hält Hochwürden für einen Moment inne, sein Blick fällt auf einen fülligen jungen Kerl in sandfarbenem Anzug, gar nicht übel, der Junge, denkt Hochwürden und bremst ab. Wer bist du? fragt er, und im Halbdunkel blitzt das Gehäuse seiner Armbanduhr kurz auf, Kakao erstarrt, es verschlägt ihm die Sprache, was schweigst du denn? wird Hochwürden ungeduldig, hast du einen Namen? Kakao nickt mit seinem großen Kopf, aber seinen Namen sagt er nicht. Na gut, Hochwürden verliert den letzten Rest Geduld, Gottes Gnade ist groß, auch solchen Schissern wie dir wird sie zuteil, die Dolmetscherin will das übersetzen, aber Hochwürden unterbricht sie – später, später, sagt er und betritt die Bühne, dabei trägt er schwer an seinem gelben, flammenden Nimbus.

Kakao starrt auf die Stelle, wo eben noch Hochwürden gestanden hat, kommt nur langsam wieder zu sich und sucht auf Wattebeinen nach dem Klo, findet es schließlich, schließt mit letzter Kraft die Tür, kriecht in die Kabine und beginnt zu kotzen. Ist mir schon länger aufgefallen – wenn er sich aufregt, Streß hat oder so, kotzt er immer, Schicksal, vor Prüfungen ist er überhaupt nicht ansprechbar, armer Kerl. »O mein Gott, – denkt Kakao, – O mein Gott. Bin das wirklich ich, bin wirklich ich es, den dieser Mann eben angesprochen hat? Das kann nicht sein, ich weiß natürlich, was ich wert bin, habe nette Freunde, meine Mutter arbeitet in einer Bibliothek, in Makijiwka kennt man mich und in Milowe auch, aber das! Ich weiß gar nicht, was ich denken soll«, – denkt er und fängt wieder an zu kotzen. »So

was, – denkt er, als er fertiggekotzt hat, – das kann ich keinem erzählen, niemand wird mir glauben. Werden sagen, ich spinne. Scheiße, ich glaub mir selber nicht – habe mein Leben gelebt, mich um meine eigenen Angelegenheiten gekümmert, niemanden gestört, niemanden verpiffen, vielleicht ist das jetzt der Dank Gottes. Wie sonst, wie sonst – ich versteh einfach nicht, womit ich es verdient habe, daß mich, einfach mich direkt, ein Mann anspricht, DER EINE GOLDENE ROLEX AM ARM HAT!!!«

Kakao beugt sich noch einmal über die Schüssel und sieht auf dem Boden, direkt daneben, einen Stapel Broschüren mit Predigten von Hochwürden, fromm nimmt er eine, betrachtet das etwas zerknitterte Gesicht von Johnson-und-Johnson, betrachtet die Rolex an seinem Arm und steckt die Broschüre lächelnd in die Tasche seines sandfarbenen Sakkos.

Liebe Brüder und Schwestern! (Liebe Brüder und Schwestern! – übersetzt die Tussi im Kostüm). Durch Manipulation seiner göttlichen Hand hat uns der Herr hier versammelt. (Der Herr manipulierte mit seinen Händen, – übersetzt sie. – Hin und her.) Danken wir ihm, daß wir hier zusammengekommen sind – ihr und ich! (Ich danke euch, daß ihr gekommen seid, und ich auch). Ich sage euch, Brüder und Schwestern – erhebt euch, erhebt euch und sprecht ein Gebet, im Namen Gottes, Hallelujah! (Hallelujah – die Tussi versteht nicht). Herr, sage ich! (Er sagt – »Herr«.) Schau auf diese Menschen nieder, die an diesem Morgen schon hier zusammengekommen sind! (Schon am Morgen sind sie gekommen.) Deine göttliche Liebe hat sie hierhergeführt, nicht wahr? (Die Liebe hat sie wahrlich nicht hierhergeführt.) Ja, Herr! (Ja.) Ja, Hallelujah! (Die Tussi

schweigt.) Ihr könnt aber fragen, warum, Hochwürden Johnson-und-Johnson, erzählst du uns das alles, wir wissen das alles, vollbringe doch besser ein Wunder! (Wir wissen alles über euch! – sagt die Tussi drohend, – fragt ruhig.) Ich möchte euch eine Geschichte erzählen, ich will es euch am konkreten Beispiel zeigen, damit ihr versteht, was ich meine. (Ich möchte es euch ganz konkret zeigen, ihr versteht, was ich meine.) Ein Mädchen aus Süd-Connecticut (Ein Mädchen aus dem Süden) lebte in großer Not (sie lebte im Süden), sie hatte keine Eltern, keine Freunde, keinen eigenen Psychologen (sie beschäftigte sich mit Psychologie, war Psychologin, ihre eigene), sie hatte schon alle Hoffnung auf die göttliche Offenbarung aufgegeben, ihre Tage zogen sich unendlich hin (sie verlor alles und schlunzte ohne Ende ab). Hallelujah! (Die Tussi schweigt.) Eines Tages begegnete sie auf ihrem Weg einem Mann Gottes, einem Pastor (sie begegnete einem Menschen, einem Mann) und er sagte zu ihr – Schwester! (sie war seine Schwester) Schwester! (noch eine) halt ein, es ist fürchterlich – du selbst versperrst die Tür, durch die Jesus zu dir kommen könnte (sperr die Tür ab, sagte er, sonst kommt der fürchterliche Dschisus zu dir). Wieso machst du das nur? (Wie machst du das nur?) Und er verließ sie, hatte genug von ihr und ihrem Unglauben. (Der Alte hatte offensichtlich was mit ihr, dann sagte er – genug, und verließ sie.) Und sie blieb alleine, und ihre Tage zogen sich weiter unendlich hin. (Und wieder schlunzte sie ohne Ende ab.) Eines Tages, als sie vom Einkaufen zurückkam (Aber eines Tages machte sie dann doch Shopping) und über die Straße ging, konnte ein betrunkenen Autofahrer nicht mehr rechtzeitig bremsen und fuhr sie um (sie war schon total betrunken, war nicht zu bremsen), als sie auf der Intensivstation, auf dem OP-Tisch wieder zu

sich kam (sie kam auf dem Tisch zu sich, die Schlampe, be-
soffen, die Kleidung zerrissen), unter dem Messer des Chir-
urgen (der Chirurg war schon auf ihr), konnte sie sich nicht
mehr an ihren Namen erinnern (sie konnte sich an ihn gar
nicht erinnern. Sie hat doch alles vergessen, sie war ja total
blau, verdammte Schlampe), sie hat das Gedächtnis verlo-
ren! Sie konnte sich an nichts mehr erinnern (hat alles ver-
soffen – die Wohnung, die Sachen, das Geld vom Sparbuch
– versoffen, und zusammen mit ihrem neuen Lover brennt
sie Schnaps), sie erinnerte sich nicht, wo sie herkam (wie
kommt so eine nur hierher, wollten die Nachbarn wissen),
erinnerte sich nicht mehr an ihre Eltern, ihren Vater, ihre
Mutter (your mother, sagten sie, was für eine Schlampe lebt
nun in unserem Haus, bald wird uns wegen ihrer Destille
der Strom abgestellt), sie hat ihr ganzes Leben vergessen
(wir ackern hier unser ganzes Leben, und diese Nutte setzt
sich ins gemachte Nest, und dann auch noch mit ihrem
Macker), und als alle, sogar die Ärzte, jegliche Hoffnung
aufgegeben hatten (wir werden dir, Flittchen, noch zeigen,
daß dies ein ehrenwertes Haus ist, den Moralkodex des Er-
bauers des Kommunismus sollst du kennenlernen. Wir rei-
ßen dir die Beine raus, du Dirne. Und deinen Macker wer-
den wir in die Anstalt schicken, auf Entzug), da kam
plötzlich die göttliche Offenbarung auf sie nieder (ist wohl
total ausgeflippt, das Bahnhofsflittchen, mit ihrem Macker,
denkt wohl, wir zahlen den Strom für sie, hält sich für
schlau, das Miststück, und dann noch der Macker, diese
Lachnummer – in die Anstalt mit ihm und basta, was ma-
chen wir hier rum – am besten gleich die Miliz rufen, die
Leitungen kappen und ihren Macker kastrieren, Seemann
bei der Handelsflotte, denkste, ein Pisser ist er, eine Lach-
nummer, verflixt, ins gemachte Nest, Arschlöcher) und

Gott sagt zu ihr (verpiß dich, verpiß dich, Mädels, wir ackern hier unser ganzes Leben lang, und du glaubst, du wärst hier die Königin, was? Willst dich hinter deinem Macker verstecken, hinter deinem Seemann? Die Anstalt wartet schon lange auf ihn, so ist es, ja genau – in die Anstalt mit ihm). Was für eine Anstalt? – denkt Johnson-und-Johnson plötzlich, was übersetzt diese fucking Fotze für einen Scheiß? Er macht eine Pause, in der man das Schluchzen der Invaliden hört, und fährt dann fort.

Liebe Brüder und Schwestern! (Liebe Brüder und Schwestern! – die Dolmetscherin nähert sich dem Thema wieder an.) Und Gott sagt zu ihr – kehr um (und Gott sagt euch – kehrt um und basta!), steh auf und geh! (geht doch endlich!), und sie ging weg (weg mit ihr) und fragte die Ärzte (fragt die Ärzte) – wer hat meine Behandlung bezahlt? (wer das alles bezahlen soll). Und sie sagten ihr – es ist ein Wunder, ein Wunder Gottes, aber jemand hat deine Versicherung bezahlt (versichert euer Wunder), und jemand hat dir Kleidung, ein paar Sachen gebracht, und das ist das zweite Wunder (eine andere Sache ist, daß jemand dir ein Wunder gebracht hat), und jemand hat dir eine Wohnung gemietet, du hast nun ein Dach über dem Kopf, und das ist das dritte Wunder (das Wunder flog schon zum dritten Mal über deinen Kopf). Nun war es für sie endgültig klar – es ist die Offenbarung Gottes, die Erleuchtung, die von oben über sie kam (es kam ihr hoch), Jesus selbst schenkt ihr diese Erleuchtung, ganz klein, einen kleinen Streifen Licht, wie wenn ihr nachts den Kühlschrank aufmacht (der fürchterliche Dschismus will ihr in der Nacht einen Kühlschrank schenken, so einen ganz kleinen). Wozu erzähle ich euch das alles, liebe Brüder und Schwester? (Wozu braucht ihr Brüder, Schwestern?) Damit ihr versteht, daß die göttliche

Offenbarung Meeresfrüchten gleicht (erschöpft verstummt die Tussie und versinkt in Gedanken) – das Wichtigste ist nicht, sie zu fangen, sondern sie richtig zuzubereiten. Die Offenbarung Gottes ist wie das Gehirn eines Octopus – du weißt nicht, wo es sich befindet. Du gehst auf den Octopus zu, betrachtest ihn und denkst – Hallelujah! – wo ist bei diesem fucking Octopus das Gehirn? Denn wenn es einen Octopus gibt, dann muß es auch sein Gehirn geben? Aber dein Verstand kann es nicht fassen, dein Verstand ist träge und ungläubig, du kannst nicht einfach so einen Octopus nehmen und die Sache durchziehen, mußt auf deine innere Stimme hören, und die sagt dir – weg, weg damit, hier findest du nichts, das ist nichts für dich. Und dann beginnst du an dir selbst zu zweifeln. Hallelujah! Du denkst – ja, ich bin nicht würdig, ich bin zu schwach und zu siech, um diesen Weg bis zu Ende zu gehen und alles zu begreifen, diese Arbeit ist nichts für mich. Ich trete besser ab. Denn du siehst seinen Körper, er ist wie dein Körper. Und du siehst seine Augen, sie sind wie deine Augen, und du hörst sein Herz schlagen – Gott sei's gelobt – es schlägt wie dein Herz! Wer bist du also?

– Ein Octopus! – ruft es aus dem Saal.

– Was für ein Octopus? – Johnson-und-Johnson versteht nicht, wieso Octopus? Bestürzt verstummt er für einen Augenblick, verliert aber nicht den Schwung und taucht wieder in das bunte Purpur seiner Predigerscheiße ein: Richtig, du bist Gottes Kind! Wir sind alle Gottes Kinder! Die Offenbarung Gottes ist in jedem von uns (Jedem von euch – die Tussi schaltet sich wieder ein – wird am Ausgang eine Broschüre und ein Kalender mit dem Foto von Hochwürden ausgeteilt), laßt uns also der Aufmerksamkeit des Allmächtigen Beachtung schenken (vielen Dank

für eure Aufmerksamkeit, alles Gute, auf Wiedersehen bei den Predigten der Kirche Jesu (vereinigt)), da uns die Begegnung mit ihm noch bevorsteht! (Auf Wiedersehen, – wiederholt sich die Tussi. – Laßt nichts liegen, – fügt sie hinzu, – und schafft endlich diese scheiß Invaliden hier weg).

Denen hab ich's aber gegeben, – sagt Hochwürden Johnson-und-Johnson zu dem Typen von der Verwaltung. Der Typ schaut ihn verträumt an. Ja, – wiederholt Hochwürden. – Denen hab ich es gegeben. Aber warum habe ich heute wieder über Octopusse gequatscht, was ist bloß los mit mir in letzter Zeit? – fragt er den Typen, – kaum nehme ich Vitamine, da fang ich auch schon an, von Octopussen zu erzählen. Kann nichts dafür, – rechtfertigt er sich, – diese zauberhaften Wesen machen mich ganz high. Ach, wie geil, – sagt er ganz glücklich und verschwindet in der Maske.

11.00

Solange all diese Orthodoxen des Siebenten Tages noch da sind und Hochwürden gestikulierend die Bühne verläßt, sitzt Kakao auf der Bank und versucht zu kapieren, worum es ging, aber der Sinn der Rede von Hochwürden erschließt sich ihm nicht wirklich – irgendwas mit Elektrizität, Anstalt und Octopussen, Kakao langweilt sich, hätte besser daheim ferngesehen, – denkt er, – aber da, als Nachschlag zu den Offenbarungen Hochwürdens, setzt, gemäß der für die Aufklärungsarbeit unter Eingeborenen entwickelten Dramaturgie »Hochwürden Johnson-und-Johnson's Göttliches Orchester« ein, Kakaos Freunde, Kanonenfutter auf der entscheidenden Etappe im ungleichen Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Hochwürden Johnson-und-John-

son und seinem Marasmus. Sie spielen Blues, klassische Stücke, die ihr Chef höchstpersönlich ausgewählt hat, die Invaliden im Saal beginnen sich im Takt zu drehen, die *biznesmeny* öffnen ihre salatgrünen Sakkos, das Publikum lebt auf, Hochwürden in der Maske wischt sich gutgelaunt den Schweiß von der Stirn, seine Rolex glitzert, die Band kommt in Fahrt, sie spielen ein bekanntes Thema, machen sich aber langsam frei davon, kriegen die Kurve und stimmen etwas an, was sie am Konservatorium sicher nicht gelernt haben – den »Atomic Bomb Blues«, komponiert in den fernen Nachkriegsjahren von einem gewissen Homer Harris, den hier keiner kennt, nicht einmal Hochwürden Johnson-und-Johnson, seine göttliche Offenbarung verschlägt es nicht in solche Grenzgebiete, woher soll er, ein beschissener Octopus, etwas über Homer Harris wissen. Kakao aber gefällt es viel besser als Hochwürdens Predigt, das hier versteht er, beginnt, hinter der Bühne zu tanzen und hört plötzlich, wie sich jemand mit einer Quereinlage von der Band löst, Kakao erkennt sofort die Gitarre von Little Chuck Berry, der seine Offenbarung gekriegt hat und nun zu sprechen scheint, indem er sich an die Flut der Invaliden wendet –

Herr, wenn du mich hören kannst durch die Schreie dieses Viehs Johnson-und-Johnson, wenn du überhaupt noch Böcke hast auf das alles, gib mir eine Chance, nur ein paar Sätze, ich erklär dir alles, Hauptsache du beachtest mich, ich spiele doch im göttlichen Orchester, auch wenn ich in deinen Augen eine Null bin und du dich für mich schämst, für alles, was ich, also, mache, aber wende dich bitte nicht ab von mir, wenigstens ein paar Sekunden lang nicht, mir geht's beschissen, o Gott, so beschissen, das kann sich kei-

ner vorstellen, außerdem spiele ich beschissen, aber trotzdem – schick mir wenigstens ein bißchen Hoffnung, verstehst du, vertreibe diese Wehmut aus meiner Lunge, aus meinem Herzen und aus meinem Magen, die ganze Scheiße sozusagen, hörst du, ich erbitte einzig und allein Hoffnung, ich bin erst neunzehn, vielleicht bin ich zu ungeduldig, aber mir geht es doch nur um einen Streifen Licht, so einen ganz kleinen, wie wenn man nachts den Kühlschrank aufmacht, du weißt, was ich meine, damit ich alles wieder ausatmen kann, was ich in diesen neunzehn Jahren eingeatmet habe, zumindest ein kleines bißchen Trost, Herr, eine minimale Portion, mach dir bloß keine Umstände, einfach mal bei Gelegenheit, hör doch, nur ein bißchen, nicht viel, nur ein bißchen, ein Rest von Hoffnung, hörst du mich, Herr, okay? Okay? Ja, und ein paar Reeboks, o Herr, Reeboks, ein Paar Reeboks, hörst du?! Hörst du mich?!! Du, hey du, hörst du überhaupt, hörst du überhaupt zu, was ich hier sage?!!! Hallo?!!!!!! Haalloo?!!! Haaaaaaaaaaaaaaaaaaaaa!!!!!!
!!!!!!!!!!!!!!!!!!!! Aaaa
aaaaaaaa!!

Die Band stimmt in dieses merkwürdige Thema ein, alle schnellen plötzlich, was für ein cooler Typ dieser Little Chuck Berry ist, wie super das alles paßt, keiner will es vermässeln. Schon lange hat Kakao nichts mehr so high gemacht, er plumpste einfach auf die Bank, saß vollkommen fertig da und hörte zu, hörte, wie sie spielten und spielten, und selbst als die Invaliden auseinander krochen und die *biznesmeny* sich zu ihren Schlitten schleppten und die Putzfrauen sich aufmachten, zwischen den Stuhlreihen die leeren Wodkaflaschen und zerknitterten Kalender mit dem amerikanischen Arschgesicht Hochwürdens aufzusam-

meln – selbst da konnten sie nicht aufhören. Wie sie spielten! Wie junge Götter! Das heißt: fast ohne Patzer.

Prolog Nr. 3

0.00

Meine Freunde wollen ernst genommen werden. Reagieren empfindlich auf den Ton, in dem man mit ihnen redet, legen Wert darauf, worüber man spricht und wie man sie dabei anschaut, sie versuchen, im Gespräch herauszufinden, was man von ihnen denkt, dauernd machen sie Ärger, es ist schwer, sich mit ihnen zu unterhalten, Fremde machen sie nervös, in regelmäßigen Abständen werden sie irgendwo rausgeworfen, würde einer von ihnen mit dem Flugzeug fliegen, dann würde man ihn auch aus dem Flugzeug werfen, logo. Ich selbst hatte früher kein Problem damit, aber in letzter Zeit kann ich das auch nicht mehr ab – vertrag es einfach nicht, wenn jemand meinen Namen nicht weiß, also wir reden und reden, und plötzlich stellt sich raus, keiner weiß, wie ich heiße, um mich rum nur Hohlroller; oder ich kann es nicht ausstehen, wenn einer ein verfucktes Gesicht hat, also natürlich nicht irgendwelche einäugigen Zyklopen, okay, aber wenn jemand nach dem Rasieren Schnitte im Gesicht hat oder Blut auf den Lippen oder so was – ich mag das nicht, finde es respektlos – mit so widerlichem Scheiß im Gesicht rumzulaufen, bleib doch daheim, wenn du dich nicht rasieren kannst, ab vor die Glotze, oder tu was Nützliches, aber nein – er verkackt sich die Fratze mit der Klinge, fällt dich auf der Straße an, kotzt sich aus und weiß dabei nicht mal mehr, wie du heißt. Make-up mag ich auch nicht, ekliges Zeug, Make-up, aggressiv, riecht

schlecht, Parfüm kann ich nicht ausstehen, trinken, okay, aber sonst – keine Böcke; Ringe, Ohrstecker, Badges – alles respektlos, finde ich zumindest. Früher hat mir so was nichts ausgemacht, überhaupt habe ich früher viele Dinge einfach nicht bemerkt, das Leben ist schon komisch – je näher du dem Äquator kommst, desto mehr Scheiße schwimmt um dich rum, schwimmt und geht nicht unter, aber andererseits ist es so irgendwie auch interessanter.

Ich habe viele Freunde, eigentlich kein Freundeskreis, eher ein freundschaftliches Kollektiv von Simulanten, die gemeinschaftlich Werber und Arbeitgeber verarschen, wir wohnen in ein paar benachbarten Zimmern auf derselben Etage, schlafen, wie es gerade kommt, ich kenne nicht mal alle, mein richtiger Freund ist eigentlich nur Wasja Kommunist, die anderen – mehr oder weniger zufällige Leute, obwohl, auch sie sind unsere Freunde, tauchen auf und verschwinden wieder, manchmal kommen mehr als ein Dutzend auf unserer Etage zusammen, manchmal treib ich mich ein paar Tage allein im Flur rum, klettere raus aufs Dach und schau mir die Gegend an. Wir sind alle um die achtzehn, neunzehn Jahre alt, die meisten meiner Freunde sind schon von der Uni geflogen und jetzt arbeitslos, oder sie machen sinnloses Zeug, zum Beispiel Dog Pawlow – hab noch nie verstanden, was der eigentlich macht. Dog Pawlows Eltern sind Juden, aber auf sich selbst bezieht er das nicht, sagt, daß Eltern Eltern sind und er – er, außerdem sagt Dog Pawlow, daß er ein Rechter ist. Also lebt er natürlich nicht bei seinen Eltern, sagt, daß er nicht mit Juden zusammenleben kann, treibt sich bei Bekannten rum, manchmal hängt er ein oder zwei Wochen bei uns ab, außerdem hat er eine Oma, offensichtlich keine Jüdin, denn bei ihr übernachtet er manchmal. Von Zeit zu Zeit klaut er seiner

Oma aus dem Buffet irgendwelches antikes Porzellan und verscherbelt es auf dem Flohmarkt, für das Geld kauft er in den Apothekenhäuschen rund um den Markt Tabletten und kommt zu uns. Dann gehen wir für ein paar Tage überhaupt nicht aus dem Zimmer, höchstens um zu pissen oder zu kotzen, aber kotzen kann man im Zimmer. Pissen im Prinzip auch. Ich mag Dog Pawlow, trotz seines Antisemitismus, juckt mich ja nicht.

Dog arbeitet aus Prinzip nicht, findet Arbeit Scheiße, sagt »ich finde es beschissen, für die auch noch zu arbeiten«, überhaupt findet er, daß in unserer Republik ein Umsturz stattgefunden hat und Juden an die Macht gekommen sind, Saujuden – sagt er – überall Saujuden; ich finde eigentlich, daß er so nicht reden sollte, aber arbeiten will ich auch nicht. Kürzlich haben unsere Freunde – die Werbeleute Wowa und Wolodja – Dog bei sich in der Zeitung angestellt, als Kurier in der Werbeabteilung, Dog hat lange überlegt, ist zu uns auf die Etage gekommen, hat sich in der Küche rumgedrückt, Wowa und Wolodja Saujuden genannt und überlegt. Schließlich gab er sich einen Ruck und ging arbeiten. Gearbeitet hat er ungefähr zehn Tage. Vor ein paar Tagen ist er verschwunden, zusammen mit irgendwelcher Geschäftskorrespondenz, Wowa und Wolodja sind zu uns gekommen, wir keinen Schimmer, sie haben seine Eltern angerufen, aber die hatten von ihrem Dog-Sohn auch schon anderthalb Jahre nichts mehr gehört, was sie aber nicht weiter zu stören schien, sogar zu seiner Oma sind sie gefahren, die Oma ließ sie nicht rein, linste durch den Türspalt und schnallte nicht, was sie von ihr wollten, anscheinend hat es Dog geschafft, die Alte völlig kirre zu machen, viel Spaß auch mit einem Enkel, der zum Frühstück erst einen Wodka nimmt und dann den ganzen Rest. Kurz gesagt, Dog blieb

verschollen, und unsere Werbefreunde drohten damit, ihm etwas Entsetzliches anzutun, sollte er wieder auftauchen – »das könnt ihr ihm ausrichten, – sagten sie, – wir reißen ihm die Eier ab«. Ich hatte so meine Zweifel, ob man Dog auf diese Weise zurück in die Redaktion würde locken können, versprach aber, es auszurichten. Kein Problem für mich. Wowa und Wolodja mochten wir eigentlich nicht, aber wir duldeten sie, sie studierten Geschichte, und wie die meisten hervorragenden Geschichtsstudenten arbeiteten sie mit dem KGB zusammen; dem KGB schadete es gründlich, denke ich, daß er solche Downies wie Wowa und Wolodja in seinen Reihen hatte, aber es wird schon seine Ordnung haben, denke ich, warum sonst würde man sie dort in den Listen führen. Offensichtlich protegiert vom KGB hatten Wowa und Wolodja schon im ersten Studienjahr Arbeit in der Werbeabteilung einer der ersten unabhängigen Zeitungen von Charkiw gefunden, ihre Zeitung arbeitete im Namen irgendeines Fonds für demokratische Entwicklung, der Chefredakteur – schwuler Fuchs – hatte es geschafft, den Amis eine solide Summe aus den Rippen zu leiern, also starteten sie ihre unabhängige Zeitung, waren die ersten in der Stadt, die außen nackte Weiber hatten und innen das detaillierte Fernsehprogramm. Außerdem machten sie permanent die Sowje fertig, man kann sagen, daß sie für die Amiknete unser gesamtes sowjetisches Vaterland mit Dreck beschmissen, unsere Jugend, kann man sagen, ich mochte die Zeitung nicht, obwohl mir die Weiber auf der Titelseite gefielen. Wie schon gesagt arbeiteten Wowa und Wolodja in der Werbeabteilung, weiß nicht, wie sie dort arbeiteten, wahrscheinlich schlecht, denn sie kamen regelmäßig ein- bis zweimal pro Woche zu uns, knallten sich mit Wodka zu und verkloppten sich dann gegenseitig. Eigent-

lich waren sie befreundet und verstanden sich gut, Wowa war ein bißchen größer, Wolodja ein bißchen dicker, aber wenn sie sich besoffen, gingen sie unauffällig auf den Flur hinaus und fingen an, sich zu verkloppen, und zwar gnadenlos: ausgeschlagene Zähne, Heulen und tränenverschmierte Fressen. Was für KGBisten sie also abgaben – keine Ahnung. Zuerst wollten wir sie trennen, aber dann dachten wir – scheiß drauf, laß sie sich doch verkloppen, wenn sie sich verkloppen wollen. Vielleicht ist das bei Historikern so üblich, vielleicht gibt's beim KGB dafür extra money, was sollen wir uns einmischen.

Außerdem wohnt auf unserem Stockwerk noch Wacha. Wacha ist Georgier, obwohl Dog auch ihn einen Juden nennt. Wacha hat sein eigenes Business – an der Umgehungsstraße, fast an der Stadtgrenze, ganz bei uns in der Nähe, hat er Kioske stehen, in denen seine Leibeigenen arbeiten. Die Leibeigenen wohnen in einem der Kioske, kommen dort nachts zusammen, im Winter zünden sie ein Feuerchen an, einmal hätten sie fast den Kiosk abgefackelt, gut, daß er aus Eisen ist, so brutzelten sie nur ein bißchen, überlebten aber. Wacha hat ganze zwei Zimmer – in dem einen wohnt er, im anderen lagert er seine Schmuggelware, alle möglichen Schokoriegel, Cola, Heroin und Chupa-Chups. Die Bullen bezahlt er, den Hauswart auch, uns läßt er in Ruhe, also ist Wacha ein positiver Held, ganz klar positiv, kann man gar nicht anders sagen. Verkauft uns echten Wodka, obwohl, billiger gibt er ihn uns nicht. Vor Dog hat Wacha Angst und schließt sich in einem seiner Zimmer ein, wenn der uns besucht, ich stell mir vor, wie er in der Zwischenzeit die schmutzigen Geldscheine zählt und Goldmünzen verschluckt, damit ihm der Jude und Antisemit Dog auch ja nichts krallen kann.

Weiter hinten, in den Eingeweiden des Flurs, wohnt der Donbass-Intellektuelle Kakao. Seine Mutter arbeitet in der Bibliothek irgendeines Bergwerks. Kakao ist fett, wir mögen ihn nicht, aber er kommt gern zu uns, hat im Grunde auch keine Wahl, wer will schon was mit einem Donbass-Intellektuellen zu tun haben. Es gibt da allerdings noch ein paar andere Bekannte in der Stadt, Musiker, offensichtlich auch so Penner wie er, wenn er sich mit ihnen trifft, dann kommt er auf Zehennägeln nach Hause gekrochen, vollgepumpt mit Alk, und knackt sofort weg. Kakao hat einen sandfarbenen Anzug, in dem er aussieht wie ein echtes Arschloch, er zieht ihn so gut wie nie aus, würde sogar im Anzug duschen; wenn er mit Alk vollgepumpt nach Hause kommt, plumpst er in diesem Anzug ins Bett, ein multifunktionales Ding, der Anzug eines Donbass-Intellektuellen. Wenn er aufwacht, geht Kakao in die Küche und sieht nach, wer gerade was kocht, schnüffelt an den Fertiggerichten und redet über alle möglichen abwegigen Themen – verkatert, fett, ein Laffe im sandfarbenen Anzug.

Außerdem wohnt noch Bootsmann hier – komischer Kauz mit zerfetztem rechtem Ohr, sagt, daß ihn ein Hund gebissen hat, Dog Pawlow? – fragt immer jemand, eine Art Witz. Bootsmann ist irgendwie gottesfürchtig oder einfach bescheuert, keine Ahnung, wie ich das erklären soll, zum Beispiel duscht er nur nachts, sagt, er mag es nicht, wenn er gestört wird, wobei gestört? frage ich dann, Bootsmann wird rot, aber er duscht auch weiter nur nachts, komischer Typ. Ansonsten lohnt es sich höchstens noch, Zündkerze zu erwähnen, ja, Sascha Zündkerze, auch ein guter Kumpel von mir, Sascha stammt irgendwo von der Grenze, obwohl hier ja überall Grenze ist, Sascha ist gegen den Willen seiner Eltern gekommen, das soll's geben, hat Mutter und Stiefvater

zurückgelassen, Fahrstunden genommen, besitzt einen echten Führerschein und will später eine Spedition eröffnen, also sich einen alten Leichenwagen kaufen und zum Beispiel Möbel transportieren, überhaupt ist er verrückt nach Technik, ihr kennt das bestimmt. Hat sich sogar mal Bücher mit Plänen und Beschreibungen von Autos gekauft und versucht, da durchzusteigen. Angefangen hat er natürlich bei den Zündkerzen. Dann waren die Bücher plötzlich verschwunden, ich stell mir vor, daß sie jemand versoffen hat, nur nichts verkommen lassen. Zündkerze hat überhaupt die Fähigkeit, in Scheiße zu treten, die nicht für ihn bestimmt ist.

Den ganzen Rest kenne ich nicht wirklich, irgendwelche Comic-Helden tauchen auf und wieder ab, unmöglich, immer auf dem Laufenden zu sein, wer sie sind und was sie in unserem Leben machen, also, da kommt, sagen wir, irgend so ein Iwanenko daher, ätzender, um nicht zu sagen beschissener Typ, und das ist eigentlich alles, was sich über ihn sagen läßt. So gut wie alles.

Eine nette, ewig hungrige Clique, die wer weiß wovon zusammengehalten wird, denn eigentlich mag keiner den anderen, aber das ist doch noch kein Grund, keinen Umgang zu pflegen. Im Prinzip haben wir nichts zu tun, obwohl jeder seine Verbindungen zur Wirklichkeit hat, in unserem Alter sind das ganz einfache Gelüste und Wünsche – zu bumsen zum Beispiel, was anderes fällt mir grad nicht ein. Die Frauen ignorieren uns, sogar die Nutten von der Umgehungsstraße, manchmal gehen wir die Nutten anschauen, eine Art Ausflug, kostenlose Attraktion, Geld haben wir natürlich keins, deshalb unterhalten wir uns einfach mit ihnen, schnorren Zigaretten, erzählen ihnen irgendwelche Stories, kurz gesagt, stören sie dabei, ihr hartes Nutten-

Brot zu verdienen. Aber sie mögen uns ganz gern, dort an der Umgehungsstraße werden sie von niemandem so richtig gebraucht, genau wie wir, ihnen wie uns fehlt es an Knete und gesellschaftlicher Anerkennung, sie durchleiden, genau wie wir, diesen nassen verregneten Sommer in der leeren, mit Gras zugewachsenen und mit Reklame zugeklebten Charkiwer Vorstadt, phantastischer Ort, phantastische Nutten, phantastisches Leben. Homosexualität praktizieren wir nicht, obwohl es darauf zuzulaufen scheint.

7.00

Hauptsache alles gut durchrechnen, sonst übersieht man schnell was und fällt rein, alles nicht so einfach, wenn man sein eigenes Business anfängt, was verkauft, erst gut nachdenken, auch wenn es eine auf den ersten Blick bombige Sache ist, trotzdem sichert man sich besser ab. Das eine sind Aktien oder Überweisungen, wenn du also die Knete gar nicht in die Finger kriegst, da kann jemand anderer für dich rechnen, und du mußt einfach nur machen, was von dir verlangt wird und dich nicht allzu blöd anstellen bei der Arbeit. Ganz anders, wenn du mit echtem Geld arbeitest, Schwarzgeld, verdammt, ohne Kontor im Rücken, wenn du ganz allein, ohne Zwischenhändler, der echten Geldmasse gegenüberstehst, genau dann denkst du besser gut nach, damit du dich nicht irgendwo verschätzt, logo. Hab ganz schön oft mit ansehen müssen, wie sich eigentlich ganz normale Leute auf offensichtlich faule Sachen einließen und dann den letzten Rest ihres Vermögens und ihres sozialen Ansehens verkackten, Mittelständler sein ist eine kitschige Angelegenheit, ein falscher Schritt – und schon hast du nen Lötkolben im Arsch, so funktioniert nun mal

die primäre Kapitalbildung unter den Bedingungen der posttotalitären Gesellschaft.

Hätte mich auch beteiligen können, hab aber abgelehnt, weiß auch nicht, irgendwas kam mir komisch vor, keine Ahnung was – klang alles ganz seriös, mein Freund Wasja Kommunist, guter Kerl, Seele von einem Motherfucker, hatte es irgendwann satt, von Wodka und Tee zu leben und dauernd strampeln zu müssen, rechnete alles durch, und die Sache schien aufzugehen: sie legen zu viert zusammen, fahren nach Rußland, kaufen dort für das ganze Geld zwei Kisten Wodka, wenn man vorher bei uns Dollar kauft und sie in Rußland in Rubel tauscht, macht man noch zusätzlich Gewinn, besonders wenn man viel auf einmal kauft, zwei Kisten sind zwar nicht viel – aber wen juckt das schon. Nach Rußland und zurück fahren sie mit dem D-Zug, Tickets sparen sie sich, unterwegs ernähren sie sich von dem Wodka, bringen ihn her und verticken ihn am Bahnhof, zum doppelten Preis, dann fahren sie wieder nach Rußland und kaufen vier Kisten Wodka, bringen sie zurück und verticken sie genauso, das braucht ein bißchen Zeit, aber in ein paar Nächten kriegt man auf dem Südbahnhof der Stadt Charkiw alles los, sogar die eigene Seele, wenn man eine hat, danach der Clou – sie fahren noch mal, zum letzten Mal, und kaufen für die ganze Knete acht Kisten Wodka, ganz schön riskant zu transportieren, ist aber den Versuch wert, wenn's hart auf hart kommt, kann man die Zöllner mit dem Wodka bestechen, obwohl es schade drum wäre.

Und das heißt – sagen sie zu mir – zwei Kisten Wodka pro Schnauze, kannst du dir das vorstellen? Na, – sage ich, – und? Und die – flüstern sie – hauen wir weg!!! Was, die ganzen acht Kisten? Ja! Das überleben wir nie, – sage ich. Fuck, – sagt Wasja Kommunist, – nach drei Tagen haben wir's

überlebt, natürlich überleben wir das. Ich stelle mir diese drei Tage vor und lehne höflich ab.

Wasja hat Talent für so was, im Prinzip verstehe ich ihn, was hat er zu verlieren, das ist seine Chance, ein paar Tage ohne Probleme mit der Tagesration, die sich in seinem Falle fast ausschließlich aus Likör- und Branntweinprodukten zusammensetzt, vielmehr aus Branntwein, wieso denn Likör. Er sammelt seine Truppen, überredet Bootsmann, Bootsmann ist schnell dabei – warum nicht, sagt er, hier in der Stadt gibt's für ihn sowieso nichts zu tun, nicht mal die Miliz interessiert sich für ihn, weil Bootsmann, wie es sich für einen echten Seewolf gehört, nicht angemeldet ist, nachts verschanzt er sich in der Dusche, tagsüber schläft er aus, kaum einer weiß, daß es ihn gibt, mit einem Wort, Schütze Arsch im letzten Glied, außerdem gesellen sich noch zwei Typen unbekannter sozialer Herkunft und administrativer Zugehörigkeit dazu, die ganze Nacht von Mittwoch auf Donnerstag agitiert Wasja sie, sagt, daß man in Rußland jetzt beinahe alles unglaublich billig kaufen kann, auch Panzer kann man über die Grenze schmuggeln, aber sie wollen keine Panzer, sie wollen Wodka, also finden sie den Plan gut, ich hätte ja vielleicht auch mitgemacht, aber irgendwie kam es nicht dazu. Am nächsten Morgen wollen sie dann los, auf die Jagd nach den trügerischen blauen Vögeln des Dumping-Alkohols, schmeißen ihre Groschen zusammen, aber es reicht nicht mal für ein Eis.

Also was zu Geld machen. Einer schleppt einen Fotoapparat an, hier, sagt er, ein Fotoapparat, ist der nicht zu schade? fragen sie ihn, nö, schon okay, sagt er, gibt sowieso nichts zu fotografieren, genau, stimmen die anderen zu, was soll man hier schon fotografieren, Wasja holt dann ein sonstwo vergrabenes Fernglas raus, ich zum Beispiel hab gar nicht

gewußt, daß er ein Fernglas besitzt, obwohl ich doch sein Freund bin. Jetzt muß man diesen ganzen Kram nur noch jemandem verkaufen. Im Prinzip – denkt Wasja – könnte man das alles an Bootsmann verkaufen, die Dumpfbacke würde es nehmen. Aber Bootsmann ist ja mit von der Partie. Man könnte es an Kakao verkaufen, auch eine Dumpfbacke und nicht mit von der Partie. Aber Kakao ist nicht nur nicht mit von der Partie – er ist überhaupt verschwunden, schon seit ein paar Tagen hat ihn keiner gesehen. Da fällt jemandem Wacha ein, richtig – sagt Wasja, – Wacha ist Georgier, Georgier lieben optische Geräte, stimmt's? – fragt unsicher einer aus der Gruppe, aber natürlich, – sagt Wasja, – natürlich: alle Georgier lieben optische Geräte, und sie gehen zu Wacha, finden ihn in einem der Kioske und sagen so was wie Wacha, brauchst du nicht vielleicht ein paar optische Geräte?

Aber Wacha kommt an diesem kühlen Junimorgen nicht ganz klar mit seinem Schädel, steckt bis über die Ohren im eigenen Cannabis, das er seit gestern abend im eigenen Kiosk zusammen mit seinen Leibeigenen raucht, also kriegt Wacha Angst, was für optische Geräte, Chef? – fragt er, – warum optische Geräte? Wasja holt aus einer Plastiktüte das alte Fernglas ohne Riemen und den fast unbenutzten Fotoapparat »FED-5« in knarzender Lederhülle, hier, sagt er zu Wacha, nimm, wirst es nicht bereuen, gute Ware. Wacha ist die Sache noch zu kitzlig, er verläßt seinen Kiosk nicht, sitzt dort mit den Leibeigenen und beobachtet Wasja durch die Schießscharte, aber Wasja grinst ihn freundlich an und der Rest der Truppe grinst schließlich auch, aber eher angespannt, plötzlich denkt Wacha – fuck, denkt er, fuck, was mach ich denn, wieso bloß sitz ich hier, wieviel Uhr ist es, was stehen da draußen für Arschlöcher, und

überhaupt – warum haben sie ein Fernglas?! Aber irgendwer in seinem Kopf flüstert ihm was ein, also kommt er schließlich raus und nimmt das optische Gerät in seine ungelungenen Hände, man führt ihn zur Seite, damit er was zum Betrachten hat, die Straße ist leer, die Luft um die Kioske duftet nach Cannabis und Regen, Wacha schaut durch das Fernglas und betrachtet mit heiligem Schauer den stillen Parkplatz, die Endhaltestelle des Achtunddreißigers, die paar Nutten an der Kreuzung und weiter im Kreis – den Rohbau des Hochhauses, das von Knastis gebaut wird, die sozialistisch abgefuckte Kaufhalle, die Zwanziger-Straßenbahn, die irgendwo aus dem Morast hervorkriecht, und als er sich so einmal um die eigene Achse gedreht hat, stößt sein bewaffnetes Auge plötzlich auf den eigenen Kiosk, und vor seinem nebelverhangenen Blick ersteht plötzlich ganz klar die Aufschrift »Wacha Ltd.«, Schwanz und Gloria, denkt er, das bin ja ich, und das macht ihn endgültig high ...

Nachdem sie die optischen Geräte verkauft und eine für ihre bescheidenen Verhältnisse ansehnliche Summe auf die Hand bekommen haben, erstehen die Freunde an Ort und Stelle, über den Körper des halb ohnmächtigen Wacha hinweg, bei seinen Leibeigenen zwei Literflaschen Kaiser-Wodka und fahren direkt zum Bahnhof, um den ersten Zug in die Stadt Belgorod zu nehmen, sie sind irgendwie aufgedreht und laut, inmitten des duftenden Sommermorgens, unter den frischen Himmeln, verzweifelt auf der Suche nach Zerstreuung und Abenteuer, von weitem sehen sie wirklich aus wie Wanderer oder sogar wie Wallfahrer, die zur ruhmreichen russischen Stadt Belgorod wallfahren und nichts Überflüssiges bei sich tragen als zwei Literflaschen Kaiser und ihre Studentenausweise, und wenn man be-

denkt, daß sie den Kaiser bis Belgorod austrinken, dann überhaupt nichts Überflüssiges, echte Wallfahrer eben.

11.00

In Belgorod beschließen sie, sich zuerst die Stadt anzuschauen, mal sehen, wie die Leute hier leben, dann zu kaufen, was ihnen zusteht, und mit dem Abendzug heimzufahren, Zeit haben sie mehr als genug, kein Grund zur Eile, also verlassen sie den versifften Bahnhof der Stadt russischen Ruhms und stoßen direkt auf ein Geschäft mit einer großen Menge Alkohol im Angebot. Scheiß drauf, in diesem Belgorod gibt's eh nichts zu sehen, – sagt Wasja und betritt das Geschäft. Keiner widerspricht.

»Was bekommt ihr, Söhnchen?« – fragt die Verkäuferin. »Mütterchen, Mütterchen, – spricht Wasja Kommunist, – Wodka«. »Wieviel?«, – fragt die Verkäuferin. »Zwei«, sagt Wasja. »Flaschen?« – fragt sie geschäftig. »Kisten«, – sagt Wasja. »Seid ihr, meine Söhnchen, denn auch schon über sechzehn?« Von der Truppe holt jeder seinen Studentenausweis mit der Staatssymbolik ihrer Republik heraus. Wonach sich die Tore öffnen und man ihnen Wodka verkauft. »Wär nicht schlecht, die zu stechen«, sagt Bootsmann schon am Bahnhof. »Spinner, – antwortet Wasja genervt, – willst du ficken oder Geschäfte machen?« Rhetorische Frage, im Prinzip.

14.00

Auf dem Rückweg wurden sie von einer Streife verdrochen. Selbst schuld, mit der Beute im Sack haben sie sich gehenlassen und einfach im Waggon angefangen zu rauchen, und da der Waggon fast leer war, hatte die Streife gar keine Wahl, kam schweigend heran und gab ihnen mit den

Knüppeln eins in den Rücken. Unsere Truppe schwieg und dachte, um sich weder Schmerz noch Verzweiflung anmerken zu lassen, an etwas Schönes, und weil es – das Schöne – ganz nah war, unter dem Sitz, dachte es sich leicht, und sie überstanden die Exekution in Würde. Obwohl die Streife offensichtlich mit bewaffnetem Widerstand gerechnet hatte, sie war schon ein paar Stunden hin- und hergezockelt, man kann sie irgendwie verstehen, zockeln im stinkigen Zug die Staatsgrenze entlang und niemand, mit dem sie sich prügeln könnten, ringsum nur Spekulantinnen, mit wem soll man sich da prügeln, auch unsere Truppe haben sie eher aus Gewohnheit verdroschen – um in Form zu bleiben, obwohl es nachher auch keinem besser ging davon.

»Schwule Säue, – sagt Wasja, als die Streife abgezogen ist, – würden besser arbeiten gehen, in der Produktion.« »Genau, – sagt Bootsmann, – in der Stahlproduktion.« Alle stimmen zu – richtig, Stahlproduktion, Stahlproduktion, das ist scharf.

18.00

Am Bahnhof, schon in Charkiw, gabeln sie ein paar Huzulen auf, die sich schon den zweiten Monat nach Hause durchschlagen, waren irgendwo in der Nähe von Kostroma auf Montage und sitzen seit ein paar Tagen auf dem Charkiver Bahnhof fest, ihre Knete haben sie versoffen, also wissen sie nicht, wohin – zurück in die Nähe von Kostroma, neue Knete verdienen, oder doch heim, und weil Nebensaison ist, beschließen sie heimzufahren, holen die letzte Knete aus der Kriegskasse und kaufen unserer Truppe eine Kiste Wodka ab, der Wodka ist bei unserer Truppe billiger als sonst irgendwo auf dem Bahnhof, also nehmen die Hu-

zulen gleich eine ganze Kiste, wer weiß, was noch kommt, besser gut vorsorgen.

So haben Wasja und Co. plötzlich einen Haufen Geld. Die zwei geschäftigen Typen wollen gleich alles teilen, aber Wasja bleibt hart – fuck off, wir sind noch nicht fertig, die Typen bestehen drauf, Bootsmann weiß in dieser Situation offensichtlich überhaupt nicht, wie er sich verhalten soll, er hat noch nie erlebt, daß irgendwer in seiner Gegenwart Geld teilt, also glauben die Typen, er ist für Wasja, und nehmen davon Abstand, ihnen einfach so die Fresse zu polieren, gut, sagen sie, dann halt Wodka, fuck off, – Wasja bleibt bei seinen kommunistischen Prinzipien und will nicht teilen, da gehen die Typen einfach frech an die Tüte, nehmen pro Hand eine Pulle, das macht wieviel – vier Pullen, und machen sich davon – den Fotoapparat kriegen wir aber zurück, – sagen sie noch und verschwinden in der Unterführung. »Was ist denn mit denen los?« – fragt Bootsmann, die Situation gefällt ihm nicht, so ne super Truppe, zusammen Wodka getrunken, geredet, niemand hat ihn – Bootsmann – dumm angemacht, und plötzlich – batz. »Da siehst du, – sagt Wasja Kommunist, – wie Geld die Leute verdirbt.« »Mich nicht«, – sagt Bootsmann. »Du hast ja auch keins«, – antwortet Wasja Kommunist und geht weiter Wodka verkaufen.

Aber das Geschäft ist ins Stocken geraten, leere Bahnsteige, wer wegfahren wollte, hat das offensichtlich längst getan. Wasja fällt nichts besseres ein, als wieder zu den Huzulen zu gehen, und die Huzulen sind schon so betrunken, daß sie neuen Wodka kaufen, gut, sagen sie, und nehmen Wasja noch ein paar Pullen ab, worauf Wasja noch flink irgendeiner Alten, die sinnlos auf etwas wartet, eine Flasche andreht, sie schleppt ihren Enkel mit, ungefähr sieben, der

Enkel ist es auch, der der Alten rät, die Pulle zu nehmen, nehmen Sie, sagt er, unterwegs kann es von Nutzen sein, die Alte schimpft ihn aus, folgt aber seinem Rat und nimmt die Pulle, also bleibt Wasja kaum mehr etwas übrig.

Vom gegenüberliegenden Bahnsteig haben ihnen schon längere Zeit drei ziemlich krasse Typen in Trainingsanzügen zugeschaut, jetzt kommen sie zu Wasja und Bootsmann, nehmen sie in die Mitte und sagen – wer seid ihr?

Wasja beginnt zu erklären. Die Typen hören zu, dann reicht es ihnen offensichtlich, und sie sagen, wißt ihr, das haben wir nur so gefragt, aus Höflichkeit könnte man sagen, aber eigentlich ist uns Jacke wie Hose, wer ihr seid und woher und wie viele, wir wollten euch eins sagen: wenn wir euch hier noch einmal sehen, dann begraben wir euch irgendwo zwischen Gleis 1 und Gleis 2, und jeden Abend wird über euren Gräbern erregt der Kiewer Zug pfeifen, aber im Moment lassen wir's gut sein (worauf sich der eingeschüchterte Wasja ein bißchen entspannt, der eingeschüchterte Bootsmann aber nicht), wir sind es, die hier mit Alkohol handeln, es ist, kann man sagen, unser Territorium, und ihr habt hier nichts verloren (das spüren Wasja und Bootsmann plötzlich selbst), jetzt wo wir mit euch reden sehen wir, daß ihr wirklich keine Konkurrenz für uns seid, offensichtlich seid ihr einfach Spastis (die beiden stimmen in Gedanken zu), deshalb werden wir euch beim ersten Mal nichts tun, aber als Kompensation (»o je«, denkt Bootsmann, Wasja schweigt eingeschüchtert) nehmen wir euch den Wodka ab. Nicht den ganzen, seht ihr, was wir für edle Räuber sind, merkt's euch. Sie langten in die Tüte und greifen sich jeder eine Pulle. Noch was, sagen sie – wir hätten euch überhaupt in Ruhe gelassen, aber ihr habt den Wodka viel zu billig verkauft, ihr verderbt die Preise, kapiert, ihr Spastis?

Wasja und Bootsmann hauen ab, in die Unterführung, dort verschnauften sie. »Schwule Säue, – sagt Wasja nach alter Tradition, – die gehören in die Produktion.« Aber Bootsmann findet die Idee nicht mehr überzeugend, laß uns heimgehen, schlägt er vor, fuck off, – sagt Wasja, noch fünf Flaschen, wenn wir die verkauft haben, gehen wir, die bringen uns um, – sagt Bootsmann, ach hör auf, – sagt Wasja, was hast du Angst, wir verticken schnell alles, kaufen was zum Futtern und dann heim, keine Angst, nein, – sagt Bootsmann, ich will nicht, hab Angst. Okay, – bricht es aus Wasja Kommunist heraus. – Scheiß auf dich. Da hast du deinen Lohn, hau ab: er holt zwei Flaschen raus und gibt sie Bootsmann. Bootsmann zögert nur einen Augenblick – also, – denkt er, – heute früh hatte ich gar nichts. Jetzt habe ich zwei Flaschen. Offensichtlich bin ich im Plus, – denkt er sich und nimmt den ehrlich verdienten Wodka. Okay, hau ab, – sagt Wasja, wir sehen uns daheim. »Echt ein Spasti«, – denkt er und schaut seinem Kompagnon nach, dessen müder Matrosenkadaver im Dunkel der Unterführung verschwindet. Draußen wird es auch dunkel, die ersten Sterne leuchten, und die Vögel suchen in der Bahnhofshalle Schutz vor dem Regen. »Wenn ich jetzt heimfahre, – denkt Bootsmann, – kann ich mich in der Dusche einschließen und bis morgen früh alles austrinken.« Und so macht er es dann auch.

21.00

Er nimmt alles, was noch da ist, und geht über den abendlichen Bahnsteig, wenn du neunzehn bist und den Kopf voll hast mit Pin-up-Mädchen, Reklame und Propaganda, dann mußt du das Risiko eingehen, ob du willst oder nicht – was solltest du auch fürchten auf Gleis 3 des Südbahnhofs

der Stadt Charkiw. Um 21.00 Uhr kommt der Transitzug nach Baku, mit Baku-Schaffnern, solide Leute, die haben Geld, ist den Versuch wert. Wasja geht zum ersten Waggon, wird weggejagt, dann zum nächsten, beim dritten stoppt ihn ein dicker Baku-Kommissar, »ist der Wodka auch nicht gepanscht?« fragt er, »der Wodka ist okay«, sagt Wasja, »na gut, komm in den Waggon«, »warum in den Waggon?« Wasja wird mißtrauisch, »keine Angst, keine Angst«, sagt der Kommissar, »ich seh nur nach, ob du auch wirklich Wodka hast und kein Wasser, wenn er in Ordnung ist, kauf ich dir alles ab«. Sie gehen in sein Schaffner-Abteil, dort riecht es nach Anascha und einfach nach teurem Tabak, der Waggon ist warm und halb leer, kaum einer reist nach Baku, und die, die reisen, schlafen, neun Uhr abends, was sollen sie auch sonst machen, auszusteigen haben sie Angst, wollen nicht unnötig einem Milizionär in die Arme laufen, Wodka können sie später beim Schaffner kaufen, besser gar nicht im Bahnhof auftauchen, sie alle riechen meterweit nach Sperma und Shit, als ob sie den ganzen Weg, mehrere Tage und Nächte, in zugehörtem Zustand wixsen, die Bürger des fuckigen Aserbaidshan, »rein mit dir«, sagt der Schaffner zu Wasja, Wasja taucht in die Düsternis des Abteils ein, und der Schaffner schließt mit einem Rumms die Tür hinter ihm, »warte hier«, sagt er, dreht den Schlüssel von außen im Schloß und verschwindet, Wasja kriegt Pannik, tritt gegen die Wand, klopft ans geschlossene Fenster, dreht sich wie eine Ratte im Kreis in diesem engen, von asiatischem Kraut durchstunkenen Kämmerchen, schließlich setzt er sich auf die nummerierte Decke, mit der die Liege überzogen ist, und fängt an zu weinen, dabei drückt er die Tüte mit dem Wodka, die er unter dem Arm trägt, fest an sich. Na gut, sagt er zu sich selbst, gut, heul nicht, was kön-

nen sie dir schon tun, okay, den Wodka nehmen sie dir ab, scheiß auf den Wodka, denk doch – Wodka. Vielleicht ficken. Ja, ficken könnten sie mich, besonders diese Wildsau in Eisenbahneruniform, die mich hier eingelocht hat. Nein, sie werden mich nicht ficken, wie kann man mich denn ficken, aber Wasja betrachtet den Tisch, voller Zigaretten und Kondome, und denkt, daß sie ihn im Prinzip auch ficken können. Oder den Tschetschenen verkaufen, als Ersatzteillager. Brauchen mich die Tschetschenen? Aber sicher. Meine Organe. Dort schneiden sie dir die Nieren raus, die Lunge, die Eier, hängen dich irgendwo im Aul an den Füßen auf und picken an deiner Leber, so wie bei Prometheus, oder sie stopfen dich aus wie ein Kaninchen, die Haut wird zum Fell einer tschetschenischen Kriegstrommel, Mama aus Tscherkassy kann nicht mal das Grab ihres Sohnes besuchen, ich muß abhauen, abhauen, bevor der Baku-Mann wiederkommt; Wasja schnallt den Gürtel ab und bindet die Schiebetür fest, jetzt kommt keiner mehr rein, selbst wenn er wollte, dann versucht er das Fenster zu öffnen, es gibt ein bißchen nach, Wasja streckt die Nase raus in die aromatische Bahnhofsdämmerung, drückt fester, der Spalt wird größer, Wasja verschnauft, entdeckt dabei ein paar Pornohefte auf dem Regal und zwängt sich entschlossen kopfüber ins Fenster. Da geht ein Ruck durch den Zug, er knirscht mit seinen rheumatischen Gelenken und fährt los, Richtung Baku, und schleppt zu allem anderen auch den völlig unschuldigen Wasja Kommunist mit, mein Freund übrigens.

Immer dasselbe: Ob du willst oder nicht – du mußt strampeln, sonst gehst du unter, entweder bleibst du daheim und rührst dich nicht, oder du packst die widrigen Umstände bei den Eiern, und wenn du Erfolg hast, wartet der Jackpot

auf dich, keine Ahnung, was die Sieger in so einem Fall kriegen – Rabattkarten, lebenslang Prozente, kostenlosen Sex, kurz und gut – strampel dich ab, anders kommst du nicht raus aus dieser Scheiße; Wasja beobachtet verzweifelt, wie die letzten Bahnhofsgebäude an ihm vorüberziehen, die Spekulantinnen und Schmuggler zurückbleiben, nicht mal Bullen sind zu sehen, in seiner Lage wäre er sogar über die Bullen froh, die ganze bekannte und vertraute Realität verschwindet irgendwo in der blauen Ferne, und derweil hat der Baku-Kommissar seine einfache Arbeit verrichtet, erinnert sich an seine Geisel und versucht, das Abteil zu betreten. Aber die Tür gibt nicht nach. Hey, Ungläubiger, mach auf, ruft er, irgendwas in der Art. Der ganze Waggon hält besorgt den Atem an. Wasja schiebt sich hastig durch das Fenster und merkt plötzlich, daß er feststeckt. Der Schaffner versteht überhaupt nichts. Aus Gewohnheit spricht er Aserbajdschanisch, mit reichlich Einsprengeln slawischer Brudersprachen, erst flucht er einfach nur, dann kriegt er Angst – hoffentlich hat der Junge nicht den Arsch zugekniffen, er appelliert an Wasjas Gewissen, ruft ihn zur Ordnung, ruft die Passagiere auf, das zu bezeugen, der Zug ist schon irgendwo am Stadtrand, da hält es der Fensterrahmen, in dem Wasja Kommunist steckt, nicht mehr aus und birst, Wasja kann sich in Position bringen, dreht sich und segelt zielsicher, wie ein räudiger Straßenkater, aus dem Fenster, der Wind bricht ins leere Schaffnerabteil ein und wirbelt fröhlich Spielkarten, Präserpackungen und Pornobildchen zur Decke, ruiniert so den häuslichen Wohlstand des Angestellten des aserbajdschanischen Verkehrsministeriums. Der endlose Zug, bepackt mit Säcken voller Kohle und Koffern voller Heroin, wedelt fröhlich mit dem Schwanz und fährt mit seinen vordersten Waggonen schon

auf russisches Territorium, also diese Typen können einem schon echt leid tun.

23.00-8.00

Wasja kollert den Bahndamm hinunter, reißt sich das rechte Hosenbein auf, aber er bricht sich nichts, auch den Wodka, den er die ganze Zeit krampfhaft ans Herz drückt, zerbricht er nicht. Ganz zu schweigen von Rippen, Schienbeinen und anderem anatomischen Gedöns. Steht auf, als wär nichts gewesen, klopft die Hosen ab, trocknet die schweißigen Hände am Pullover, damit ihm der Schnaps, Vorsicht, nicht aus der Hand rutscht, und geht die Zivilisation suchen, aber was für eine Zivilisation denn, wenn man aus einem Eisenbahnwaggon gefallen ist, ja, man sucht sich seinen Weg an Fabrikzäunen entlang, vorbei am ehemaligen Stolz der Verteidigungsindustrie, nur die Erde schmatzt unter den Sohlen – zäh und klebrig wie angekauter Stimorol. Plötzlich aber stößt Wasja auf Straßenbahnschienen, schon besser, denkt er, wenn ich jetzt noch wüßte, welches meine Richtung ist, er setzt sich auf die Schienen und holt eine Flasche raus. Trinkt und will die Flasche wegstecken, entschließt sich dann aber, nicht zu hetzen, wohin hetzen, denkt er, bis morgen früh halte ich durch, dann werde ich weitersehen, er trinkt und macht sich nicht allzu viele Gedanken über diese Nacht und sein ganzes vermurkstes Business. Im Prinzip alles okay, alles okay, nichts passiert, er hätte ja auch umgebracht werden können oder an der Waggonplattform aufgehängt, oder im Ofen gebraten, verdammte Tungusen, Wasja setzt schmatzend die Flasche an, ja, denkt er, gut, daß ich viel Wodka habe, sogar mehr als ich trinken kann. Gut, daß es mehr ist, denn wo sollte ich hier jetzt welchen herkriegeln. Obwohl, im Notfall könnte ich

zum Bahnhof fahren und den Huzulen welchen abkaufen, denkt er und sitzt da – in zerrissenen Jeans, die ohne den Gürtel rutschen, im dunklen Pullover und abgestoßenen Turnschuhen, auf den nassen Schienen, auf denen manchmal gleißende Mondstrahlen aufblitzen.

Um ein Uhr nachts wäre Wasja fast von einer Straßenbahn überfahren worden. Der Fahrer sieht im letzten Moment, daß da was auf den Schienen ist, ein Hund, denkt der Fahrer und beschließt, ihn zu überfahren, aber er bemerkt gerade noch, daß nein – kein Hund, was für ein Hund denn, Hunde schlucken keinen Wodka direkt aus der Flasche, er kann gerade noch bremsen, steigt aus der Straßenbahn und findet den betrunkenen Wasja auf den Schienen. Spinnst du? schreit er, fuck, fast hätte ich dich in zwei Hälften geteilt. Entschuldige, sagt Wasja, ich hab meinen Zug verpaßt, hier, trink, der Fahrer greift zu, gut, denkt er bei sich, ein Kleiner auf den Schrecken, und setzt sich neben Wasja. So sitzen sie zusammen auf den Schienen, unterhalten sich nicht einmal, sitzen und schweigen, stören einander nicht – die Schienen sind breit, genug Platz für alle, es beginnt zu tröpfeln, na gut, sagt schließlich der Fahrer, los, ich kann dich bis zum Depot mitnehmen, von dort kommst du irgendwie weiter, danke, sagt Wasja, aber ein Ticket mußt du kaufen, auf dieser Linie gibt es Kontrolleure, was für Kontrolleure? wundert sich Wasja – es ist doch mitten in der Nacht, aha, der Fahrer ist beleidigt, fährst wohl sonst immer schwarz, na gut, ich muß, und sie klettern in die kalte Straßenbahn und fahren ins Depot, unterwegs steigt wirklich eine Kontrolleurin ein, geht zu Wasja, der will bezahlen, greift in die Tasche, findet dort aber nur ein dickes Paket russische Rubel, die er den Huzulen abgehandelt hat, sonst nichts, hier,

sagt er zur Kontrolleurin, nehmen Sie. Was ist das? – fragt die, Geld, – sagt Wasja, was für Geld? schmutziges Geld, – sagt Wasja, – schmutziges. Nehmen Sie bitte. Aber da sagt die Kontrolleurin: für den Arsch – solches Geld kann ich nicht brauchen, bezahl mit unserem. Und wo soll ich das hernehmen? – gibt Wasja müde zurück. Woher du willst, – sagt die Kontrolleurin hart. Ich hab meinen Zug verpaßt, – sagt Wasja, aber die Kontrolleurin reagiert nicht. Ich kann Ihnen Wodka anbieten. Nein, – die Kontrolleurin lehnt ab, – will ich nicht. Ja wo gibt's denn so was? – wundert sich Wasja.

»Keine Chance, – denkt er – Kann weder ein Ticket kaufen, noch die Strafe bezahlen, so ein Scheiß.« Er steigt aus der Straßenbahn, setzt sich auf die Schienen und holt die zweite Flasche raus. Die nassen, glänzenden Schienen ziehen sich gleichmäßig in beide Richtungen der Unendlichkeit, und das ist es, was ihn schließlich mit der Realität versöhnt.

Prolog Nr. 4

22.00

Wenn ich erwachsen und vierundsechzig bin, werde ich mich unbedingt an dieses quälende Gefühl erinnern, und sei es nur, um herauszufinden, ob auch ich mich in so ein träges Vieh verwandelt habe, das nichts anderes kann als mit seinem Nickelkiefer die für den langen Polarwinter angelegten Vorräte zu zermalmen. Wie werde ich mich mit vierundsechzig fühlen? Werden mich die Kinder der Straßen und Supermärkte genauso hassen, wie ich heute alle hasse, die über vierzig sind und sich schon auf den grünen Hügeln des Lebens verschanzt haben, natürlich auf der Sonnenseite?

Und was werde ich selbst von ihnen halten? Wie geht man am besten mit seiner Hirnmasse um, damit sie am Ende nicht verdirbt und sich in einen Haufen glitschiger Algen verwandelt, die nicht mal mehr zum Essen geeignet sind? Sollte ich das tatsächlich je erfahren, dann wahrscheinlich erst, wenn ich vierundsechzig bin und keine Lust mehr habe, etwas zu ändern. Was passiert nur mit all den Leuten, auch sie haben doch offenbar ganz normal begonnen, gut-gelaunte Bewohner unserer Städte und Dörfer, das Leben hat ihnen doch offenbar gefallen, kann doch nicht sein, daß sie von Anfang an dieselben depressiven Wichser waren wie jetzt, mit fünfzig oder sechzig. Wie hat ihre persönliche große Depression begonnen, wo liegen ihre Ursachen? Natürlich kommt es vom Sex, oder vom Sowjetsystem, ich jedenfalls kann mir keine andere Erklärung denken. Ich sehe mir gern alte Alben an, mit Fotos aus den Vierzigern oder Fünfzigern, wo diese Kerle fröhlich und mit kurzgeschorenen Haaren in die Kamera grinsen, in Militär- oder Studentenuniform, mit einfachen und notwendigen Gebrauchsgegenständen in der Hand – Schraubenschlüsseln, Granaten oder allenfalls Flugzeugmodellen – Kinder eines großen Volkes, Fahnenträger, verdammte Scheiße, wohin ist das alles verschwunden, die Sowje hat alles Menschliche aus ihnen herausgepreßt und sie in Fast Food für Uncle Sam verwandelt, das ist es, was ich denke. Ich merke doch, mit wieviel Haß und Abscheu sie ihre eigenen Kinder betrachten, sie jagen sie, fangen sie in den tauben Korridoren unseres grenzenlosen Landes. So ist das.

19.00

Ich stehe vor dem Trolleybus und denke, daß man bei so vielen Türen nie weiß, welche man nehmen soll. Es ist schon

der dritte oder der vierte, den ich verpasse, ich kann mich einfach nicht konzentrieren und entscheiden, was tun und warum. Also wohin ich fahren soll und wer dort auf mich wartet. Plötzlich bin ich ganz alleine, ohne Freunde und Bekannte, ohne Lehrer und Erzieher, nur die Passagiere, die hier neben mir im Regen an der Endstation warten, drängeln sich in die Trolleybusse, und ich stehe ihnen dabei anscheinend im Weg. Jedenfalls schauen sie mich unfreundlich an, das merke ich. Aber als ich irgendwann beinahe weiß, was ich will, tauchen in meinem Rücken zwei Gestalten in Regenmänteln mit Schulterklappen auf und führen mich ab, erst will ich in einen leeren Trolleybus springen, aber es ist eindeutig nicht mein Bus und nicht mein Tag – sie fassen mich bei den Armen und zerren mich über den Platz.

19.30

Sieht wie eine Kaserne aus. Und riecht wie eine Kaserne, ja, wonach riecht es hier eigentlich? nach Büchsenfleisch, alle Kasernen riechen nach Büchsenfleisch und Deserteuren, beschissenes Kanonenfutter, danach riecht es hier, genau. In der Glasbude sitzt ein Wachposten mit abgesägter Kalaschnikow, liest Pornohefte und frißt Konserven, holt das Zeug mit einem Klapplöffel aus der Büchse. Rührt sich nicht, als wir hereinkommen, stellt damit seine Kampferfahrung und eisernen Nerven unter Beweis. Im Korridor hängen ein paar große Lampen, das Licht ist zwar nicht besonders hell, mir aber fließen seit einer halben Stunde die Tränen, ich sehe fast gar nichts, die Lampen blenden mich, ich kann nicht einmal erkennen, was das für Konserven sind, die der Wachposten frißt. Er läßt uns wortlos passieren, sie grüßen sich nicht, was für ein fieses Volk – diese Wachtmeister, fies und humorlos, ganz wie Finnen oder

Lappländer. Sie hassen mich, das habe ich gleich gemerkt, schon an der Haltestelle, diese Regenmäntel, nein – bestimmt hassen sie mich, die Nazi-Schweine, sitzen hier, fressen Büchsenfleisch, ich könnte schon daheim sein, wenn diese Lappländer nicht aufgekreuzt wären. Auf den ersten Blick eigentlich ganz in Ordnung, ein paar Jahre älter als ich, unter anderen Umständen hätten wir Freunde werden können, zum Fußball gehen, ins Kino, ich weiß nicht, was Freunde so machen, na ja, die Menschen verderben schnell, kaum daß sie ihre Füße in dienstliche Stinkstiefel stecken, wer weiß, was noch aus ihnen wird, so was nimmt kein gutes Ende, das muß ihnen doch klar sein, diesen Lappländern.

19.15

Also, Bursche, – sagt einer, offensichtlich ist er dienstälter oder eifriger. – Entweder gehst du weiter oder wir machen dich kalt. Moment, Moment, – sage ich, – Sie verstehen nicht – mit mir ist alles okay, lassen Sie mich wirklich gehen, aber in die andere Richtung, dort, wo ich sowieso hinwollte. Wohin wolltest du denn? – schreit der Ältere, – du bist in der Tür steckengeblieben, die Leute konnten nicht einsteigen. Echt? – frage ich. – Man hat mich wohl gestoßen. Wer hat dich gestoßen? – schreit er wieder. – Du hast dich unter die Räder geworfen und bist dann in der Tür steckengeblieben. Schon gut, schon gut, – sage ich, – vielleicht sollte ich zurückgehen und es noch mal versuchen? Okay? Und ich versuche tatsächlich, mich aus ihrer Umarmung zu befreien, da aber fangen sie an, mich zu schlagen. Als auch das nichts nützt, holen sie ihre Sprühdosen raus und besprühen mich ausgiebig mit Tränengas, sie selbst wenden sich dabei ab. Mögen den Geruch wohl nicht.

22.30

Mann, verdammte Scheiße – gestern noch hast du aus angeborenem Alkoholismus frohgemut ganz verrückte Dinger gedreht, und plötzlich bist du bereit, alle möglichen Repressalien und Strafaktionen zu billigen, du hängst daheim rum und liest die Kriminalchronik, dabei stehst du aber nicht auf der Seite der in ihrem Wahnsinn ehrlichen Psychopathen, sondern auf der der Stabsgeneräle und Schlägertypen aus den Sonderkommandos, altes reaktionäres Arschloch, das den herben Geruch des Reviers vergessen hat. Genau so beginnt der Faschismus – wer gestern noch an der unsichtbaren Front gekämpft hat, verwandelt sich plötzlich in fetten Nährboden für antihumane Experimente mit Wirklichkeit und Bewußtsein; die erst gestern siegreich von der Front und aus den Schützengräbern heimgekehrt sind, verwandeln sich nach zehn oder fünfzehn Jahren plötzlich in Nazi-Schweine, das ist das größte Geheimnis der Zivilisation, die Gesellschaft frißt sich selbst, sie nimmt zu und versinkt unter dem Gewicht des Silikons, mit dem sie sich aufpumpt.

19.45

- Also, – sagt einer der Faschisten, – leer deine Taschen.
- Ich kann nicht, – sage ich. – Nehmen Sie mir zuerst die Handschellen ab.
- Red keinen Scheiß.
- Nur vorübergehend, ich leere die Taschen und Sie legen sie mir wieder an.
- Klar, wir nehmen sie dir ab, und du machst die Biege. Hol deinen Kram raus, sonst gibt's eins zwischen die Löffel.
- Sie haben kein Recht, mich zu schlagen, – sage ich zu den Faschisten. – Ich werde meinen Dekan anrufen.

- Wir werden gleich deinen Dekan anrufen, – sagen die Faschisten.
- Nein, er ist mein Dekan, also werde ich ihn anrufen.
- Quatsch nicht rum, – sagen sie.

Irgendwie kommen wir nicht richtig ins Gespräch. Bin gespannt, wo hier die Gaskammer ist, ich kann immer noch nicht richtig sehen. Außerdem verursacht das Gas in Verbindung mit dem von mir getrunkenen Alkohol eine regenbogenähnliche Erscheinung in meinem Kopf.

- Du wirst jetzt fotografiert.
- Wozu denn das noch? – frage ich.
- Zur Erinnerung, – lachen die Faschisten.
- Und wo ist hier die Gaskammer? – frage ich.
- Was? – Sie verstehen nicht.
- Also, die Kammer, – sage ich. – Mit Gas.
- Aha, – sagen sie. – Und mit Heißwasseranschluß. Stets zu Diensten.

Gleich werden sie mich erschießen, – denke ich. – Die Nazi-Schweine. Da betritt ein beleibter Hauptmann den Raum, um die Fünzig, mit Resten von Gewissen in den Augen und Resten eine Brötchens auf der Uniformjacke. Ich kapiere, daß dies meine letzte Chance ist, und beschließe, mich an ihr festzuklammern. Nicht an der Jacke, natürlich.

23.00

Dann beginnt das Alter, du bist einfach nur leer innen, nichts mehr drin, man hat dich ausgequetscht, ausgepreßt und basta, dann weggeschmissen, sei nur stolz auf deine

Prothesen und Medaillen. Wozu warst du eigentlich gut, was hast du die ganze Zeit über gemacht, warum hassen dich alle und warum kannst du es ihnen nicht mal mit gleicher Münze heimzahlen? Wo ist dein Haß? Wo ist dein Zorn? Was ist los mit dir? In was hat dich das System verwandelt? Wie kommt das – du hast doch nicht schlecht angefangen, damals, mit sechzehn oder siebzehn, da warst du doch ein normaler Mensch, nicht total fertig und nicht ganz berechenbar, wieso hast du so abgelooost, wie willst du den Engeln am Checkpoint in die Augen schauen, nachdem du in der eigenen Scheiße verreckt bist, wie willst du ihnen in die Augen schauen, was wirst du sagen, sie werden dich doch nicht verstehen, sie verstehen sowieso keinen, überhaupt keinen.

20.00

- Was willst du werden?
- Lehrer.
- Was für ein Lehrer denn? Bist doch total besoffen.

Also, ich muß irgendwie hier weg, dieses Arschloch wird mich bestimmt erschießen. Offenbar hab ich mich geirrt. Faschisten darf man nie vertrauen, sie verraten dich so oder so.

- Sagen Sie, wie heißen Sie eigentlich?
- Ich? Hm. Mykola Iwanowytsch. Mykola Iwanowytsch Plattkin.
- Wie bitte?
- Plattkin.
- Darf ich Sie einfach Mykola Iwanowytsch nennen?
- Nur zu.

- Mykola Iwanowytsh ...
- Was?
- Verstehen Sie, ich trinke prinzipiell nicht.
- Das sehe ich.
- Wirklich. Ich trinke nicht. Im Prinzip.
- Warum hast du dich dann so abgefüllt?
- Mykola Iwanowytsh, verstehen Sie ... Mein Dekan.
- Was ist mit deinem Dekan?
- Na, er hat heute Geburtstag, verstehen Sie?
- Und die ganze Fakultät hat gebechert oder was?
- Nein, natürlich nicht. Er hat uns nur gebeten, ihm beim Umzug zu helfen. Ins neue Labor.
- Was für ein Labor?
- Ein neues. Beim Umzug. Also, Sachen übertragen, Geräte.
- Geräte?
- Also, Kolben.
- Was für Kolben?
- So Kolben halt, verstehen Sie, – ich versuche ihm zu erklären, wie ein Kolben aussieht, kann mich aber selbst nicht mehr richtig erinnern.
- Na und?
- Wir studieren Chemie.
- Das sehe ich.
- Ehrlich. Wissen Sie, es gibt unterschiedliche Kolben und so ... (wie komme ich nur auf diese Kolben?) – Mykola Iwanowytsh ...
- Hm?
- Haben Sie Kinder?
- Ja, – sagt Mykola Iwanowytsh und rückt seinen Nazi-Kittel zurecht. – Einen Sohn. Genau so ein Scheißkerl wie du. – Mykola Iwanowytsh entspannt sich offenbar. – Hat

angefangen, Klebstoff zu schnüffeln, der Arsch. Kürzlich schaue ich in den Schrank.

- In den Schrank? – Ich verstehe ihn nicht.
- Dort sind MEINE Sachen, verstehst du? Also ich schau rein – und der Klebstoff ist weg, ich zu ihm – du Scheißkerl, sage ich, früher hast du MEINE Zigaretten geraucht, jetzt schnüffelst du MEINEN Klebstoff?
- Ihren Klebstoff? – Ich verstehe ihn irgendwie überhaupt nicht. Was erzählt er bloß?
- Ich habe ihn zum Renovieren gekauft, – Mykola Iwanowytch ist beleidigt. – Zum Renovieren, klar? Wie kann ich jetzt renovieren, ohne Klebstoff?
- Ja, – sage ich.
- Und warum hast du dich vollgekotzt?
- Ich weiß nicht, Mykola Iwanowytch, es ist was mit meiner Nase in der letzten Zeit. Ich schlafe schlecht, bekomme keine Luft im Schlaf. Dann muß ich kotzen.
- Es sind die Mandeln.
- Glauben Sie?
- Ganz bestimmt. Die Mandeln. Du mußt sie dir rausnehmen lassen.
- Rausnehmen?
- Ja.
- Aha, – sage ich. – Wieso soll ich sie mir rausnehmen lassen? Was bleibt dann übrig? Vielleicht sind die Mandeln überhaupt das Beste, was ich habe.
- Ach, mein Junge. Was soll ich bloß mit dir machen?
- Mykola Iwanowytch ...
- Was?
- Lassen Sie mich laufen. Ich tu's nicht wieder.
- Wohin soll ich dich laufen lassen? In diesem Zustand wirst du in fünf Minuten wieder aufgegriffen. Dasselbe

Paar schwule Socken, das dich hier angeschleppt hat, wird dich wieder aufsammeln. Sie sind jung, für sie ist es wie ein feindliches Flugzeug abschießen – danach kann man sich ein neues Sternchen auf den Rumpf malen. Bleib hier. Hier bist du am sichersten. Also, wo sind MEINE Schlüssel, vorwärts, bis morgen wirst du eingesperrt.

– In der Gaskammer?

20.30

Es ist dunkel in der Zelle, an der Wand zwei Pritschen, auf einer liegt ein Typ in Lederjacke, zwischen den Pritschen ein vergittertes Fenster, Mykola Iwanowysch nimmt mir den Gürtel und die Schnürsenkel ab und läßt mich im Dunkeln zurück. Ich stürze sofort zum Fenster, das kann nicht sein, – denke ich, – daß man von hier nicht abhauen kann, aus jeder Gaskammer kann man abhauen, also auch aus dieser. Was machst du? fragt der Typ und knarzt im Dunkeln mit seiner Lederjacke, also, sage ich, ich will hier raus, aha, sagt der Typ, grab doch nen Tunnel. Das heißt, – sage ich, – hier kommt man gar nicht raus? Nein, – sagt er, – gar nicht. Höchstens durch einen Tunnel. Woher weißt du das? – frage ich. Ich, – sagt er, – hab schon vor dreieinhalb Jahren in dieser Zelle gesessen, als sie mich zum ersten Mal geschnappt haben. Oho, – sage ich, – du gehörst hier also dazu? Paß auf, was du da quatschst, – sagt der Typ, – was heißt ich gehör zu den Bullen? Sorry, – sage ich, – wollte dir nicht zu nahe treten. Weswegen haben sie dich geschnappt? Im Knast, – sagt der Typ schulmeisterlich, seine Lederjacke knarzt beleidigt, – fragt man nicht weswegen, im Knast fragt man, nach welchem Paragraphen, kapiert? Kapiert, – sage ich.

So saßen wir bis zum Morgen. Er erzählte vom Knast, und

ich machte mir meine eigenen Gedanken. Die Pritschen rochen nach Wanze.

18.06.93 (Freitag)

7.00

– Mykola Iwanowytsh?

– Los, mein Junge, aufstehen. Wir gehen zur Erziehungsarbeit.

– Ciao, – sage ich dem Typen, der aber nur schlaftrunken knarzt.

– Also folgendes, – Mykola Iwanowytsh führt mich durch schäbige Korridore, dann durch eine Seitentür hinaus, ich sehe, daß wir uns in der Paßstelle befinden, sie ist im selben Gebäude wie das Revier, noch keiner da, keine Besucher, nur zwei Putzfrauen putzen den Korridor von beiden Enden und betrachten mich mißbilligend, jede auf ihre Art natürlich, aber mißbilligend. Mykola Iwanowytsh öffnet noch eine Tür und führt mich in ein großes Zimmer, hier stehen ein alter Kühlschrank und ein Gasherd, der Fußboden ist mit Kalk bedeckt, offensichtlich wird hier renoviert, vielleicht ist eben das die Gaskammer, – denke ich, – und die Leute werden mit Hilfe des Gasherds vergiftet.

– Also folgendes, mein Junge, – sagt Mykola Iwanowytsh sachlich, – also folgendes.

Gleich, – denke ich, – schlägt er mir vor, ich soll den Kopf in den Herd stecken, und er dreht den Hahn auf.

- Ich habe beschlossen, deinen Dekan nicht anzurufen. Wozu brauchst du Ärger, hm?
- Richtig.
- Daß mir so was aber nie wieder vorkommt, klar?
- Klar.
- Also folgendes, – sagt Mykola Iwanowytsch, – hier ist dein Paß und hier ist dein Gürtel.
- Und die Schnürsenkel?
- Ach Scheiße, die habe ich vergessen. Aber egal, muß eh noch mal zurück. Also folgendes, – er weiß offensichtlich selbst nicht, was er will. – Siehst du diese Glühbirne?
- Ja.
- Sie ist kaputt, siehst du?

Ich schaue nach oben. Sie ist tatsächlich kaputt.

- Ja, – sage ich.
- Also, dreh sie raus. Ich kann da nicht hochklettern. Mein Alter läßt das nicht mehr zu.
- Herausdrehen? – frage ich.
- Herausdrehen.
- Das ist alles?
- Ja.
- Dann darf ich nach Hause?
- Nein, – sagt Mykola Iwanowytsch. – Bis zum Abend bleibst du hier, damit keiner was sagt, dann verpiß dich, wohin du willst.
- Bis heute abend?
- Bis heute abend, – sagt Mykola Iwanowytsch. – Los, kletter rauf.

Er reicht mir eine wacklige Klappleiter, die mit Kalk und Farbe bekleckert ist, und tritt zur Seite. Hat wahrscheinlich Angst, daß ich auf ihn stürze. Ich trete von einem Bein aufs andere, entschliefse mich dann aber hochzuklettern, immerhin ist dieser Mykola Iwanowytsh kein totales Miststück, ein Miststück natürlich, aber eben kein totales, den Paß hat er mir zumindest zurückgegeben, wenn auch die Schnürsenkel behalten. Ich steige hoch und betrachte die Glühbirne aus der Nähe, sie ist nicht nur kaputt, es ist eine jämmerliche Glühbirne, ganz mit Kalk und Farbe beschmiert, keine Ahnung, wer hier renoviert, aber mit Elektrizität hat er offensichtlich nichts am Hut.

- Na, was ist? – fragt von unten Mykola Iwanowytsh.
- Alles in Ordnung, – sage ich.
- Was ist in Ordnung? – schreit Mykola Iwanowytsh. – Los, kleiner Wichser, dreh sie raus. Ich habe keine Zeit zum Quatschen.

Da knallt irgendwo in der Tiefe des Gebäudes, hinter der Wand, ein Schuß, dann noch einer, dann eine Salve aus einer Kalaschnikow, ein echtes Feuergefecht, ich falle beinahe von meiner Leiter, na, denke ich, Scheiße, Mykola Iwanowytsh kriegt offensichtlich auch die Flatter, reißt seine Makarow heraus und verschwindet irgendwo in der Paßstelle. Und ich bleibe auf der Stehleiter zurück. Die Schüsse haben aufgehört. Was war denn das? – denke ich und versuche weiter, die Glühbirne herauszudrehen, da bekomme ich einen Schlag, wieder stürze ich fast, schieß auf euer Revier samt Paßstelle, – sage ich, steige von der Leiter und gehe aus dem Zimmer. Links der frisch geputzte Korridor, rechts eine Tür. Ich drücke die Klinke. Die Tür öffnet sich.

Dahinter der Hof der Paßstelle, ein weißer Wolga, mehr nicht, kein Mensch da, keine Besucher, keine Paßbeamten, keine Türme mit MG-Schützen und Stacheldraht. Ich gehe raus und stelle mich vor die Tür. Im Prinzip, – denke ich, – können sie auch ohne Vorwarnung schießen. Im Gebäude knallt wieder ein Schuß. Ich gehe zum Tor, mache die Pforte auf und fahre heim.

8.30

An der Endstation des Achtunddreißigers steht Wasja Kommunist, steht bei den Kiosken und hält seine Jeans mit den Händen fest. Hi, sage ich, was ist denn mit dir los? Also, – sagt Wasja, – hab meinen Zug verpaßt. Wo sind deine Schnürsenkel? Ach, – sage ich, – verloren. Alles klar, – sagt Wasja. – Soll'n wir was trinken? Okay, – sage ich, – ich hab aber keine Knete. Mykola Iwanowjtsch hat mir alles weggenommen. Was für ein Mykola Iwanowjtsch? – fragt Wasja. Plattkin, – sage ich. Was? Plattkin. Alles klar, – sagt Wasja. Los laß uns gehen, ich hab Geld. Wonach riechst du? – fragt er wieder. – Nach Kognak? – Nach Wanze, – sage ich. Was für Wanzen? Das ist eine lange Geschichte, – sage ich. Alles klar, – sagt Wasja.

Wie läuft dein Geschäft? – frage ich, nachdem wir uns schon eingedeckt haben. Ach, – sagt Wasja, überhaupt nicht. Hab's aufgegeben. Was war denn? – frage ich. Verstehst du, – sagt Wasja, – in diesem Land kann man keine ehrlichen Geschäfte machen. Außerdem schwankt dieser scheiß Dollar wie blöd. Alles klar, – sage ich.

8.47

Daheim finden wir unseren Freund Dog Pawlow. Hi, sagt Dog, als ob nichts wäre. – Habt ihr was zum Saufen? Ja,

Dog, – sagt Wasja, – haben wir. Was denn? – Er schnüffelt, – Kognak? Drink&Fuck – sage ich, – wo warst du? Beim Fußball, – sagt Dog, – wir haben gestern den ganzen Abend da rumgehockt, es war öde. Los, jetzt machen wir es uns daheim gemütlich, wir haben uns verdammt lange nicht gesehen, es gibt ne Menge zu erzählen.

- Dog, frage ich, – wie haben sie denn gespielt?
- Wer hat gespielt? – Dog versteht nicht.

Erster Teil

WER SOLL ALS ERSTER STERBEN

9.15

Diese lyrische Erzählung beginnt damit, daß vor unserer Tür ein Kerl im blauen Regenmantel auftaucht, mit Plaste-Aktenkoffer, lange an einem Zettel herumfingert, nachschaut, ob die Adresse stimmt, ob er hier richtig ist, ob ihn auch keiner verarscht hat, kurz – ein öder, verklemmter Kerl, dazu der Aktenkoffer – keine Ahnung, woher solche Leute kommen und wohin man sie dann wieder verschwinden läßt. Endlich faßt er Mut, klopft, tritt ein und sieht uns – mich, Wasja Kommunist und unseren Freund Dog, wir riechen nach Morgensuff und Abendkotze, mit einem Wort, der Beginn eines Werktags, der Kerl fingert wieder an dem Zettel rum, wer bist du? – fragt Dog, von uns dreien fürchtet er sich am meisten, denn nach seinem gestrigen Auftritt, als er wie ein Fisch den ungelenken Händen von Wowa und Wolodja entschlüpft ist, sind Unannehmlichkeiten zu erwarten, die direkt auf seinen kurz-

geschorenen Kopf niedergehen werden, er denkt also, was, wenn er mich holen kommt, einer aus der Redaktion, ein Killer vielleicht, wer weiß, wer alles für diese Schwulen arbeitet, die Zeitung floriert, natürlich könnten die sich stundenweise einen Berufskiller mieten, einen ehemaligen Akademiker, gestern hat er noch als Ingenieur am Institut gearbeitet, dann Pleite und Arbeitslosigkeit, das große Land bricht in Stücke, also verdient er sich als Killer was dazu, Dog geht der Arsch auf Grundeis, klar, und Schweigen legt sich über den Raum.

– Ich heiße Robert. Onkel Robert, – sagt der Kerl und steckt endlich den Zettel weg. – Wo ist Sascha?

– Was für eine Sascha? – frage ich. Vielleicht hab ich was verpaßt, und bei uns hat sich schon irgendeine Sascha eingemietet. Dann ist der Killer hinter uns allen her.

– Sascha, der soll doch mit euch zusammenwohnen. Hier ist doch . . . – sagt er, holt wieder den Zettel hervor und fingert nervös daran herum.

Er? – denke ich, – ist sie vielleicht ein Hermaphrodit, diese Sascha?

– Also, Sascha, – insistiert Onkel Robert. – Er hat daheim diese Adresse hinterlassen, gesagt, daß er hier wohnt. Von euch hat er auch erzählt, also, euch beschrieben, genau so hab ich mir euch vorgestellt, – sagt er und lächelt freundlich.

Genau so? – denke ich. – Wie denn? Versifft?

– Ah, – Dog kapiert als erster. – Er redet von Zündkerze, von Sascha.

– Ach so, genau, – alle atmen auf, wie sich herausstellt, gab's hier also überhaupt keine Sascha, das ist schon mal gut. Und dieser scheiß Onkel Robert ist anscheinend auch kein Killer, obwohl sich kaum etwas Gutes über ihn sagen läßt. Er lächelt uns weiter freundlich zu. Dog zeigt nun auch Interesse an ihm, vielmehr nicht so sehr an ihm wie an seinem Plaste-Aktenkoffer, klar, – denkt Dog, – wenn dieser scheiß Onkel Robert Zündkerze besuchen kommt, – so denkt er, – dann hat er ihm bestimmt was Gutes und Nahrhaftes mitgebracht, Kurbelwellen bestimmt nicht, also vielleicht was Gutes und Nahrhaftes, – denkt Dog, – Rasierwasser oder Marihuana, morgens ist Rasierwasser besser, Hauptsache keine Kurbelwellen, aber insgesamt verstehen wir im Moment nicht wirklich, wer er ist und wovon er redet. Er sagt:

- Ihr seid also die Freunde von Sascha?
- Sind wir, sagt Dog, ohne den Aktenkoffer aus den Augen zu lassen. – Wir sind Freunde.
- Und warum, – fragt Onkel Robert, der sich bei uns einschmeicheln will, – trinkt ihr schon morgens Kognak?

Danach hört er sofort auf, mir zu gefallen. Steht einfach da, der Arsch, und redet Scheiße.

- Das sind die, – Dog zeigt auf uns. – Kommen Sie herein, setzen Sie sich. Tee vielleicht?

Tee hat Dog zum letzten Mal vor zwei Jahren getrunken, in der Schule. Sieh an, geht auf einmal so richtig aus sich raus.

- Und wo ist Sascha? – fragt der Kerl besorgt.

Plötzlich fragen sich das alle – und wo ist Sascha? Irgendwie haben wir ihn in den letzten Tagen ganz vergessen, also ich bestimmt, irgendwie hat jeder seine eigenen Sorgen, seine eigenen Probleme, ihr wißt schon – hast viel zu tun, und plötzlich merkst du, daß du keine Ahnung hast, wo deine Freunde abgeblieben sind.

- Vielleicht in der Vorlesung, – sage ich unsicher.
- Nein, da war ich schon, – sagt Onkel Robert. – Hab erfahren, daß ihr schon seit einer Woche keine Vorlesungen mehr habt.
- Echt? – frage ich.
- Ja. Und daß ich ihn hier bei euch suchen soll.
- Ist ja auch richtig so, – sagt Wasja, um ihn irgendwie zu beruhigen. – Richtig. Wo sollte man ihn auch sonst suchen.
- Dog, – frage ich, – war er vielleicht gestern mit euch beim Fußball?
- Nein, – sagt Dog. – Obwohl, im Prinzip, – er wendet sich direkt an Onkel Robert, – ich hab dort das Bewußtsein verloren, kann mich nicht mehr gut erinnern, vielleicht war er ja da.
- Was ist denn passiert? – frage ich.
- Es ist ein Unglück geschehen, – sagt Onkel Robert und setzt sich in die Nähe der Tür auf seinen Aktenkoffer. Ich glaube fast, daß er in Wirklichkeit leer ist und er ihn statt eines Stuhls mit sich herumschleppt.
- Was für ein Unglück? – frage ich.
- Mit seinem Vater.
- Er hat doch gar keinen Vater, – sage ich. – Bloß einen Stiefvater.
- Er war wie ein Vater für ihn, – sagt Onkel Robert.
- Na na, – sagt plötzlich Dog, – Vater und Stiefvater, das

sind zwei völlig verschiedene Sachen. Obwohl, – fügt er hinzu, – im Prinzip auch egal.

- Moment, – sage ich zu Dog. – Und warum »war«?
- Er ist gestorben, – sagt Onkel Robert. – Vorgestern.
- Wie gestorben?
- Hat sich erschossen.
- Wie?
- Er hatte ein Gewehr.

Von dem Gewehr hat Zündkerze erzählt. Insgesamt hat er nicht gerne über seine Eltern geredet, aber ein bißchen was hat er doch erzählt, ziemlich düster alles, sein Vater hat sie sitzenlassen, als er noch ganz klein war, dann tauchte dieser Kerl auf, mit dem Gewehr, Zündkerze sagte, er ist das Letzte, dauernd besoffen, geht raus und schießt ums Haus herum auf alles, was sich bewegt, ab und zu wird er verhaftet, dann aber zusammen mit seinem Gewehr wieder freigelassen, richtig wie im Wilden Westen, wenn man Zündkerze so hörte. Außerdem erzählte er, daß sein Stiefvater nur ein Bein hatte, nicht von Geburt an, natürlich, nicht daß er eine Mißgeburt gewesen wäre, man hat es ihm einfach abgeschnitten, es war noch die Sowje, aber der Stiefvater hatte seinen persönlichen Bürgerkrieg schon begonnen, aus dem er mit Prothese zurückkehrte. Diese Story erzählte Zündkerze gerne, ließ sich die Details auf der Zunge zergehen, spielte verschiedene Rollen, kurz – die Story gefiel ihm. Wie gesagt, der Stiefvater schleppte überall sein Gewehr mit, ein Sammlerstück, wenn man Zündkerze glauben will, eine ganze Gruppe verrückter Skalpjäger waren sie, die Hälfte von ihnen hatte keinen Waffenschein, aber einer arbeitete bei der Staatsanwaltschaft, also hätten sie auch Panzer fahren können und kein Verkehrspolizist

hätte sie aufgehalten, sie jagten das ganze Jahr, kümmerten sich nicht um die Saison, besoffen sich einfach, nahmen einen Miliz-Geländewagen und düsten in die Steppe, in Richtung russische Grenze, aber da, wie ich schon sagte, die Sowje noch zusammenhielt, gab es überhaupt keine Grenze, sie düsten einfach, so lange das Benzin reichte, und dann, wenn sie irgendwo mitten im Winter- oder Sommergetreide abgeoffen waren, schleppten sie sich irgendwie heim und trugen statt Trophäen sich gegenseitig auf den Schultern. Mir gefiel diese Geschichte, im Prinzip verstand ich Zündkerze nicht, so ein klasse Arsch von Stiefvater, sage ich, was hast du gegen ihn, fahr doch einfach mit, bring das Fell von einem Mammut heim, ich stell mir so einen Ausflug ganz lustig vor, im Prinzip könnten sie bis zum Kaspischen Meer und zurück düsen und dort einen ganzen Berg Kamele erlegen oder was es am Kaspischen Meer so gibt, klasse; aber Zündkerze mochte solche Sachen nicht, vielleicht mochte er sie aber auch und tat nur so. Einmal, während einer ihrer Saufereien, fuhr der betrunkene Haufen raus ins Feld, dort blieben sie stecken, mußten über Nacht bleiben. Und morgens kamen dann die Mähdrescher, Erntezeit, keine Jagdsaison eben, und sie waren mitten im Feld steckengeblieben. Die Mähdrescher fuhren in einer mehrere hundert Meter breiten Reihe und stießen plötzlich auf Rothäute, vielmehr – rotgesichtige Kerle mit Gewehren. So stell ich es mir zumindest vor. Der Mähdrescher, der direkt auf sie zugefahren kam, drehte ab, und dabei blockierte das Schneidwerk, also stoppte der Mähdrescher, ein Kerl kletterte raus, fluchte über die Jäger und stieß dann dem satanischen Aggregat einfach sein Bein in den Rachen, um den Pfropfen, der sich gebildet hatte, durchzustößen; Zündkerze zeigte es uns später auf einem

Konstruktionsplan, auf dem Plan jedenfalls sah es schlimm aus, ganz zu schweigen vom Sicherheitsaspekt. Aber wer wird denn wegen so was den Mähdrescher abstellen, Kampf um die Ernte und dieser ganze Stuß. Die Jäger, die sich weiter wie auf der Pirsch fühlten, wollten dem Mähdrescherfahrer plötzlich helfen, weiß nicht, vielleicht meldete sich ihr Gewissen, aber das wohl kaum, sie wollten sich einfach mit diesem Monster messen, dem landwirtschaftlichen Gerät »Niwa«; »Niwa«, »Niwa«, – brüllte Zündkerze, am besten an der ganzen Geschichte gefiel ihm offensichtlich die viele Technik, und sein belämmertes Stiefvater steckte auch sein Bein rein und trat sogar den Pfropfen durch, und das Schneidwerk drehte seine Metallzähne und schluckte die nächste Portion der nationalen Ernte, einschließlich des rechten Beins des Stiefvaters, den Kerl konnten sie grade noch zurückreißen, aber schon ohne Bein, obwohl es auch viel schlimmer hätte kommen können. Alles unterhalb der Eier wurde ihm abgebissen, so erzählte es wenigstens Zündkerze. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es weiterging – gut, dachte ich, er hat sein Bein verloren, wahrscheinlich haben sie ihn ins Krankenhaus gebracht, aber wie kamen sie von dort weg? Auf den Mähdreschern? Na gut, lassen wir das. Und das Bein? Der Bauch des Mähdreschers war doch, stellte ich mir vor, schon mit einigen Zentnern goldenen Kornes gefüllt, vermischt mit den Sehnen und Knorpeln des Stiefvaters, plus anorganisches Zeug, also sein Militärstiefel, das baumwollene Hosenbein, kurz, ein Haufen Rohstoffe, interessant zu wissen, was die Schnitter mit diesem Reichtum anfangen, hundertpro schmissen sie das nicht einfach weg, wahrscheinlich lieferten sie es dem Staat ab, ganz sicher, ich kenne doch diese hinterhältigen Schnitter, würden auch

ihre eigene Scheiße abgeben, wenn jemand sie nähme, und ich stellte mir dann weiter die entsprechenden Backwaren und das Brot vor, kurz, blutige Phantasien eines einfachen Burschen, ihr versteht. Der Kerl lebte weiter, jetzt schon mit nur einem Bein, aber das reichte ihm, wenn ich recht verstehe, zumindest soff er weiter und schoß auf alles, was sich bewegte, ein Monster eben.

- Wie kann man sich mit einem Gewehr erschießen? – erklingt Dogs Stimme. – Der Lauf ist doch ziemlich lang, den kann man nicht auf sich richten.
- Und wenn es ein Prellschuß war? – fragt Wasja.
- Klar, – sage ich, – da hat er also zuerst geschossen und dann versucht, die Kugel abzukriegen oder was?
- Nein, – sagt Onkel Robert. – Er hat mit dem Fuß den Abzug gedrückt.
- Ihm fehlte doch ein Bein, oder? – frage ich.
- Ja, das rechte. Er hat mit dem linken abgedrückt.
- War er Linkshänder? – fragt Dog.
- Dog, – mahnen wir ihn.
- Könnt ihr euch das vorstellen? – sagt Onkel Robert. – Man hat ihn gefunden und konnte ihn erst gar nicht identifizieren – den halben Kopf hat es ihm weggefeigt. Am Socken haben sie ihn erkannt.
- Dort bei Ihnen gibt's wohl viele einbeinige Jäger? – frage ich, aber Onkel Robert ist nicht mal beleidigt.
- Und wo ist er jetzt? – fragt Wasja.
- In der Leichenhalle. Übermorgen ist die Beerdigung.
- Übermorgen?
- Ja, nachmittags. Sie versuchen noch, ihm den Schädel zusammenzuflicken, versteht ihr?
- Und wenn sie es nicht hinkriegen? – sage ich.

- Keine Ahnung, vielleicht äschern sie ihn dann ein. Man muß Sascha finden, damit er kommt. Ich war schon am Institut, dort haben sie gesagt, ich soll ihn hier suchen.
- Hier ist er nicht, – sagt Wasja.
- Wo kann er bloß sein? – fragt Onkel Robert.
- Bleiben Sie doch hier, – sage ich, – und warten Sie, bis er kommt.
- Kann ich nicht. Werde daheim erwartet. Muß meiner Schwester mit der Beerdigung helfen, dann in die Leichenhalle fahren, sie versuchen, seinen Kopf zusammenzuflicken, und es soll doch ähnlich werden.
- Wie, – fragt Wasja, – haben sie viele Varianten?
- Hört mal, Jungs, – Onkel Robert erhebt sich vom Aktenkoffer und nähert sich mir, – findet ihn. Meine Schwester bittet sehr darum, daß er kommt. Sie hatten kein sehr gutes Verhältnis, aber jetzt ist er tot, versteht ihr? So ist das. Ihr habt ja noch Zeit, bis übermorgen. Findet ihn. Ich hab euch auch was mitgebracht. – Er öffnet den Aktenkoffer und holt drei Flaschen Kognak raus.
- Das ist doch nicht nötig, – sage ich.
- Ja, wirklich nicht, – erklärt Dog und greift sich den Kognak.
- Findet ihn, – sagt Onkel Robert und geht irgendwie niedergedrückt und ohne sich zu verabschieden in den Flur hinaus. Keine Ahnung, vielleicht hat er den Verstorbenen geliebt, wer kennt sich mit diesen Rothäuten aus.

Onkel Robert, – sage ich, – Onkel Robert. Was für ein komischer Name – Robert. Klingt wie ein Schwulenmagazin.

II.15

– Na?

- Weiß nicht. Ätzend.
- Was ist ätzend?
- Na, dieser Onkel Robert. Richtiger Killer.
- Ich glaube, er ist schwul.
- Echt?
- Ganz bestimmt. Hast du seinen Aktenkoffer gesehen?
- Ja ...
- Was sollen wir machen?
- Weiß nicht.
- Vielleicht gehen wir Zündkerze suchen?
- Und wo bitteschön? Im Institut ist er nicht. Keine Ahnung, wo er sonst hingeht.
- Hat er außer uns noch irgendwelche Bekannte?
- Keine Ahnung.
- Hm ...
- Noch dazu dieser Onkel. Schwul.
- Bestimmt.
- Zündkerze wird traurig sein.
- Glaubst du?
- Bestimmt. War doch sein Vater.
- Stiefvater.
- Scheißegal.
- Zündkerze mochte ihn nicht.
- Familie ist Familie. So was macht einen einfach fertig.
- Überhaupt nicht, – sage ich. – Hab ja gar nichts dagegen
- Familie, Eltern, alles okay, von mir aus. Ist aber doch nicht so wichtig, wie alle tun, so ein Stuß, alle sagen immer nur Familie, Familie, in Wirklichkeit aber geht es ihnen am Arsch vorbei, sehen sich nur an Beerdigungen und Geburtstagen. Stimmt's?
- Nöö, – sagt Wasja. – Finde ich nicht. Ich liebe meine Eltern.

- Und wann hast du sie das letzte Mal gesehen?
- Was macht das für einen Unterschied? – sagt Wasja. – Die muß ich nicht sehen, um sie zu lieben.
- Hör mal, – fragt Dog plötzlich, – kannst du dir die Beerdigung deiner Eltern vorstellen?
- Bist du durchgeknallt? – Wasja ist beleidigt. – Was laberst du da?
- Bloß so, – sagt Dog, – schon gut. Wahrscheinlich werd ich zur Beerdigung gar nicht eingeladen, wenn sie abkratzen, meine ich.
- Und wie stellst du dir das vor? – frage ich. – Erwartest du, daß sie dir ein Jubeltelegramm schicken: »Lieber Dog Pawlow, komm – es gibt zwei Juden weniger auf der Welt!«?
- Das mein ich doch nicht.
- Was meinst du dann?
- Weiß nicht, ich denke nur, wenn ihnen was passiert, dann krieg ich die Schuld, so ist das, immer bin ich schuld.
- Du bist eben ein Antisemit, – sage ich.
- Egal, – sagt Wasja, – du jedenfalls redest Scheiße. Ist doch cool.
- Was, – sage ich, – Beerdigungen?
- Nein, Eltern, Familie. Ich erledige hier meinen Kram und fahr heim. Meine Mutter lebt in Tscherkassy.
- Verstehst du, – sage ich zu ihm, – ich hab echt nichts dagegen. Familie, Mütter, okay. Verstehst du, als wir noch in der Schule waren, haben mein Bruder und ich einen Kulturpalast ausgeräumt, einen kleinen. Die Technik rausgeschleppt.
- Wozu?
- Keine Ahnung, einfach so – wir hatten irgendwie Bock, also beschlossen wir, was zu klauen. Schleppten ein paar

Verstärker raus, Zubehör, sogar Teile eines Schlagzeugs, stell dir vor.

- Und was habt ihr damit gemacht?
- Verkauft. An einen anderen Kulturpalast. Die Hohlroller haben nicht mal gefragt, wo wir das Zeug her hatten. Im Prinzip haben wir nicht viel verlangt, also Quatsch nachzufragen. Haben für das Geld Platten gekauft.
- Platten?
- Ja, einen Haufen Vinyl, und der Kerl, der das alles verkaufte, hatte eine echte »Depeche Mode« unterm Ladentisch, stell dir vor, die hatten gerade ihr Live-Album rausgebracht. »101« hieß es. Haben richtig geblecht dafür.
- Echt?
- Klar. Und weißt du, was das Witzige an der Sache ist?
- Was?
- Es war überhaupt das einzige, was mein Bruder und ich jemals ZUSAMMEN gekauft haben.

11.35

Scheiße, was tun, also ich würde ihn nicht suchen. Wozu braucht er das, und der Verstorbene – wozu braucht der es, der brauchte ihn schon nicht, als er noch lebte, und jetzt – überhaupt, der ist jetzt irgendwo auf dem Weg in sein Walhalla, humpelt auf seinem einen Bein durch die kosmische Finsternis, und nur die Engel am Straßenrand salutieren ihm, legen ihre im Kampf verstümmelten oberen Extremitäten an die Mütze, der Verstorbene kommt natürlich ins Paradies für Invaliden, bestimmt gibt es dort so eine Abteilung, man läßt sie doch nicht alle durch dasselbe Tor, obwohl – keine Ahnung. Wirklich, keine Ahnung, vielleicht sammeln ja magere, schlaksige Engel in SS-Helmen und mit gezückter Schmeißer Gesunde und Invaliden vor ei-

nem riesigen, prunkvollen Tor, auf dem in Rodtschenko-Schrift »Arbeit macht frei« steht, treiben sie zusammen, wer fliehen will, wird einfach erschossen und auf die nächste Wolke entsorgt, schließlich kommt der heilige Petrus heraus, ein Kasperl mit großem goldenen Schlüssel, öffnet das Tor, und die Engel treiben die Massen hinein, stoßen sie, und erst dort, im Innenhof des verdammten Paradieses, bilden sie Kolonnen und führen sie in unterschiedliche Richtung davon, doch endet jeder Weg unausweichlich in einer großen Gaskammer.

Der Kerl hat also noch zwei Tage Zeit, um seine Endstation zu erreichen und auf ewig ins Depot zu gehen, vorher gibt er den Engeln seine Waffe ab und erhält von ihnen das große Eiserne Kreuz für Heldentum an der Ostfront. Daß er seine Hirnmasse freiwillig auf dem Küchenfußboden verspritzt hat, bedeutet nichts – manchmal ist es am tugendhaftesten und moralischsten, die Umgebung von der eigenen Anwesenheit zu befreien, keine Frage.

Es gibt einen Stadtteil, direkt hinter dem neuen Zirkus, zwischen Fluß und Eisenbahn, ganze Quadratkilometer eines undurchdringlichen privaten Sektors, hinter dem direkt die Fabriken anfangen, wie soll ich sagen – alte Fabrikvorstädte, im Sommer ist dort überhaupt niemand auf der Straße, weiß nicht, wohin die alle verschwinden, aber man kann Stunden durch Sand und Schotter stapfen und niemanden treffen, wie es dort im Winter aussieht, mag ich mir gar nicht vorstellen. Warum ich das erzähle – dort lebt unser Freund Tschapaj, er wohnt in einer Werkstatt auf dem Gelände einer Fabrik, die Ausrüstung für Bergarbeiter herstellt, also keine Vorschlaghammer oder so, sondern verschiedene Lampen, Lichter – was Bergarbeiter so alles

brauchen, Tschapaj erzählt, daß sein Opa diese Fabrik gebaut hat, es liegt also irgendwie in der Familie, Tschapajs Vater hat sich vor ein paar Jahren blöd gesoffen und lebt irgendwo in einer Irrenanstalt, manchmal fährt Tschapaj ihn besuchen und sieht nach dem rechten, bringt frische Wäsche und Zeitungen, richtet Grüße aus vom Brigadier, so ist das, sie wohnten in einer Baracke am Fluß, aber die Baracken wurden mit der Zeit abgerissen, und da Tschapaj-Vater schon in den Achtzigern alle Papiere einschließlich der Urkunden über Großvaters Georgskreuze und Orden der roten Arbeiterflagge versoffen hatte, bot ihnen natürlich niemand eine neue Wohnung an, Tschapaj-Dschunior, der Waisenknabe, ging zum Direktor, der damals noch einer normalen sowjetischen Fabrik vorstand, und bat um Aufnahme ins Arbeitskollektiv, in väterlicher Linie sozusagen, Dynastie und so, Tschapaj fuhr auf so was ab, ich denke, sein Platz im Irrenhaus ist schon gebucht, in einem Zimmer mit seinem Vater, ein Zimmer der Helden der Produktion, die Pioniergruppen würden sie auf ihren Exkursionen besuchen, ihre manisch-depressiven Erinnerungen anhören und ihnen Tüten mit Orangen, Keksen und Haushaltsspiritus auf den Nachttischen zurücklassen. Die Vertreter starker Berufe müssen schön sterben, nur alle möglichen hergelaufenen verfuckten Intelligenzler ersticken im Dreck oder leiden an Hämorrhoiden, richtige Männer aber, die legen ihre Hände, ja an was denn, an die Schalthebel des Lebens – solche Männer müssen sich in der Produktion aufreiben, auf den heißen Böden der Gießereien fallen, das eigene Arbeitsleben jäh abbrechen, an Delirium tremens und Alkoholvergiftung zugrunde gehen, durch einen Arbeitsunfall eben, wenn man Delirium tremens einen Arbeitsunfall nennen kann.

Warum ich das alles erzähle? Der Direktor nahm ihn ins Arbeitskollektiv auf, sie korrigierten seine Papiere, denn Tschapaj hatte die Schule nicht abgeschlossen und auch nicht vor, es zu tun, der Direktor gab ihm einfach Arbeit und Schluß. Ließ ihn in einer der Werkstätten wohnen, in einem Kabuff, auf ölverschmierten Overalls, und sagte, er brauche sich keine Sorgen zu machen. Ihr Direktor gehörte auch zu einer Art Dynastie, wenn man sich eine Dynastie roter Direktoren vorstellen kann, warum eigentlich nicht. Die Fabrik verlor damals ihre Position auf dem Markt für Bergbau-Accessoires oder wie man es nennen soll, also eigentlich gab es so einen Markt gar nicht, sie galten als das einzige spezialisierte Unternehmen der Republik, die Fabrik zerfiel wie alles im Land, was zu stehlen war, stahl der Direktor, was nicht – machte er kaputt, sagen wir, er hielt sich an die Instruktionen zur Zivilverteidigung, in Erwartung eines heimtückischen, wenn auch unsichtbaren Feindes sprengte er vorsorglich Werkbänke, Wasserleitungen und den Funkraum, nicht im wörtlichen Sinne natürlich, manches funktionierte noch, ein paar Werkstätten und der Fuhrpark, aber der frühere Enthusiasmus war verschwunden, und die Arbeiter verloren sich in den privaten Sektor. Nur Tschapaj und der Direktor blieben. Mit der Zeit wurde der Direktor zugänglicher und beschloß, sein exklusives Baby zumindest teilweise wiederzubeleben, offensichtlich kamen nachts die Gespenster der verstorbenen roten Direktoren angefliegen und wedelten vor seinen Augen mit Grubenlampen hin und her, ließen den Alten nicht schlafen, also begann er wieder, Geschäfte zu machen, fand Investoren, es wurde wieder etwas produziert, und obwohl der Großteil des Fabrikgeländes nach wie vor in Schutt und Scheiße lag, herrschte der allgemeine Eindruck, daß die Fa-

brik in Betrieb war. Im Grunde erzähle ich das alles nur, weil Tschapaj auch weiter in seiner Werkstatt wohnte, er hatte sich zwei Zimmerchen erobert, arbeitete als Autoschlosser, meistens schwarz, der Direktor schätzte ihn sogar, als Spezialisten, meine ich. Da er mehr als genug Zeit hatte, freundete sich Tschapaj mit den städtischen Punks an und betrieb eine eigene Schnapsdestille, die er nach einem Bauplan selbst gebastelt hatte, aus irgendwelchem Rüstungsschrott, den er sich in den Fabrikhallen und Werkstätten zusammensuchte, sogar ein Qualitätszeichen hatte er angeschraubt, und an dieser Teufelsmaschine glänzten Nickel, Kupfer und geheimes, für die Luftfahrt bestimmtes Duralumin, der Direktor hatte nichts dagegen, von mir aus, sagte er, laßt ihn basteln, wenn er Technik liebt, er verstand vielleicht nicht richtig, was da durch Tschapajs Kolben lief, aber der Glanz der Nickelröhren beruhigte ihn, um so mehr, als Tschapaj den Strom selbst bezahlte, Hauptsache richtig kalkulieren, Gewerkschaften, Gewinnspanne, staatliche Subventionen, hab diesen Scheißkram nie verstanden. Warum ich das alles erzähle – irgendwie hat Sascha Zündkerze ihn kennengelernt, über die Punks, die bei Tschapaj ihre Ration Schnaps kauften, Sascha war kein Punk, mochte Punks überhaupt nicht, er mochte Technik, das habe ich, glaube ich, schon erwähnt, aber irgendwie kam es dazu – jemand hat Leute miteinander bekannt gemacht, einer hatte eine Kusine, jemand hat's mit jemandem getrieben und jemandem haben sie dafür zwei Rippen gebrochen, irgendwie haben sie sich also kennengelernt – Sascha und Tschapaj, und Sascha kam manchmal zu Tschapaj in die Werkstatt, betrachtete die glänzenden und angelaufenen Röhren der Kühlschlange, vertiefte sich zusammen mit Tschapaj in Arbeitsanweisungen für die Werkbänke, trank

aus einem Literkrug nicht abdestillierten Fusel, na, kurz gesagt, es war das Richtige für ihn, also nicht der Fusel, aber alles zusammen – Werkbänke, Kühlschlange, Schwerindustrie und Maschinenbau, das war es, was Zündkerze fehlte, und Tschapaj hatte eine ganze Fabrik von diesem Mist plus Umgebung. Wenn man also unseren Zündkerze jetzt irgendwo finden kann, dann dort – in den Fabrikwerkstätten, das denke ich und lege es meinen Freunden dar, ja, wirklich, sonst gibt es ja auch nicht allzu viele Orte, wo unser Bruder zugelassen ist, einen solchen Ort aber hat Zündkerze, also machen wir uns langsam fertig und gehen raus, und am Ausgang treffen wir plötzlich Kakao, Kakao steht vor dem Hauseingang, ganz aufgedunsen und verquollen, sieht uns, oh, – sagt er, – hi, wo geht ihr hin? Wir – sagt Wasja, – haben zu tun, geh ins Bett. Kann ich mitkommen? – fragt Kakao, dabei trocknet er sich die Stirn mit dem Ärmel seines Sakkos, der fette Scheißer, los, – sagt Wasja scharf, – ab ins Bett, ich will nicht ins Bett, – bettelt Kakao weiter, – nehmt mich mit, fuck off, – schreit Wasja, – du hast uns gerade noch gefehlt. Sagt wenigstens, wo ihr hingehet! – fleht Kakao, Kakao, sagt Wasja, – wir haben zu tun, kapiert? Wir suchen Zündkerze, Zündkerze? Wirklich? Hört mal, – ruft Kakao, Schluß, – unterbricht ihn Wasja, – ab ins Bett, also, Freunde, – sagt Kakao verwirrt, ich kann euch ..., hau ab, gut Nacht, und wir gehen, er bleibt zurück, der dicke Idiot.

12.00

Klebriges Grün, feuchtes Papier, rote Gebäude, irgendwie haben wir nicht den richtigen Weg genommen, schlappen durch die halbe Stadt, fahren zum Platz, als ob wir unseren Freund irgendwo auf der Straße finden wollen, schließlich

werfen uns Kontrolleure aus dem Trolleybus, und wir gehen zu Fuß weiter, überqueren den Platz, gehen, betrachten die Plakate, betrachten die Reklame, sonst gibt's nichts zu betrachten, Dog schleppt einen Rucksack mit Alk, bei einer Bäckerei ein Haufen fertiger Hippies, sind wie Ratten an die frische Luft gekrochen, stehen und trinken, daneben irgendwelche bekannten Gesichter, da steht Sascha Tschernezkyj, noch jemand in Lederkluft mit Orden und Medailen, Sascha kennen wir, Dog und ich sind vor ein paar Wochen sogar auf sein Konzert ins Kulturhaus am Stadion gegangen, die Bullen haben uns hopps genommen – irgendwer neben uns hat eine Feuerwerksrakete in den Saal geschossen, sie dachten, wir wären es gewesen, sind grad noch mal davongekommen, Sascha ist umgeben von einem Haufen fertiger Hippies, schöner Morgen eines schönen Tages.

- Freaks gehören erschossen, – sagt Wasja.
- Hat das Trotzki gesagt? – frage ich.
- Wieso denn Trotzki. Guck doch – wie die da rumstehen, die Schweine.
- Na und?
- Ich mag das nicht, – sagt Wasja und geht schweigend weiter.

Nach einer halben Stunde überqueren wir eine Brücke, finden den Fabrikzaun und klettern durch ein Loch aufs Gelände.

12.30

Bei Tschapaj waren wir schon öfter, er hat seine Werkstatt extra für Freunde markiert, denn dort stehen noch mehr

dieser grauen Gebäude rum, schon seit der russischen Revolution 1905 halb verfallen. Auf Tschapajs Werkstattwand steht in Grün »Sozialismus«, dazu ein irgendwie rachitischer Stern, der an eine Qualle erinnert, wegen der Farbe, meine ich. Im Prinzip kennt sich Tschapaj, genau wie Wasja, in Dialektik aus, sie haben Respekt voreinander, es sind Dog und ich, die nicht dazugehören – ich mag Marx einfach nicht, und Dog ist grundsätzlich gegen den Alten, logisch.

Tschapaj erkennt uns nicht gleich. Hi, – sagt er dann, – kommt rein, er läßt uns in sein Kabuff, streckt den Kopf raus, schaut sich aufmerksam um und macht die Tür hinter sich zu. Wir treten ein. Wie es sich für Proletarier gehört, schießt Tschapaj auf Komfort, sein Zimmer ist fast leer, in der Mitte steht der von mir schon erwähnte Apparat und summt aufgeregt, unter dem Apparat liegen ein paar Kolben herum, endlich fällt mir wieder ein, wie sie aussehen, auf dem Fensterbrett Bücher, ich nehme eins – der fünfzehnte Band von irgendwas, was genau kann ich nicht erkennen, aber eindeutig kommunistisch, mit Stempel der Fabrikbibliothek, ein ernsthafter Kerl, dieser Tschapaj, ein paar Jahre älter als wir, schon über zwanzig, dazu noch mit Arbeitserfahrung – ganz schön scharf, er folgt uns ins Zimmer, setzt euch, – sagt er, im Zimmer gibt es ein paar Hocker, wie geht's, – fragt er? Alles klar, – sagt Wasja, – wir suchen Zündkerze, lang her, daß du ihn gesehen hast? Lang, – sagt Tschapaj, setzt sich hin, schlägt ein Bein über und raucht eine »Belomor«.

Tschapaj ist mager und introvertiert, schenkt uns fast keine Beachtung, sitzt da, Beine übereinandergeschlagen, liest ir-

gendwelche Parteipropaganda, er hat ein altes T-Shirt an, Turnschuhe und Trainingshosen, außerdem trägt er Brille, nicht viele unserer Kumpels tragen Brille, obwohl, vielleicht trägt er sie nur so zum Spaß, keine Ahnung.

- Hast du vielleicht irgendeine Ahnung, wo er sein könnte? – frage ich.
- Keine Ahnung.
- Hat er dir nichts gesagt?
- Hat nichts gesagt.
- Fuck, – sage ich. – Sein Vater ist umgekommen.
- Stiefvater, – verbessert mich Dog.

Tschapaj schweigt.

- Hat er nicht vielleicht seine Sachen bei dir vergessen? – frage ich weiter.
- Hat er nicht.

So kann man endlos weiterreden, er spricht in Mantras, hat zu viel Engels gelesen und kann normale Informationen nicht mehr verarbeiten, diese neuen Kommunisten haben ihr eigenes, verdrehtes Zen, so leicht findest du da keinen Zugang, und wenn doch – dann keinen Ausgang mehr, mußt im tiefen, verfuckten Graben des Marxismus-Leninismus herumbugsieren, ohne zu raffen, was das alles soll.

- Was liest du da? – fragt Wasja ihn plötzlich.
- Nur so, – antwortet Tschapaj. – Haben mir ein paar Bücher dagelassen. Lese sie noch mal.
- Mhm, – sagt Wasja, sie sind ja Gleichgesinnte, wir aber versuchen, nicht zu stören.

- Können wir vielleicht hier auf ihn warten?
- Könnt ihr.
- Wir haben Alk.
- Ich auch, – Tschapaj zeigt auf seinen Apparat. – Aber ich trinke nicht.
- Wie das?
- Tripper.
- Echt? – Ich lege das Buch zurück aufs Fensterbrett. Wo hast du denn . . . ?
- Gleich hier, in der Fabrik, – sagt Tschapaj gelassen.
- In der Fabrik?
- Mhm.
- Wie – direkt in der Werkshalle?
- Mhm.
- Ihr seid doch hier nur Männer.
- Eben.
- Wer hat dich denn? – frage ich. – Beziehungsweise, sorry, wen hast du?
- Wie – wen? – Tschapaj versteht nicht.
- Also, – sage ich, – weißt du, von wem du's hast?
- Ach so, – sagt Tschapaj, – von niemandem. Ich hab Kinder-Tripper.
- Wie, Kinder-Tripper?
- Kinder-Tripper halt. Ich ficke aus Prinzip nicht. Wir haben Altkleider ausgeladen, da hab ich's mir gefangen.
- Klar, – sage ich. – Ihr Marxisten seid einfach Engel – fickt nicht, trinkt nicht.
- Ladet Altkleider aus, – fügt Dog hinzu.
- Hört mal, – sagt Tschapaj, offensichtlich, um das Thema zu wechseln, – habt ihr Knete?
- Wieso? – fragt Wasja mißtrauisch.
- Wir könnten zu den Roma fahren und Shit kaufen. Zu-

sammensitzen und auf euren Zündkerze warten. Sonst ist's öde, wo ich doch nicht trinke.

– Klar, – sagt Wasja, – gute Idee. Glaubst du, er taucht auf?

– Wer weiß, – sagt Tschapaj. – Vielleicht taucht er auf, vielleicht nicht. Sagt mal, braucht ihr vielleicht was zum Anziehen? Jeans, Turnschuhe. Ist aber secondhand . . .

14.00

Wasja ist bereit, für das Taxi zu blechen, hat das Geschäft mit dem Wodka offensichtlich aufgegeben, liegt ihm einfach nicht, aus dem, was heilig ist, Geld zu schlagen, also folgen wir Tschapaj nach draußen – Tschapaj, Wasja und ich, Dog bleibt beim Apparat, das Feuer hüten oder so, hält Wache und stellt ab und zu einen neuen Kolben unter die Kühlschlange, Tschapaj zeigt ihm, wie es geht, verbietet ihm aber strengstens, aus dem Kolben zu trinken, unhygienisch sei das, halt bloß den Mund, – sagt darauf Dog, – verfuckter Trippertänzer, sie wollen sich prügeln, aber wir zerren sie auseinander, vielmehr zerren wir Tschapaj auf die Straße, dort gibt er von selbst Frieden – hat ja wirklich den Tripper, was soll er es leugnen. Im Prinzip fahren in dieser Gegend keine Taxis, hier fahren Bagger, und auch das ganz selten, also traben wir bis zum Zirkus, beim Zirkus ist es menschenleer, zwischen den grauen Platten wächst das Gras, ein schöner Sommer, wenn wir jetzt noch Zündkerze zur Beerdigung schicken könnten, wäre überhaupt alles super, Tschapaj versucht, ein Auto zu stoppen, aber die Fahrer haben keinen Bock auf seine blauen Trainingshosen, niemand hält an, schließlich fängt er doch eine Karre ab, und wir zwängen uns hinein und fahren zu den Roma, vorbei an schillernden Pfützen.

Die Roma leben an einem anderen Ende der Stadt, hinter einem anderen Fluß, in ihrer eigenen Siedlung, die Charkiwier Roma haben den alten Roma-Traum von der heiligen Roma-Megalopolis verwirklicht, hatten dabei aber keine Lust, sich groß anzustrengen, also zum Beispiel – Unabhängigkeit erkämpfen, Land zurückerobern, Grenzen ziehen, sie siedelten sich einfach massenhaft und kompakt am Fluß an, nisteten sich dort ein und gingen in der feindlichen östlichen Hauptstadt praktisch auf, schufen eine gespenstische Sonnenstadt, eine Stadt in der Stadt könnte man sagen, durch ihr Gebiet verlaufen zivile Straßenbahnlinien, in der Nähe fährt sogar die Metro, aber hier, in diesem Stadtteil, wohnen eigentlich nur Roma, wenn du also irgendwie hierher gerätst (aber warum solltest du) und nicht weißt, wo du bist, wirst du dich natürlich über die vielen Roma auf der Straße wundern, also nicht daß tatsächlich so viele auf der Straße wären, aber sonst ist da eben gar keiner, du merkst sofort, daß irgendwas nicht in Ordnung ist, aber was genau, schnallst du nicht. Die Roma halten zusammen und haben sich dauerhaft hier festgesetzt – robuste, niedrige Häuser aus weißen Ziegelsteinen, drumherum Mauern aus denselben Ziegelsteinen, ein richtiges Ziegelsteinlager, schwer vorstellbar, was da abgeht, hinter den Bergen aus weißen Ziegelsteinen, irgendwie komisch. Antennen und Radiosender haben die Roma nicht, es gibt auch kaum Werbung in diesem Stadtteil, ein mittelalterliches Viertel, wahrscheinlich sind die Mauern so hoch, damit die Pest nicht in die Höfe vordringt, ich jedenfalls habe sie nie verstanden, diese Roma, Tschapaj aber kennt hier in einer entlegenen Seitengasse einen Dealer, man muß zuerst lange durch das Viertel brettern, dann von der Hauptstraße rechts abbiegen

und anhalten. Der Fahrer setzt uns ab, dreht und wendet die russischen Scheine, rechnet aus, wieviel wir ihm schulden, biegt dazu die Finger seiner rechten Hand um, ich zum Beispiel kann so nicht rechnen, sagt dann okay, ist in Ordnung, wir steigen aus, und er düst ab.

15.10

Da stehen wir nun zwischen Bergen weißer Ziegelsteine, Bäume gibt es hier fast keine, die Erde feucht unter den Füßen, unter den Mauern kriecht giftiges Gras hervor, oben zwischen den Wolken kommt ab und zu die Sonne raus, und kein Roma weit und breit. Also echt, denke ich, wie die hier leben – ohne Antennen, ohne Radiosender, ohne Sowjetmacht, sogar ohne Hausnummern, bin gespannt, wie Tschapaj seinen Dealer finden will. Tschapaj kommt damit aber offensichtlich klar, er rückt seine Brille zurecht, schnüffelt und sagt schließlich – hier ist es, wir sind da. Ein rostiges Tor, Tschapaj trommelt mit den Fäusten gegen die rostige, aufgequollene Fläche, dabei erzählt er, daß sein Dealer – Jurik – echt ein cooler Typ ist, irgendwo hier auf die Welt gekommen, dann allerdings kein guter Roma, machte nach der Schule Karriere in der Partei, die Roma ächteten ihn, polierten ihm die Fresse und verbannten ihn aus ihrem Stadtteil, obwohl er bestimmt auch so abgehauen wäre, denn er bekam eine schöne Wohnung im Zentrum zugeteilt, arbeitete im Partkom eines Stadtteils, war für Kultur zuständig, aber was denn für Kultur, im Stadtteil-Partkom. Für einen Roma lief seine Karriere ganz gut, man wollte ihn schon ins Gebietskomitee holen, da aber machten sich seine Gene bemerkbar, entweder – erzählte Tschapaj – hat er was geklaut oder jemanden gefickt, trat jedenfalls voll in die Scheiße, er wurde aus dem Gebietskomitee

geschmissen, nicht aber aus der Partei, so viele Roma hatten die nicht in der Partei, also kommandierten sie ihn in Tschapajs Fabrik ab, als Klubdirektor, wo er Akkordeon spielte und den Schachzirkel leitete. Als es mit der Fabrik bergab ging, klammerte sich Jurik bis zuletzt an den Klub, schon damals soff er ohne Ende, kam morgens in den Klub, nahm das Akkordeon und spielte Sowjetschlager, fügte aber jeder Melodie was eigenes, romamäßiges hinzu. Laut Tschapaj kam Jurik moralisch und körperlich runter, pißte sich direkt auf der Klubbühne die Hosen voll, pennte in seiner eigenen Kotze, eingewickelt in Transparente und Spruchbänder, bis der Fabrikdirektor ihm eines Tages das Akkordeon wegnahm und es auf dem Markt vertickte, den eingenommenen Betrag, laut Tschapaj nicht der Rede wert, benutzte er, um einen Teil der Schulden zu tilgen. Jurik ließ sich behandeln, die Wohnung hatte ihm eine Bank schon früher weggenommen und ihm als Kompensation irgendwelche abenteuerlichen Aktien in die Hand gedrückt, Jurik versuchte sie loszuwerden, aber natürlich wollte sie keiner haben, mit einem Wort, der Lebenskreis schloß sich, und Jurik blieb nichts anderes übrig, als in sein mittelalterliches Viertel zurückzukehren, zu weißen Ziegelsteinen und straffer Hierarchie. Komisch, aber Jurik wurde dort als verlorener Sohn aufgenommen, die Roma sind ein abgeschlossenes Volk, polierten ihm noch einmal die Fresse und vergaben ihm dann, dabei nahmen sie ihm seine abenteuerlichen Aktien ab und verschacherten sie an irgendwelche Bauerndeppen, ohne den Gewinn mit Jurik zu teilen, aber das ist allein ihre Sache, sie werden schon gewußt haben, warum. Jurik zog in eines der Ziegelsteinhäuser hinter weißer Ziegelsteinmauer, ließ sich im Zentrum nicht mehr blicken, wollte sogar heiraten, fand aber keine Frau – offen-

sichtlich verboten die mittelalterlichen Gesetze es ihnen, einen Kommunisten zu heiraten, wenigstens verbrannten sie ihn nicht auf dem Scheiterhaufen, allmählich integrierte er sich, verkaufte erst am Kiosk Kaugummi, dann Wodka in einem Geschäft, verbesserte sich weiter, stieg auf Shit um und saß jetzt einfach nur noch daheim – wer ihm gefiel, dem verkaufte er sein Heilkraut, wer nicht, den ließ er abblitzen, feuerte hinter der Ziegelsteinmauer hervor aus seiner Flinte, zog die Brücke hoch und flutete den Wassergraben, Tschapaj kannte er noch vom Klub her, Tschapaj war sein Stammkunde, obwohl der uns eindeutig etwas verheimlichte, so kam es mir zumindest vor.

15.15

Nach ungefähr fünf Minuten quietscht das Tor, und der Kopf des Dealers erscheint. Jurik sieht nicht aus wie ein Roma, jedenfalls habe ich mir einen Roma immer anders vorgestellt, also natürlich hab ich keinen Typen in rotem Ringelhemd und mit Sperrholzgitarre erwartet, aber ein bißchen was hat man uns in der Schule doch über die Roma erzählt, hier aber erscheint ein magerer Albino im grauen, abgetragenen Anzug, Weißer Star auf dem linken Auge, er fixiert uns mißtrauisch, flüstert mit Tschapaj, sie schauen sich an, beschnüffeln sich, endlich winkt uns der Dealer, und wir folgen ihm. Bin gespannt, was sich hinter den Schießscharten verbirgt – Kanonen, Hellebarden, Folterinstrumente, ist aber alles unspektakulär, im Hof ein kleiner Schuppen aus weißem Ziegelstein, am Eingang eine Hundehütte, auch aus weißem Ziegelstein, in der Hütte Hühner, eins ist aufs Dach geklettert und steht da, – ach, Hühner, – denke ich, mehr eigentlich nicht, und wir gehen ins Haus. Im Zimmer ein Tisch, nichts weiter. Die Wände leer,

bis auf einen teuren Teppich, die Ecken angenagelt, man sieht die Nägel gut, kein Problem, es sind gute Nägel, klar. Jurik sagt, wir sollen hier warten, blitzt mit seinem Weißen Star und geht ins Nebenzimmer, Tschapaj wird irgendwie nervös, macht uns aber Zeichen, daß alles okay ist, gleich kriegen wir's, ich betrachte die Nägel im Teppich und sehe, auf dem Fensterbrett liegt ein großer Fisch, keine Ahnung was für einer, konnte sie nie unterscheiden, Fische und Frösche und so was, das Fenster ist auf, um den Fisch fliegen ein paar Bienen, ziehen träge ihre Kreise, wo die nur herkommen bei diesem Wetter, schläfrig und absolut nicht aggressiv, wird schon in Ordnung sein. Sie landen auf dem Fischkörper, krabbeln darauf herum, ich gehe näher ran, versuche, den Verstorbenen umzudrehen, aber meine Hand zuckt zurück – der Fisch ist innen einfach ausgefressen von diesen Räufern, ein ganzer Bienenschwarm sitzt dort, als ich den Fisch berühre, fliegen sie heraus und kreisen über dem Rumpf, beruhigen sich aber schnell und krabbeln wieder herein, wie widerlich, denke ich, ein toter Fisch, ein toter Zigeuner-Fisch, innen ausgefressen, grauhaft.

Jurik kommt mit einem Päckchen Shit zurück, sieht mich bei dem Fisch stehen und schaut auch fasziniert hin, die Bienen krabbeln, und das hat etwas so Gruseliges, daß wir alle hinschauen und den Blick nicht abwenden können von diesem verdammten Fisch – ich, Wasja, Tschapaj, Jurik, und sogar Jesus am Kruzifix, der unter Juriks Hemd hervorschaut, sieht aufmerksam auf den von den Bienen ausgefressenen Zigeuner-Fisch und kann sich nicht mal wegrehen. Endlich legt Jurik das Päckchen auf den Tisch, und wir fangen an, daran zu schnüffeln, herumzutasten und es gegen das Licht zu halten, zeigen also durch unser ganzes Ver-

halten, daß wir wissen, wie guter Shit aussieht und daß wir uns nicht neppen lassen, auch wenn du dreimal ein Roma und außerdem ehemaliger Klubdirektor bist, wir durchschauen dich und deinen Shit, obwohl, in Wirklichkeit haben wir null Durchblick, Wasja holt ein Bündel Scheine raus und zählt ab, Jurik fixiert ihn mit seinem Star, Jesus schaut sehr aufmerksam hin, Jurik sagt unzufrieden, daß er nicht weiß, wie das mit dem Rubel ist, Kurs und so, man kann nie wissen, was der Dollar macht, mit dem Dollar ist alles okay, – sagt Wasja, – der Dollar steht, dein Schwanz vielleicht, – antwortet Jurik, nimmt aber das Geld und begleitet uns auf die Straße hinaus, ich höre noch, wie die Bienen mit ihren Füßchen im Fischkadaver wühlen, vielleicht bilde ich mir das aber auch nur ein.

Auf der Straße verabschiedet sich Jurik kühl von uns, wir entfernen uns ein paar Meter, Jurik steht weiter im Tor, geht nicht in den Hof, da überkommt es Tschapaj, er bleibt unvermittelt stehen, haltet mal, sagt er, kommt, den verarschen wir, wieso sage ich, wozu? er ist doch ganz alleine, habt ihr doch gesehen, kann gar nichts machen, hör bloß auf – Wasja kriegt Angst – laß uns gehen, ist doch alles palletti, scheiß dir bloß nicht in die Hose, sagt Tschapaj, ich mach ihn fertig, er holt das Päckchen mit dem Shit raus, stochert drin rum, als ob er die Qualität prüft, steckt es wieder in die Tasche und geht auf Jurik zu, in einiger Entfernung von ihm bleibt er stehen und ruft:

– Dein Shit ist voll Scheiße!

O fuck, – denke ich, – fuck.

– Scheiße! – wiederholt Tschapaj mutiger.

Da fährt Jurik plötzlich auf und verschwindet im Hof, wir wissen nicht, was tun, also ich und Wasja Kommunist, anders Tschapaj, der rafft, was nun kommt, verarscht seinen Dealer wohl nicht zum erstenmal, deswegen dreht er sich schnell um und ruft abhauen, wir hauen wirklich ab, und man kann sagen, nicht umsonst, denn das Tor in unserem Rücken öffnet sich wieder, und heraus springt Jurik mit seiner Flinte, seine Augen sprühen Funken, sogar das mit dem Weißen Star sprüht, wenn auch nicht so heftig, wir rennen, Hauptsache, wir schaffen es bis zur Ecke, dort wartet die Zivilisation, Straßenbahnen, die Metro, mehr oder weniger normale Beziehungen zwischen den Menschen, hinter uns dagegen Jurik mit seiner Flinte, sein mittelalterliches Schloß mit Hühnern und Killerbienen, wir haben also guten Grund zu fliehen und geben alles, Wasja hat Probleme ohne Gürtel, er hält seine Jeans mit den Händen, um sie nicht zu verlieren, Jurik aber spannt den Hahn und ballert in den Himmel über unseren Köpfen, einmal, dann noch einmal, auf uns zielt er Gott sei Dank nicht, keine Ahnung, wie es sonst enden würde, er ballert in den Himmel und lacht fröhlich, ich kann das ziemlich gut hören, während ich schon um die weiße Ziegelsteinecke biege, frischer Sommerwind bläst uns ins Gesicht, wirbelt Papiermüll, Staub und Federn auf, die Federn kreisen über unseren Köpfen, so daß ich gar nicht weiß, wem sie gehören – Vögeln aus einem der Ziegelsteinpaläste oder gerade angeschossenen Engeln, die zu Jurik geflogen kamen, vielleicht um seine mittelalterliche Einsamkeit zu lindern, und er, der Spasti, hat den schneeweißen, freundlich gesinnten Schwarm zurück in den Regenhimmel gescheucht und ist allein geblieben, allein mitten in der leeren Roma-Megalopolis, einsamer Dealer, vom Schicksal betrogener Freudenverkäufer, ohne je-

manden zum Reden, nur Jesus an seinem Kruzifix pendelt traurig – von links nach rechts, von rechts nach links, von links nach rechts.

17.00-20.00

- Ihr habt einfach keine Ahnung. Sagt einfach Marxismus, Marxismus und versteht überhaupt nicht, was das ist.
- Du bist hier wohl der einzige, der alles versteht.
- Was hat das mit mir zu tun? Um mich geht es doch gar nicht. Ihr sagt – Marxismus. Aber der Marxismus wird siegen, klar?
- Logisch. Und wo bitteschön wird er siegen?
- Nicht irgendwo. Er wird im Prinzip siegen.
- Klar.
- Die Stärke des Marxismus liegt in seiner Autarkie. Nehmen wir Trotzki.
- Trotzki ist Jude.
- Ja. Wißt ihr, warum Trotzki nach Mexiko gegangen ist?
- Ich glaube, Koba hat ihm einen Arschtritt verpaßt.
- Koba ist auch Jude.
- Koba?
- Ja. Und Iljitsch auch?
- Iljitsch ist Kasache.
- Tatare.
- Kasache.
- Was ist der Unterschied?
- Kasachen haben kein Schrifttum.
- Und Tataren?
- Auch nicht.
- Nein, Koba ist kein Jude. Koba ist Russe. Er hat doch einen russischen Namen – Stalin.
- Das ist nicht sein Name.

- Wem seiner denn?
- Der von seinem Sohn. Wasja Stalin. Fußballspieler.
- Aha, und Trotzki war Basketballspieler. Beim Verein »Arbeiterreserve«.
- Wieso denn Trotzki, – wiederholt Tschapaj einen mir schon bekannten Satz, er sitzt auf einem Hocker und zündet den Joint an. – Trotzki hat nichts damit zu tun. Du, – sagt er zu Wasja und reicht ihm den Joint, – solltest das eigentlich verstehen. Die da, – er bläst den Rauch in unsere Richtung, – werden es sowieso nie verstehen, die sind mit dem Bazillus des Kapitals infiziert, aber du, – er nimmt Wasja den Joint ab, tut noch einen Zug und gibt die Fluppe wieder zurück, – solltest das eigentlich verstehen. Kennst du die Theorie des permanenten Piep-Schnurzismus?
- Was? – Wasja muß husten und reicht mir den Joint. – Was für ein Schnurzismus?
- Der permanente, – Tschapaj rückt seine Brille zurecht. – Also, die Bezeichnung stammt von mir. Eigentlich heißt es Theorie des permanenten Zerfalls des Kapitals. Ich nenne sie aber lieber Theorie des permanenten Piep-Schnurzismus.
- Ja, – meldet sich Dog zu Wort und nimmt mir den Joint ab, – das mit dem permanenten Piep-Schnurzismus klingt cooler.
- Was ist das für eine Theorie? – frage ich und warte, bis ich wieder zum Zug komme.
- Ganz einfach, – sagt Tschapaj, stößt den Rauch aus und reicht den Joint weiter. – Sie wurde von den Genossen aus dem Donezker Gebietskomitee entwickelt.
- Oho, – sage ich, – die entwickeln viel.

Tschapaj schaut mich fragend an.

– Meine Landsleute, – erkläre ich.

Er nickt beifällig, holt ein Drei-Liter-Glas mit irgendwelchem Saft unter dem Tisch vor, trinkt einen Schluck und reicht es mir. Nee, winke ich ab, ich rauche lieber.

– Also, – fährt Tschapaj fort, nachdem er sich mit dem Ärmel die blutigen Tomatenflecken vom Mund gewischt hat.

– Im Prinzip ist es eine revisionistische Theorie. Basiert auf der Revision von Marx' Grundidee. Der Idee von der Autarkie des Proletariats. Hast du, – fragt er mich, da Wasja sich irgendwo hinter dem Rauch versteckt, – den Briefwechsel zwischen Marx und Engels gelesen?

– Nein, – sage ich, – aber ich weiß, daß sie Freunde waren.

– Richtig, – sagt Wasja, – echte Freunde. Ehrliche Freunde, kapiert?

– Ehrliche Freunde, – sage ich, – kapiert.

– Und die beiden, – fährt Tschapaj fort, – haben einen coolen Briefwechsel geführt, gewissermaßen noch cooler als »Das Kapital«.

– Was kann noch cooler sein als »Das Kapital«? – wirft Dog ein bißchen unpassend ein, aber ich gebe ihm den Joint, und er hält den Mund.

– In der Sowje, – sagt Tschapaj, – wurde eben »Das Kapital« zur Grundlage genommen. Darin besteht, wenn ihr mich fragt, der grundlegende tragische Fehler der sowjetischen Ideologie. Man hätte dem Briefwechsel mehr Aufmerksamkeit schenken sollen. Dem Briefwechsel zwischen Marx und Engels. Die Genossen vom Donezker Gebietskomitee haben das bewiesen, – sagt er voller Überzeugung und raucht den Joint ab.

Zwanzig oder dreißig Minuten schweigen alle und sinnieren über die Genossen vom Gebietskomitee Donezk. Endlich kommt Tschapaj von seinem Trip zurück und baut einen neuen Joint.

– In einem Brief, – sagt Tschapaj, zieht und reicht den Joint dem bewußtlosen Wasja, – aus der Frühzeit, – erklärt er, – der sogenannten Hamburger Periode . . .

– Fast wie bei den Beatles, – sage ich.

– Marx hat damals viel mit dem Gesellschaftsbewußtsein experimentiert.

– Wie bitte? – Wasja wacht bei diesen Worten auf.

– Na, – sage ich, – Tschapaj sagt, daß dein heißgeliebter Marx seinerzeit in Hamburg auf der Reeperbahn mit der Bewußtseinsenerweiterung experimentiert hat.

– Säure geschluckt, – Dog wird sichtlich nervös, kann kaum erwarten, bis er an die Reihe kommt.

– Und als Folge dieser Experimente, – fährt Tschapaj fort, – entdeckte er das AuS-Prinzip.

– Was???

– Die Autonome Sektion, – sagt Tschapaj. – Simple Idee – von Anfang an kriegen wir ein falsches Bild von den Produktionsverhältnissen vermittelt. Der Fehler, – sagt Tschapaj, – liegt vor allem in der Annahme, permanentes Kapitalwachstum sei notwendig. Das ist eine Fiktion, – sagt Tschapaj resolut, reißt mir außer der Reihe den Joint aus der Hand und zieht gierig.

– Was ist Fiktion? – Ich verstehe nicht und versuche, mir den Joint wieder zurückzuholen.

– Alles ist Fiktion, – sagt Tschapaj nach kurzem Überlegen. – Das Proletariat ist autark. Deswegen ist das Prinzip der Autonomen Sektionen, der sogenannten AuS, ideal

passend und ideologisch richtig. Die Autonome Sektion ist an sich auch autark.

– Hör mal, – sage ich, – dein Marx ist ja ein richtiger Buddha.

– Von Engels ganz zu schweigen, – fügt der schlafende Wasja hinzu.

– Also. Jede AuS bildet sich nach dem Prinzip des Ameisenhaufens. Am Anfang steht ein Einzelunternehmen, also ein Betrieb, eine Fabrik oder so ein Stuß. Um diesen Stuß herum sammelt sich die AuS wie Ameisen um den Ameisenhaufen.

– Wirklich? – frage ich. – Und wer übernimmt die Rolle der Ameisenkönigin?

– Das Parteikomitee, – schlägt Wasja vor.

– Ach ja, – sage ich. – Alle ficken also das Parteikomitee?

– Das Parteikomitee, – wiederholt Tschapaj überzeugt.

– Okay, – ich willige ein. – Und weiter?

– Nichts weiter, – sagt Tschapaj. Wenn wir Marx glauben, funktioniert das Leben der Gesellschaft nach eben diesem Prinzip.

– Und was ist mit dem Staat? – frage ich.

– Staat braucht man nicht. Staat ist in diesem System überflüssig. Staat ist auch Fiktion. Du, zum Beispiel, – Tschapaj wendet sich an Dog und versucht dabei, ihm den Joint abzuluxsen, – brauchst du etwa Staat?

– Nein, – sagt Dog, – brauche ich nicht.

– Und du? – Tschapaj wendet sich mir zu, behält den Joint aber mit einem Auge im Blick.

– Na, vielleicht auf primitivem Niveau, – sage ich, – also minimal ...

– So, – sagt Tschapaj feierlich und entreißt Dog den Joint.

– Genau. Primitiv. Genau davon rede ich. Nur primitive

Macht ist notwendig, Macht, die nach einem autonomen Prinzip gebildet ist. Alles andere ist Fiktion. Die andere, strukturierte Macht funktioniert nicht. Folglich braucht man sie nicht, – er überreicht mir den Joint wie einen Fernsehpreis, der mir verliehen wurde. Wasja haben wir ganz vergessen, er uns auch. Insgesamt, – führt Tschapaj weiter aus, – sind die meisten Strukturen und Institutionen überflüssig, deswegen muß man die ganze Scheiße zerkleinern und Schritt für Schritt vernichten.

– Und was schlägt dein Marx statt dessen seinem Engels vor? – frage ich.

– PeCh, – sagt Tschapaj.

– Was? – sogar Dog fragt nach.

– Proletarische Charta, – sagt Tschapaj.

– Proletarische Charta heißt PC und nicht PeCh, – sage ich.

– Ja, ich weiß, – sagt Tschapaj. – Klingt aber besser. Das PeCh-Prinzip setzt alles in Gang, die Charta übernimmt dabei die Rolle eines elementaren vereinigenden Mechanismus. Jedes weitere Anwachsen des Kapitals wird verhindert, und sein allmählicher Zerfall setzt ein.

– Wie das?

– Alles ganz einfach, – Tschapaj schlürft wieder aus dem blutigen Glas. Das vorherige grundlose und schlecht motivierte Kapitalwachstum hat im Prinzip zu einem Überangebot an Instrumenten zur Sicherung der Lebensfunktionen geführt, mit der Folge, daß der Zerfall der angehäuften Vorräte als der einzig logische Ausweg angesehen werden muß.

– Wieso das?

– Also, – versucht uns Tschapaj zu erklären, – einfach ausgedrückt – es muß in Wirklichkeit gar nichts mehr produ-

ziert werden. Jede einzelne AuS kann problemlos einige Jahrzehnte auf Kosten des bestehenden Potentials leben. Das führt zu einer wesentlichen Vereinfachung der Funktionsmechanismen der Gesellschaft. Praktisch bedeutet das etwa folgendes – nehmen wir, zum Beispiel, unsere Fabrik. Um sie herum bildet sich eine AuS, sie wird ihrerseits der städtischen PeCh untergeordnet, jede AuS kriegt eine Anzahl von Objekten der städtischen Infrastruktur zugewiesen, übernimmt die Kontrolle und wirtschaftet alles runter.

- Wieso? – Ich begreife es nicht.
- Darin besteht das Wesen des Prinzips des permanenten Piep-Schnurzismus, – sagt Tschapaj. Wir zerstören die Strukturen und ernähren uns von den so gewonnenen Rohstoffen. Plündern zum Beispiel eine Bank und verbrauchen das Geld für das Leben und das Funktionieren der AuS, plündern Einkaufszentren und verteilen die Klamotten gerecht unter den AuS-Angehörigen, wir plündern Büros und nehmen alle Stereoanlagen und elektrischen Geräte mit, wir erbeuten Autos und setzen sie für die Zwecke der Struktur ein.
- Plündert einen Bauernbetrieb und gebt jedem eine Kuh, – schaltet sich plötzlich Dog ein.
- Ja, – sagt Tschapaj, – genau. Kurz gesagt, die Genossen aus dem Gebietskomitee Donezk haben dem Ganzen eine konkrete wirtschaftstheoretische Grundlage gegeben, alles berechnet, Umfragen durchgeführt, – Tschapaj holt irgendwelche Hefte heraus und wedelt damit in der Luft herum, – es hat sich gezeigt, daß die vorhandene Infrastruktur, die gesamte gegenwärtige Kapitalbasis sich selbst noch mindestens die nächsten siebenundsechzig Jahre ernähren kann.
- Und dann?

- Was dann? – fragt Tschapaj irritiert. – Dann läßt man sich was einfallen. Die Theorie ist im Prinzip neu, nicht in der Praxis getestet, vielleicht gibt es noch ein paar Korrekturen. Aber insgesamt, – wiederholt er, – braucht man überhaupt keine Gedanken an die Steigerung der Produktion zu verschwenden, im Gegenteil – es ist notwendig, die Produktion maximal zu reduzieren, stillzulegen sozusagen, und die natürlichen Ressourcen maximal sparsam zu verwenden, weil das, was schon vorhanden ist, für die nächsten siebenundsechzig Jahre reicht.
- Cool, – sage ich. – Mir hat besonders gut das mit den Einkaufszentren gefallen. Und mit den landwirtschaftlichen Betrieben, – sage ich zu Dog.
- Ja, – stimmt Tschapaj zu, – das ist eine sehr richtige Idee. Und vor allem gerecht, ohne kapitalistischen Nepp.
- Moment, – sage ich, – wie wird denn deine PeCh das alles kontrollieren, es gibt doch einen Haufen Sachen, die trotzdem zentral geregelt sein müssen.
- Was denn zum Beispiel? – fragt Tschapaj.
- Weiß nicht genau. Öffentlicher Verkehr. Die Metro.
- Was hat die Metro damit zu tun?
- Vielleicht nicht die Metro, – gebe ich nach. – Aber, sagen wir mal, Fluggesellschaften. Wie will deine PeCh sie kontrollieren?
- Es wird keine Fluggesellschaften geben.
- Wie? – wundere ich mich. – Und wie sollen die Leute dann fliegen?
- Warum sollen sie überhaupt fliegen? Welchen REALEN Nutzen bringt das? Du, zum Beispiel, – macht er Druck auf Dog, – bist du schon mal geflogen?
- Nee, – sagt Dog. – Ich nehm meistens die Straßenbahn.

- Siehste, – sagt Tschapaj. – So geht es den meisten. Fluggesellschaften, Flughäfen, Stewardessen – alles Fiktion. In Wirklichkeit gibt es keinen REALEN Bedarf daran, verstehst du? Wir behalten nur, was REAL gebraucht wird.
- Okay, – sage ich. – Und die Armee?
- Die Armee wird auch nicht REAL gebraucht. Was nützt uns die Armee? Die Armee existiert nur als Selbstzweck. Dazu werden ab und zu Kriege organisiert, Bombardements, Revolutionen, die Rüstungsindustrie boomt, wissenschaftlich-technisches Potential wird geschaffen, ein Propagandasystem. Aber einen REALEN Bedarf gibt es nicht, wenn man die Armee auflöst, wird die Gesellschaft weiterhin normal funktionieren, kapiertest du, es gibt keinen BEDARF an ihr.
- Na gut, – sage ich wieder, – und was ist mit den Diensten?
- Was? – Tschapaj nimmt einen Schluck aus seinem blutigen Glas.
- Na, die inneren Dienste. Miliz, Polizei, KGB, CIA, keine Ahnung. Sind die etwa auch Fiktion?
- Ja, Fiktion.
- Der KGB ist Fiktion?
- Fiktion.
- Sicher?
- Absolut.
- Das gefällt mir, – sage ich.
- Du, zum Beispiel. – Tschapaj läßt Dog nicht in Ruhe, – hattest du schon mal was mit dem KGB zu tun?
- Ja, – antwortet Dog überraschend, – einmal, da war ich schon in der zehnten Klasse, kam ein KGB-Offizier zu uns in die Schule. Erzählte von seiner Arbeit, agitierte. Sagte was über den Präsidenten.

– Und?

– Nichts. Fand ich im Prinzip gut. Bin später im Korridor zu ihm gegangen, Chef, sag ich, würd mich gern bewerben. Er ließ mich voll abblitzen. Du riechst zu schlecht aus dem Mund, um beim KGB zu dienen. Das war's.

– Siehst du, – sagt Tschapaj belehrend. – Alle staatlichen Strukturen sind AUSSCHLIESSLICH dazu da, um ihr eigenes Funktionieren zu sichern, sie produzieren nichts, bringen überhaupt keinen NUTZEN. Wenn der KGB morgen aufgelöst wird, ändert sich gar nichts. Es ändert sich auch nichts, wenn die Grenzen geschlossen oder geöffnet werden oder man alle Diplomaten entläßt – es geht auch ohne Außenpolitik. Ohne Innenpolitik im Prinzip auch. Es geht sogar ohne Machtmißbrauch und Behörden – mit ihnen verschwinden auch die Probleme, für deren Lösung sie geschaffen wurden. Man braucht keine Behörden, Ämter, Haus- oder sonstige Verwaltungen – folglich auch keine Archive und umgekehrt. Die AuS kontrollieren die gesamte minimale Produktion, die für ganze siebenundsechzig Jahre das Funktionieren der Gesellschaft sichert. Alles andere ist Teufelswerk, – sagt Tschapaj siegesbewußt und reicht mir einen neuen Joint, aber ich tauche schon meinem Freund Wasja hinterher und sehe, wie Wasja immer tiefer und tiefer sinkt, er stößt sich mit Händen und Füßen vom schweren dunkelblauen Wasser ab, ich aber sehe nur die verschlissenen Sohlen seiner alten Turnschuhe, schwimme ihnen hinterher und höre schon von drüben

Das Leben ist wie eine Weltraumrakete, wenn du reingeklettert bist, dann solltest du jetzt einfach still sitzen und nichts berühren, und sei darauf gefaßt, daß sich alles radikal verändert. Kinder wirst du jedenfalls keine kriegen. Und

überhaupt, auch keinen normalen Sex. Das mußt du dir von Anfang an klarmachen – entweder Sex oder Kosmos, echt keine einfache Wahl, weil kein Fick auf der Welt, auch nicht der geilste, das Große und Wunderbare aufwiegt, das sich dir im Bullauge deines Blechraumschiffes eröffnet, manche Ausblicke, manche Landschaften sind es wert, daß du sie mit dem Kostbarsten bezahlst, was du eben hast – nämlich mit der Erektion, aber um das zu kapieren, mußt du mindestens Astronaut sein oder im Notfall Engel, was in der Zeit des Zerfalls des Kapitals scheißegal ist.

- Eins versteh ich nicht, – sage ich im Schlaf, – warum permanenter Piep-Schnurzismus?
- Weil alles, – sagt Tschapaj und lächelt mich von jenseits der transgalaktischen Strahlen glücklich an, – schnurzpiepegal ist: Knete, Planwirtschaft, Investoren, Ministerien, – er kommt offensichtlich in Fahrt, – Staat, transnationale Konzerne, Kapitalverschmelzung, Einflußsphären, Osterweiterung der Märkte – alles schnurzpiepegal.
- Frieden im Weltraum, – fügt Wasja hinzu.
- Unbedingt, – sagt Tschapaj ernst, und alle verstummen.

20.30

Irgendwo ganz weit weg, im Osten der Republik, direkt an der Staatsgrenze, duftet der Himmel nach Morgenwald, duftet ganz eigenartig nach Zeltplane und Kiefernzweigen, die ihre schweren Pfoten auf diese Zelte legen. Ich gehe einen unendlich langen Waldweg entlang, links und rechts hohe und warme Kiefern, die mit ihrem Atem den Sand erwärmen, die Luft, den samstäglichen Morgenwald, die ab und zu vorbeifliegenden Vögel, überhaupt den ganzen Himmel und offensichtlich auch die Staatsgrenze – Kiefern

sind so was wie Akkus, die Wurzeln geschlagen haben hier am Fluß, der Fluß ist links zwischen den Baumstämmen zu sehen, wir gehen am Fluß entlang, flußaufwärts, gegen den Strom, ich bin sechs, mag den Wald und den Fluß, mag vor allem das Wochenende, das ist am wichtigsten, ich verstehe sehr wohl, daß Kiefern am Wochenende besonders warm sind und der Himmel besonders friedlich. Ich trage ein blödes T-Shirt, blöde Shorts und verstaubte Sandalen, mit denen ich Kiefernzapfen kicke und dabei kleine Wolken von Morgenstaub aufwirble, da aber dreht sich meine Freundin zu mir um und sagt, ich soll mich beruhigen und damit aufhören. Meine Freundin ist sechzehn, hat sich bereit erklärt, mit mir spazierenzugehen, vielmehr haben meine Eltern sie darum gebeten, die mit ihren Eltern befreundet sind, sie sind am Flußstrand sitzengeblieben und machen Salate aus frischem feuchtem Gemüse, schwimmen im morgendlichen Fluß, das ganze Wochenende vor sich, machen also ihre langweiligen Erwachsenensachen, ich aber habe zwischen den Kiefern einen Pfad entdeckt, zugegeben, ziemlich lustlos führt mich meine Freundin darauf entlang, damit ich endlich laufen kann, das Maul halte und keinem mehr auf den Wecker gehe, obwohl sie mich mag, das heißt, eigentlich bin ich es, der sich die ganze Zeit an sie ranschmeißt, sie aber hält sich ziemlich wacker und meckert nicht besonders an mir rum – nur Kleinigkeiten, daß ich keinen Staub aufwirbeln, nicht ihre Hand nehmen, mich also nicht wie ein Spasti aufführen soll. Ich mag den Sand unter den Füßen, mag das nasse Gras auf dem Sand, mag die Kiefern, in denen erregt die Elektronen strömen, mag die lauten, sorglosen Vögel auf den hohen Kiefernzweigen, mag den Himmel, weil er sich weit hinzieht und niemals endet, das mag ich am meisten, ich liebe es, wenn etwas niemals aufhört, und der Him-

mal ist genau das, ich mag es, daß auch dieser Weg niemals zu Ende geht, sich unendlich flußaufwärts zieht, mal näher am Wasser, mal ganz hinter den Stämmen verschwindend, endlich reicht es meiner Freundin, okay, sagt sie, laß uns baden und dann zurück, ich versuche, ihr noch einen halben Kilometer abzuschmeicheln, sie aber sagt – Schluß, baden und zurück, und damit muß ich mich abfinden. Sie verläßt den Weg und geht direkt zum Wasser, ich habe Mühe hinterherzukommen, ich folge ihr und sehe, wie ihr schwarzer Badeanzug glitzert, damals, Ende der Siebziger war das Mode, ihr Badeanzug ist besonders – gelbe, rote und orange Blätter auf schwarzem Grund, Herbstlaub wie im November, obwohl im November ja eigentlich keiner baden geht, trotzdem richtiges Herbstlaub auf ihrem Körper, ihr Körper ist schön und kräftig, das Laub steht ihr gut, das merke sogar ich mit meinen sechs Jahren, sonst würde ich ihr gar nicht folgen, das Wasser hat sich noch nicht erwärmt, das Ufer ist kalt und leer, meine Freundin erreicht das Wasser und geht langsam hinein, ich beobachte, wie ihre Füße, die langen samtigen Waden, ihre Knie, ihre Oberschenkel langsam verschwinden, endlich läßt sie sich ins Wasser fallen und ertränkt ihr ganzes Laub darin – das gelbe, das rote und das orange, sie dreht sich zu mir – he, ruft sie, los, komm her, mir ist kalt, sage ich vom Ufer, Quatsch, ruft sie, überhaupt nicht kalt, komm her, sie schwimmt zur Mitte des Flusses, die Strömung trägt sie fort, plötzlich kriege ich Angst, daß sie abgetrieben wird und ich hier allein und verlassen am Ufer zurückbleibe, am kalten, tiefen Wasser, das wer weiß wohin strömt, ich halte das nicht mehr aus, springe und vergesse dabei sogar, daß ich gar nicht schwimmen kann, ich bewege mich in ihre Richtung, sie sieht mich und schwimmt ans Ufer, ich schlage mit den Armen aufs Wasser, tue mein

Bestes, um nicht schon hier, wo es noch seicht ist, Wasser zu schlucken, endlich kommt sie angeschwommen, schöpft Atem, gib mir die Hand – ruft sie fröhlich, ich strecke ihr die Hand hin, und da platze ich, und dieses ganze Wasser um mich herum, es fließt in eine Richtung, immer in eine Richtung, und mir wird davon so wohl, als ob ich nicht sechs, sondern schon sechzehn wäre wie meine Freundin, wie meine Big White Mommy, die mich gegen den Strom schleppt und so fest an der Hand hält, daß ich kommen würde, wenn ich nur könnte, aber ich halte mich an ihr fest und kann nicht kommen, kann einfach nicht kommen schon mein ganzes Leben lang.

– Kasse, – sagt er. – Gemeinschaftskasse, in die alle gemeinschaftlich einzahlen. Kürzel: GK.

Nachdem er mich und Wasja verloren hat, klammert sich Tschapaj verzweifelt an seinen letzten Gesprächspartner – Dog.

- Arbeiterkasse, – sagt Tschapaj. – Keine Banken. Banken sind Beschiß.
- Fiktion, – souffliert Dog.
- Genau.

Sie schweigen einen Augenblick, ich döse wieder weg, da sagt Tschapaj:

- Im Prinzip, – sagt er, – gibt's hier auch eine Kasse. Dogs Blick wandert verwirrt durchs Zimmer.

- In der Fabrik, – erklärt Tschapaj. – Unser Direktor hat sie im Büro des Parteikomitees. Des ehemaligen Parteikomitees, – fügt er hinzu.
- Und? – Dog spitzt die Ohren. Auch ich wache auf.
- Im Prinzip, – sagt Tschapaj, – ist Wochenende, der Werk-schutz hockt im Wachhäuschen rum. Zweimal pro Schicht machen sie eine Runde über das Gelände. Ich kenne die Zeiten und die Route.
- Und?
- Im Prinzip, – erklärt Tschapaj, – ist es nicht sein Geld. Er hat es nicht mit seiner Hände Arbeit verdient. Es ist Arbeitergeld. Gemeinschaftsgeld.
- Wie bei Marx? – fragt Dog.
- Wie bei Marx, – stimmt Tschapaj zu. – Wir können es uns also nehmen.
- Seid ihr bescheuert? – Plötzlich bin ich hellwach. – Die schnappen uns doch sofort. Du, – sage ich zu Dog, – raffst du das etwa nicht? Er hier ist ja nicht ganz dicht mit seiner PeCh, übrigens unterhält er sich gar nicht mit dir, sondern mit Karl Marx, und das auch noch in der Hamburger Periode.
- Quatsch nicht rum, – Tschapaj ist beleidigt. – Keiner schnappt dich. Es gibt nur zwei Sicherheitsleute. Die Fabrik wird dauernd beklaut, vor allem vom Direktor. Kaum mehr was zum Klauen übrig inzwischen.
- Sag mal, – frage ich, – warum, verdammte Scheiße, sollten wir dort einsteigen?
- Hab heute gesehen, – Tschapaj senkt die Stimme, – wie der Direktor was verpackt hat.
- Und was?
- Weiß nicht. Vielleicht Knete, vielleicht Stereoanlagen. Heute früh waren Aktionäre bei ihm, haben einen Klein-

bus hergekarrt und irgendwelche Kisten eingeladen. Als der Bus ganz voll war, sind sie weggefahren. Ein paar Kisten sind übriggeblieben, hab ich selber gesehen.

– O ja, – sage ich. – Da sind vielleicht Kugellager drin, und dafür sollen wir unseren Arsch riskieren?

– Quatsch, er hat keine Kugellager, – flüstert Tschapaj. – Und wenn, dann bewahrt er sie nicht im Büro des Parteikomitees auf. Dort ist Knete. Oder Stereoanlagen. Die Sau hat sogar das Schloß austauschen lassen.

– Das Schloß?

– Das Schloß.

– Und wie wollen wir dann reinkommen? – Ich verstehe nicht.

– Übers Dach, – sagt Tschapaj. – Ich weiß wie. Wir müssen aber los, solange es hell ist, und dann bis zwei oder drei nachts auf dem Dach sitzen. Wenn der Wächter seine Runde gemacht hat, schlagen wir zu. Alles sauber, keine Spuren.

– Er wird dich doch sofort verdächtigen, – sage ich.

– Ich habe ein Alibi, – sagt Tschapaj.

– In Wirklichkeit hat er Tripper, – flüstert Dog mir zu und denkt, Tschapaj hört ihn nicht.

20.45

Wir entschließen uns zu gehen. Ohne Wasja. Wie wär's – sage ich: Wasja bleibt hier, auf Posten sozusagen, verstehst du? Im Prinzip gehört er dazu und wir zählen ihn mit, aber er bleibt hier auf Posten. Da dreht sich Wasja auf die andere Seite und fällt vom Stuhl. Wir heben seinen erschöpften Körper auf und legen ihn auf die Liege, ich schaue mißtrauisch auf Tschapajs Bettzeug, wir müssen ja weiter mit Wasja in einem Zimmer wohnen, nicht daß er sich was fängt, na, wird schon nichts passieren, denke ich, und wir gehen.

Tschapaj führt uns durch die abendliche Fabrik, durch halbverfallene Werkshallen, wo Ratten laufen und Vögel fliegen, ein richtiges Naturschutzgebiet, Dog tritt auf irgendwelchen Metallschleiß, der dumpf dröhnt, still, zischt Tschapaj, Vorsicht, er führt uns durch Korridore, auf dem Boden liegen alte Zeitungen und Fetzen von Schutzkleidung herum, dann gehen wir direkt am Zaun entlang, Vorsicht, sagt Tschapaj, was ist? fragen wir alarmiert, nicht berühren, erklärt Tschapaj knapp, vorsichtig laufen wir am Stacheldraht vorbei, der den Zaun entlang gespannt ist, dann stehen wir vor einem vierstöckigen Backsteingebäude mit neuem Wellblechdach. So, sagt Tschapaj, hier ist das Parteikomitee. Laßt uns reinklettern.

Tschapaj klettert zuerst, weil er ja den Weg kennt. Vorher zieht er seine billigen Turnschuhe aus und stopft sie in die Taschen seiner Trainingshose. Was machst du da? sage ich, ist bequemer, sagt Tschapaj, also los, und er packt den untersten Ast des Baumes direkt an der Mauer, zieht sich mit einem Ruck hoch, setzt sich, dann steht er auf und klettert weiter, alles klar, ruft er uns von irgendwo dort zu, was? fragen wir, alles klar sage ich, wiederholt Tschapaj, da kracht der Ast unter ihm, und er fliegt uns direkt auf den Kopf, ich kann gerade noch zur Seite springen, und Dog hätte er sowieso verfehlt, ach, Tschapaj klopft sich die Kleider ab, fast hätt' ich's geschafft, jetzt du, – sagt er zu mir, jaja, sage ich, klar, das hat mir gerade noch gefehlt, aus dem dritten Stock auf diese ganze Scheiße hier zu plumpsen, sage ich, laß uns lieber einen anderen Weg suchen. Na gut, sagt Tschapaj, okay. Wir können auch einfach die Tür nehmen. Wie – ist nicht abgeschlossen? frage ich. Ich hab einen Schlüssel, erklärt Tschapaj, hab ihn mir nachgemacht. Und

warum, frage ich beleidigt, willst du uns dann zwingen, auf diesen beschissenen Baum zu klettern? Hab gedacht, so macht's mehr Spaß, – sagt Tschapaj und geht voran zum Eingang. Eilig überqueren wir einen kleinen Vorplatz, wirklich alles menschenleer, aber wenn ich recht verstehe, kann der Werkschutz jederzeit auftauchen, Tschapaj schließt schnell die Tür auf, und wir verschwinden im Gebäude. Also, sagt Tschapaj aufgeregt, jetzt rauf, dort warten wir, bis es dunkel wird, wenn die zwei vom Werkschutz vorbei sind, brechen wir ins Partkom ein. Vielleicht hast du auch die Schlüssel zum Partkom? frage ich hoffnungsvoll, vielleicht müssen wir gar nichts kaputt machen? Ich hatte sie, sagt Tschapaj, aber dieser Arsch hat das Schloß ausgewechselt. Was glaubt ihr denn, warum ich euch mitgenommen habe – allein kann ich die Tür nicht aufbrechen. Hm, sage ich, und ich hab gedacht, weil wir Freunde sind. Verdammter Trotzki, flüstert Dog. Schluß, – sagt Tschapaj energisch, gehen wir rauf, und wenn der Werkschutz da war, brechen wir die Tür auf und nichts wie weg, sie kommen erst frühmorgens wieder.

Und wir gehen wirklich rauf bis zum Treppenabsatz im dritten Stock, Tschapaj fummelt am Schloß rum, macht die Tür auf, und wir treten raus aufs Dach, und unvermittelt sehen wir:

21.00

Im Westen ein Bündel orangeroter Schienen, sie ziehen sich vom Bahnhof her, der dunkel weiter rechts steht, und leuchten in der Sonne, die Sonne hängt in der Gegend des Kalten Bergs, klasse, sage ich, an deiner Stelle würde ich hierherziehen – sage ich zu Tschapaj, und du hast dich in deinem Kabuff verbarrikadiert und frißt allen möglichen Industrie-

scheiß, Tschapaj räuspert sich verwirrt, bewahrt aber Haltung, siehst du, er zeigt nach links, was ist das? frage ich und betrachte ein seltsames Gelände, zugemüllt mit Eisen, Autos, Beton, Röhren und anderem lächerlichem Zeug, Fabriken, sagt Tschapaj, die meisten sind stillgelegt, verstehst du, sie arbeiten nicht, aber früher schon? frage ich zur Sicherheit, denn ich kenne diese Gegend kaum, früher hat alles gearbeitet, ja, sage ich und blicke weiter auf die Schienen, die langsam verlöschen und dunkel werden, vom Bahnhof her kriecht ein endloser Güterzug mit Holz, er zockelt nach Süden, was ist da? Dog zeigt in Richtung Güterzug, dort ist Süden, sage ich, siehst du die Sonne über dem Kalten Berg, also ist dort Westen, und der Güterzug fährt nach Süden, ans Meer, warst du schon mal am Meer? frage ich Dog, am Meer? fragt er zurück, nein, ich war noch nie am Meer, im Sommer fahr ich immer an den Stausee, klar, sage ich, klar, du an den Stausee und die Güterzüge ans Meer, mit Holz, wozu brauchen die am Meer Holz? fragt Dog, weiß nicht, sage ich, bauen die vielleicht was? fragt Dog, eine Flotte, – sagt Tschapaj unerwartet und ein bißchen daneben.

Dog schaut die Sonne an, die schon auf dem Kalten Berg zerfließt, und sagt – wenn ich groß bin, geh ich auf jeden Fall hier weg, ja? frage ich, und wohin? keine Ahnung, sagt Dog, nach Süden, ans Meer, gehe zur Marine, jetzt kann ich nicht von meinen Eltern weg, verstehst du, sie sind schon alt, muß mich ein bißchen um sie kümmern, aber in ein paar Jahren geh ich auf jeden Fall weg, mir gefällt's hier nicht – keine Arbeit, keine Knete, hohe Preise, ich wart noch ein paar Jahre, und dann ab in den Süden. Überleb erst mal die nächsten zwei Jahre, – sage ich zu ihm und setze mich auf das sonnenwarme Dach.

21.30

Tschapaj sagt, wir sollen hier sitzenbleiben, hier sieht uns keiner, selbst wenn der Werkschutz im Partkom nachschaut, hoch aufs Dach kommen sie bestimmt nicht, bleiben wir also ein paar Stunden sitzen und gehen dann runter, im Dunkeln wäre es nicht so leicht gewesen, unemerkt hierherzukommen, hab mir alles genau überlegt, sagt Tschapaj, heute werden wir die fetten Kapitalistensäue ficken, damit sie sich nicht überfressen beim Ausbeuten der sowieso abgefuckten proletarischen Massen, wir pflichten ihm bei – klar, abgefuckt, wirklich abgefuckt, von mir aus, wir sitzen und schweigen, und ich sage, wo wohl Zündkerze jetzt ist, vielleicht längst daheim, sitzt da und läßt die warme Asche seines Stiefvaters von einer Hand in die andere rieseln, und wir suchen ihn und finden ihn nicht, ja, sagt Dog leise – hier können wir lange suchen.

22.15

Es fängt an zu regnen, morgens war es mild und sonnig, die Luft wurde warm, das Dach hier wurde warm, ich dachte – endlich, der Sommer hat angefangen, und jetzt wieder – Regen, nicht stark zwar – er tröpfelt vor sich hin, benetzt das Territorium, aber es ist trotzdem unangenehm, besonders wenn du von Stacheldraht eingeschnürt mitten in einem feindlichen Fabrikgelände auf dem Dach eines dreistöckigen Gebäudes sitzt, dann macht es nicht wirklich Spaß, ich ziehe mir meine alte Jeansjacke über den Kopf und versuche zu schlafen, hat wenigstens einer ne Uhr, frage ich noch, wir orientieren uns an den Sternen, meint Tschapaj, Arschloch, sagt Dog in seine Richtung, lehnt sich mit der Schulter an mich, und wir versuchen zu schlafen. Von Zeit zu Zeit höre ich vom Bahnhof her die Güterzüge,

sogar die Ansagen sind zu verstehen, nicht vom Bahnhof selbst, aber vom Abstellgleis, irgendwelche internen Ansagen, super intern, offensichtlich kommunizieren sie nur über die scheiß Lautsprecher miteinander, haben eine andere Vorstellung von Raum und Entfernung, ich aber stürze in meinen Traum, tauche wieder auf wie aus dem Schatten in die Sonne, versinke wie in schwarzem warmem Schnee, rabenschwarz, aber davon eben auch warm, ich überlege, was Jurik wohl gerade macht, woran er denkt in seinem Palast, sein gekreuzigter Jesus war vergoldet und das Kreuz grün. Cool, denke ich, vielleicht ist Jesus bei allen Roma vergoldet, vielleicht glauben sie anders, glauben, daß Jesus wirklich vergoldet ist, das würde bedeuten, daß bei ihnen alles anders ist, diese, wie heißen sie gleich, Propheten hätten die Ankunft eines Jungen vorhergesehen – eines eigentlich ganz normalen orientalischen Jungen, der sich physiologisch, oder sagt man, anatomisch, überhaupt nicht von seinen Schulkameraden unterscheidet, außer daß er vergoldet ist, also nicht aus Metall, nicht aus angestrichenem Eisen, sondern einfach nur vergoldet, seine Haut hätte irgendeine andere Atom- oder Zellstruktur, irgendwas mit dem Kalium- oder Salzgehalt der Haut, chemischer Kram, muß Tschapaj fragen, der kennt sich mit Chemie aus, ob man goldene Haut genetisch züchten kann und wieviel das den Staat kosten würde.

23.05

Jesus kann nicht vergoldet sein – sagt Jesus zu mir. Warum nicht? wundere ich mich. Das geht nicht, sagt er, es paßt nicht. Warum denken dann die Roma, daß du vergoldet bist? Die Roma, sagt er, wissen, daß ich nicht vergoldet bin, aber das verbergen sie vor den anderen. Warum? wundere

ich mich. Um sich abzugrenzen, die Roma, – sagt Jesus, – sind korporatistisch veranlagt, sie brauchen das nicht, daß andere ihren Glauben akzeptieren, verstehst du? Sie haben extra ein vergoldetes Abbild von Jesus geschaffen, damit alle denken, daß die Roma glauben, daß Jesus vergoldet ist. In Wirklichkeit wissen sie besser als alle anderen, daß ich nicht vergoldet bin. Deshalb haben sie es leichter als ihr anderen, verstehst du? Verstehe, sage ich, verstehe. Aber trotzdem – warum bist du nicht vergoldet?

Aber Jesus antwortet nicht. Ich sehe nur die schwangere Maria vor mir, unter ihrer Haut, in ihrem Bauch der kleine, ungeborene Jesus und erzählt mir was, schließlich aber schweigt er, hab ihn wohl enttäuscht, deshalb dreht er sich nur wohlig unter der Haut seiner Gottesmutter, wendet sich wie ein Astronaut im Zustand der Schwerelosigkeit, berührt mit den Lippen, dem Rücken und anderen Teilen seines Raumanzugs die dünnen, nachgiebigen Wände, die ihn umgeben, schwimmt im Mutterleib, manchmal schwimmt er an die Oberfläche und stößt sie von innen, dann beult sein Beinchen, sein Köpfchen oder die Antenne Marias Körper aus, wie aus einem Gummiball taucht aus ihren Brüsten oder ihrem Bauch Jesus auf, der im Unterschied zu mir weiß, daß in Wirklichkeit überhaupt kein Körper existiert – nicht meiner, nicht der von Maria, nicht sein eigener, und daß die Roma diese ganze Haut nur deswegen über die gebrechlichen und schmerzenden Körper unserer Lieben und unserer Leiden gezogen haben, damit niemand erfährt, daß uns in Wirklichkeit nichts begrenzt, du kannst fließen wohin du willst – keine Wände, keine Verbote, nichts, was dich aufhalten könnte; als er wieder ihre Haut ausbeult, direkt unter der Kehle, lacht Maria fröhlich und ihre scharfen Zähne blitzen, und ich sehe, wie ihr Gaumen irgendwo von

unten weich-golden angeleuchtet wird, dieser goldene Strahl vermischt sich mit der dicken weißen Milch in ihren Lungen, das Leuchten wird dunkel und verläuft, und ihre Augen sind grün, unermesslich grün.

19.06.93 (Samstag)

2.15

– He, – entweder wir gehen die Tür aufbrechen, oder wir hauen ab nach Hause. Ich bin ganz naß. Und Dog ist sowieso schon tot.

Tschapaj nähert sich Dog und berührt ihn angewidert mit seinem Turnschuh.

– Quatsch, – sagt er. – Schläft nur fest.

Der Regen tropft weiter, okay, sagt Tschapaj, vielleicht können wir schon, du orientierst dich also, sage ich, an den Sternen? an welchen Sternen, Tschapaj ist beleidigt, ich habe einfach gehört, wie der Werkschutz vor fünfzehn Minuten seine Runde gemacht hat, also können wir gehen – wir wecken Dog, der versteht zuerst nicht, wo er ist und wer wir sind, kommt aber langsam zu sich und wir klettern ins Gebäude.

2.25

Das Partkom ist im ersten Stock. Wir stehen vor der Tür, also, erklärt Tschapaj, du – er zeigt auf mich – stehst unten Schmiere, du – er zeigt auf Dog – hilfst mir, ich suche was Schweres und wir hauen damit gegen die Tür, laß nur, sagt

Dog und sprengt die Tür mit einem Tritt, – was sollen wir hier noch ne halbe Stunde rumwachsen, ich lächle zufrieden, ich hätt sie selbst eingetreten, – sagt Tschapaj, – aber ich hab Turnschuhe an, ja, füge ich hinzu, und Tripper. Wir durchwühlen eilig den ganzen Raum – zwei Schränke mit Akten, in einem eine angebrochene Flasche Kognak, Dog steckt sie sofort in die Tasche, ein Tisch mit Schubfächern rechts und links, vollgestopft mit allem möglichen Büro-scheiß wie ein Hamburger mit Cholesterin, wir durchstöbern die Fensterbretter, schauen auf dem Tisch nach, suchen ein Geheimfach oder zumindest einen kleinen Safe, irgendwas, plötzlich entdecken wir in einer Ecke, was wir suchen – ein Karton für Kopierpapier, zugeklebt und versiegelt. Das Mondlicht dringt durch die Jalousien und tanzt räuberisch auf dem frischen Siegelack. Das ist es, – sagt Tschapaj. Ich versuche, den Karton hochzuheben, ist im Prinzip nicht schwer, kann also sein. Nehmen wir den mit? frage ich. Klaro, sagt Tschapaj, mit zu mir, da sehen wir weiter. Vielleicht sollten wir noch weitersuchen? schlägt Dog vor, dem offensichtlich irgend etwas schwant, nein, – Tschapaj wird nervös, es reicht, besser abhauen. Wir verlassen den Raum, gehen vorsichtig die Treppe runter, Tschapaj fummelt am Schloß rum, endlich sind wir draußen, Tschapaj schließt hinter uns ab, und wir gehen heim – vorn ich mit dem Karton, hinter mir Dog, und zum Schluß patscht Tschapaj mit seinen Turnschuhen durch die Pfützen.

2.55

- Brich das Siegel auf! – sagt Tschapaj zu Dog.
- Was ist das? – Wasja ist aufgewacht und beobachtet uns verstört von der Liege aus.

- Alles paletti, – sage ich, – keine Sorge, du kriegst deinen Anteil.
- Wovon? – fragt Wasja ängstlich.
- Wirst du gleich sehen, – sage ich.

Dog findet zwischen den Röhren ein breites Küchenmesser und löst das Siegel, schält und entblättert langsam den Karton, schneller, schneller! – Tschapaj wird ungeduldig, aber Dog macht alles ruhig und gelassen, öffnet den Karton und sagt – oh, ein Denkmal!, er holt eine Büste hervor, ungefähr einen halben Meter hoch, und stellt sie auf einen Hocker.

- Was ist das?
- Ein Denkmal, – sagt Dog.
- Eine Büste, – verbessert ihn Tschapaj.
- Wessen Büste? – frage ich.
- Unsere, – sagt Tschapaj.
- Du verstehst mich nicht – wer ist das? – Ich zeige auf die Büste.

Tschapaj putzt sich nachdenklich die Brille.

- Vielleicht der Direktor? – meint Dog.
- Nein, – sagt Tschapaj, – das ist nicht der Direktor. Der Direktor hat keinen Schnurrbart.
- Vielleicht hat er sich den dranhaken lassen, weil es schöner ist.
- Sieht ihm trotzdem nicht ähnlich.
- Wahrscheinlich irgendein Marxist, – schlage ich vor.
- Trotzki, – sagt Dog. – Siehst du die Nase? Eindeutig Trotzki.

- Das ist nicht Trotzki, – erklärt Tschapaj genervt. – Trotzki hat einen Bart. Und der hier hat keinen Bart.
- Trotzki in Mexiko, – sagt Dog.
- Hamburger Periode, – füge ich hinzu.

Wasja anzusehen tut richtig weh.

- Das ist nicht Trotzki, – sagt Tschapaj tapfer und versucht, sich seinen Bammel nicht anmerken zu lassen. – Sondern Molotow. Das ZK-Mitglied.
- Molotow? – frage ich verwirrt.
- Molotow, – sagt Tschapaj. – ZK-Mitglied, – fügt er für alle Fälle hinzu.
- Wow, – sage ich.

Dog zieht düster den geklauten Kognak hervor und trinkt direkt aus der Flasche.

- Molotow, – fährt Tschapaj fort, – war der einzige normale Typ dort. Hedonist. Wie Tito.
- Wie was?
- Wie Tito. Mochte Frauen, Sport, Restaurants.
- Cocktails, – sage ich. – Woher ihn dein Direktor wohl hat?
- Sie haben sie früher hergestellt, – sagt Tschapaj nach kurzem Überlegen. – Aus Abfällen. Es gab hier eine extra Werkshalle für Nebenprodukte. Hat mein Alter mir erzählt.
- Eine Molotow-Büste – ist das ein Nebenprodukt?
- Sie haben ja nicht nur Molotow-Büsten hergestellt, – rechtfertigt sich Tschapaj.
- Was denn noch?

– Auch Büsten von also, wie heißt er gleich – Woroschilow. Die hier hat wie durch ein Wunder überlebt. Wollte sie wohl verkaufen, der Arsch – sagt Tschapaj streng, – eine Volksbüste.

– Hör mal! – bricht es aus Dog heraus. – Wir haben also eine Tür aufgebrochen, uns vor dem Werkschutz versteckt, einen Haufen Spuren hinterlassen und all das wegen dieses beschissenen Hedonisten?

Tschapaj tritt an ihn heran, nimmt den Kognak, zieht sich die 200 Gramm rein, die noch übrig waren, geht zur Liege, schmeißt Wasja raus und fällt wie ein Sack in sein schmutziges, bodenloses Tripperbett. Ohne die Schuhe auszuziehen.

3.30

– Also wir machen folgendes – sagt Dog nervös, – nehmen den ganzen Alk, füllen den Fusel ab, packen den Shit ein, die Klamotten, – er schaut auf Tschapaj, – nein, soll er doch an seinen Klamotten ersticken. Das hier nehmen wir mit, – er zeigt auf Molotow, – und hauen ab, solange der Werkschutz nicht Alarm schlägt.

– Und Tschapaj, was machen wir mit ihm?

– Verbrennen, – sagt Dog. – Ein Arsch weniger auf der Welt.

– Und Zündkerze?

– Hör auf mit Zündkerze! – schreit Dog. – Kapierst du denn nicht – wir müssen abhauen! Nix wie weg.

– Wohin?

– Keine Ahnung, – sagt Dog, – heim.

– Du willst also in diesem Zustand durch die ganze Stadt latschen? – sage ich. – Mit der Büste in der Hand? Die erste Streife nimmt dich hopps.

- Laßt uns bis morgen früh hierbleiben, – sagt plötzlich Wasja ruhig. Er ist zu Bewußtsein gekommen, geht durchs Zimmer, zieht irgendwelche Broschüren vom Fensterbrett und steckt einen angekauften Kuli in die Tasche, kurz gesagt – ist der einzige, der keine Panik schiebt. – Morgen früh spazieren wir ganz einfach hier raus, und keiner wird uns hopsnehmen. Hauptsache, bis morgen früh hierbleiben.
- Ja, – stimme ich zu, – Hauptsache hierbleiben.

5.30

Ich versuche, Tschapaj zu wecken, aber der murmelt im Schlaf nur irgendwas in seiner Sprache, der Sprache abseitiger Marxisten-Leninisten, und dreht sich weg. Gut, sage ich zu Wasja, lassen wir ihn hier, soll er alleine klarkommen, im Prinzip hat er sich das ja alles ausgedacht, ist also sein Problem, gut, sagt seinerseits Wasja, richtig, aber Molotow nehmen wir mit, wozu, zum Teufel? sage ich, wozu zum Teufel brauchen wir Molotow? werden uns nur die Finger an ihm verbrennen, erstens, erklärt Wasja, wenn man ihn morgen früh hier findet, ist's aus mit Tschapaj, die kapieren doch sofort, wer die Tür eingetreten hat. Zweitens können wir Molotow verkaufen, er ist doch nicht einfach nur ein Stück Buntmetall, sondern dazu noch eine Skulptur, es gibt Leute, die für solche Sachen ganz schön was locker machen. Keine Ahnung, sage ich, wer für Molotow ganz schön was locker machen würde, wenn es der echte wäre – okay, aber für diese Mumie, ich zeige auf Molotow, okay, in Ordnung, versuchen wir, ihn zu verkaufen, bloß an wen?

Wem meiner Bekannten könnte man eine Molotow-Büste verkaufen? Daran mißt sich die Qualität der Gesellschaft, in der du dich bewegst, daran und an nichts sonst. Also, ich kenne keine Antiquare, Juweliere, auch keine Grabstein-

metze, die dieser Büste den Schnurrbart abschlagen und in den Kopf irgendeiner Ludmyla Kusminischna Schlampina verwandeln könnten, die an der Kreuzung Puschkin- und Lermontow-Straße heldenhaft unter die Räder der Straßenbahn Nr. 5 geriet und ebenda begraben liegt, weil es sich als unmöglich herausstellte, alles, was dort an der Kreuzung von ihr übrig war, zu einem Haufen zusammenzusammeln, Grabsteinmetze kenne ich also nicht, weiter – auch keine Bildhauer, für die dieses Nebenprodukt wenigstens einen ästhetischen Wert hätte, außer Wasja und Tschapaj kenne ich keine Kommunisten, für die es ein Kultgegenstand wäre, keine Direktoren von Historischen Museen, für die der beschissene Hedonist einen historischen Wert darstellen würde, mehr noch – ich bin davon überzeugt, daß es solche Museumsdirektoren überhaupt nicht gibt auf der Welt, genau, das glaube ich. Ich habe also nicht mal einen, dem ich eine Büste des ZK-Mitglieds Molotow unterjubeln könnte, an der äußerlich überhaupt nichts auszusetzen ist, fuck, wie lebe ich denn und wozu? Wozu das alles? dieser ganze Überlebenskampf? diese Versuche, den Spielstand zu halten? wozu das alles? ich bin jetzt neunzehn, in fünf Jahren, wenn ich nicht inzwischen an Kinder-Tripper sterbe, werde ich erst vierundzwanzig sein, Gajdar hat in diesem Alter schon aufgehört, Heere zu führen, was werde ich mit vierundzwanzig machen? werde ich ein Heer haben? Und wenn ja – wohin werde ich es führen? im Prinzip könnte ich alles Mögliche machen, also gut, fast alles, aber da gibt es ein Problem – daß ich keine Lust habe, irgendwas zu machen, so gefällt es mir besser, obwohl nicht alle es verstehen, das ist das Problem. Marusja! – ruft plötzlich Dog, der bis jetzt am Fenster gestanden und nervös hinaus in den frischen Junimorgen ge-

blickt hat, – an Marusja können wir ihn verkaufen, sie hat eine ganze Wohnung voll von solchem Dreck, vielleicht gefällt ihr auch das Denkmal hier. Plötzlich erinnern wir uns an Marusja.

Aber Marusja muß man vorher anrufen, bloß mal so reinschneien kann man nicht bei ihr – das geht schief. Marusja ist eine Art Brücke zur Außenwelt, zum Beispiel habe ich von ihr gelernt, daß man auch einfach so Taxi fahren kann, nicht nur, wenn man zu spät zum Bahnhof kommt oder betrunken heimgebracht wird. Man geht einfach aus dem Haus und muß irgendwo hin, also nimmt man ein Taxi. Und das Komischste ist – das Geld zahlt man dem Taxifahrer am Ende der Fahrt – früher wußte ich nicht, daß das geht, sie war die erste, die es mir gezeigt hat. Und das, obwohl sie sogar jünger ist als wir alle zusammen. Erst sechzehn. Die Sache ist die – ihr Vater ist aus dem Kaukasus, keine Ahnung, Georgier oder Aseri, ich glaube Georgier, kenn mich aber nicht so aus, kurz gesagt, er ist General, ein echter General mit der entsprechenden Menge Kanonennutter in den Kasernen und Flugzeugen im Hangar, die erste Hälfte seines Arbeitslebens als Offizier ist er durch die Union gehüpft, hat, wenn ich recht verstehe, den friedlichen Himmel unseres VATERLANDES behütet, die letzten zehn Jahre ist er in Charkiw hängengeblieben, hat sich scheiden lassen, die einzige Tochter wurde älter und hatte von beiden die Nase voll, der General kaufte ihr eine coole Zweizimmerwohnung in einem hippen Haus am Platz, mit Blick auf die Munizipalität, allerdings im Dachgeschoß, direkt unter dem Turm, für etwas Erdnäheres reichte seine Knete nicht, nicht genug Raketen zum Verscherbeln, aber trotzdem affengeil, Marusja ging in eine elitäre Schule,

hatte einen Haufen Knete, vor einem Jahr hätte sie fast ein Kind gekriegt, mit fünfzehn, der Generalsvater konnte sie kaum überreden, abtreiben zu lassen, schenkte ihr dafür einen Schiguli, Marusja stimmte erstaunlich schnell zu – ließ abtreiben, demolierte den Schiguli und lebte weiter ihr Leben, das sie, mit angeborener kaukasischer Weisheit und Lebensfreude, rechtzeitig in Schönes und Nützliches teilte – das Schöne waren in diesem Fall die elitäre Schule, die Zweizimmerwohnung und der demolierte Schiguli, und das Nützliche – der ganze Müll und Unrat, mit dem sie es in ihrer Freizeit zu tun hatte – Marusja kannte Sascha Tschernezkyj, ging auf Punk-Konzerte, fraß Tabletten, rauchte Shit, trank billigen Portwein, allerdings ohne abhängig zu werden, das heißt, morgens kotzte sie die Reste des schlechten Alkohols ordentlich aus und ging was über Lobatschewski lernen oder was man ihnen dort in der Schule sonst so beibringt. Mit einem Wort – Paranoia, typische Paranoia, aber dafür mochten wir sie. Von Zeit zu Zeit konnte man bei ihr reinschneien, wenn man vorher angerufen und sich vorgestellt hatte – sie konnte sich nicht an alle von uns erinnern, obwohl sie mit jedem mal gepennt hatte, für sie war es nicht Sex, für sie war es etwas viel Interessanteres, keine Ahnung was. Wir sofften in ihrer schicken Wohnung, schrien auf ihrem Balkon mit Blick auf die Munizipalität herum, schauten ihre Videos an und schliefen dann in ihrem Bett ein, manchmal sogar ohne sie. Mir gefiel dabei nicht mal so sehr der Sex wie die Möglichkeit, mit jemandem aufzuwachen, nicht einsam, nicht allein mit meinem Kater und meinen schrägen Träumen, mit jemandem aufwachen ist immer cooler, selbst wenn es Marusja ist, die nicht mehr weiß, wie du heißt und was du gestern mit ihr gemacht hast. Wir alle sind ihr total egal, vielmehr sie macht

uns jedesmal fertig, sagt etwas wie – daß ihr mich gestern alle gehabt habt, heißt nur, daß ihr jetzt alle eure versifften Klamotten nehmt, die ganzen leeren Flaschen, euer ganzes Cannabis, eure ganzen Hämorrhoiden, eure ganze Scheiße und abhaut in eure Kloake, nur ich – Marusja – bleibe hier, mache mir ein Milchshake und betrachte die morgendliche Munizipalität, wo jetzt gleich alle möglichen Abgeordneten oder einfach nur zufällige Arschlöcher ankommen, das hat schon immer gewirkt – mich zumindest hat es jedesmal fertig gemacht, jedesmal, plötzlich schnalle ich, was mir meine Eltern alles nicht über mich gesagt haben, keine Ahnung warum nicht, vielleicht tat ich ihnen einfach leid.

Wie auch immer, aber ohne Anruf braucht man gar nicht bei ihr aufzutauchen, man könnte auf den alten General stoßen, obwohl ich ihn ehrlich gesagt nie gesehen habe, Marusja hat das alles fein säuberlich getrennt, sie liebte sich und ihr Leben, und überflüssige Haare konnte sie ganz offensichtlich nicht brauchen in ihrer Suppe, außerdem hatte der Alte wohl selbst den Verdacht, daß seine geliebte Tochter die Garnisonsordnung nicht immer einhielt, weswegen auch er immer vorher anrief, wenn er sein Kind sehen wollte, das ist bei ihnen im Kaukasus so üblich, sie schmiß dann all ihre zufälligen Bekannten raus, zwang sie, die leeren Flaschen und die noch nicht angeschnittene Salami mitzunehmen, warf die Kippen aus dem Fenster, die Bulbulatorien in den Müll und die Krümel ins Klo, kurz: klappte die Kulissen zusammen und kehrte ins normale Leben zurück, in dem es den Papa General gab, die Streitkräfte der Republik, geregelte Ernährung, Turnhallen und Tennisplätze, normale Freunde, höhere Bildung, schöne Musik, ich meine – schöne live-Musik, nicht auf Platte, obwohl, auch schöne Platten – also, die ganze Minimalausstattung an

Prothesen und künstlichen Zähnen für ein mehr oder weniger angenehmes Leben, die dir das System zur Verfügung stellt unter der Bedingung, daß du ihm Nieren, Lungen, Geschlechtsorgane und Seele testamentarisch vermachst. Sie hatte alle diese Prothesen, deshalb konnte sie es sich leisten, sich aufzuspielen und ab und zu ziemlich tief in die Abwasserkanäle der Gesellschaft einzutauchen, für ein paar Tage auf die dunkle Seite des Mondes zu fliegen, die ja übrigens gar nicht weit entfernt ist – dort einige Zeit mit Shit und Portwein zu verbringen, sich wenn auch nur vorübergehend dem GROSSEN NERVENSYSTEM anzuschließen, dem LÖCHRIGEN UND ÜBERALL GEFLICKTEN KREISLAUF VON BLUT UND LIEBE, sich kopfüber in die Ströme von Lymphe, Kot und Sperma zu stürzen, auf deren Grund sich ja angeblich die massivsten und wunderbarsten Stücke Glücks befinden sollen, obwohl es dort in Wirklichkeit gar nichts gibt, das könnt ihr mir glauben.

6.00

Wir hätten sie also unbedingt angerufen, hätten wir gewußt wie, das nächste Telefon war im Wachhäuschen am Werkstor, wo uns der Werkschutz mit Krummsäbeln und Flammenwerfern erwartete, mit Handgranaten und vorsorglich in den Beeten vergrabenen Antipersonenminen, kurz: ich würde da nicht hingehen, besonders nicht mit dem schnurrbärtigen Molotow, besser ein andermal, wenn sich der Staub gelegt hat, besser nehmen wir jetzt alles mit, was wir brauchen – sagen wir zueinander, greifen uns den Alk und die Reste Shit, Wasja nimmt sogar noch eine Broschüre vom Fensterbrett – und kriechen durch den Zaun. Ich sage noch, sollen wir vielleicht, – sage ich, – einen Zettel für Zündkerze dalassen, damit er weiß, wo er uns finden kann,

aber Wasja meint skeptisch, daß es kein Zettel für Zündkerze, sondern einer für den Staatsanwalt wäre, stimmt ja – noch mehr Ärger können wir echt nicht brauchen, jetzt müssen wir irgendwie ordentlich rauskommen aus dieser Sache, unbedingt. Tschapaj wälzt sich immer noch in seinem Bett, immer um die eigene Achse, als ob ihn jemand im Schlaf drehen würde wie eine Kurbel, um etwas für diese Welt sehr Wichtiges in Gang zu bringen, aber egal wie du an der Kurbel drehst, es will einfach nicht anspringen, es klappt nicht, nur der gequälte kranke Körper schmerzt wie ein von teuflischen Artilleristen in den Arsch des Marxismus-Leninismus gesetzter und dort zur Erinnerung an eine weitere verlorene Seele zurückgelassener Bombensplitter.

6.15

Wir durchqueren den frühmorgendlichen privaten Sektor, kommen beim Platz vor dem Zirkus raus, ich schleppe den schnurrbärtigen Molotow, Dog schleppt den Alk, Fusel haben wir keinen abgefüllt, aber unsere Onkel Robert ehrlich abgeluchsten drei Flaschen Kognak haben wir wieder mitgenommen, Wasja schleppt nichts, ihm geht's am schlechtesten, jedenfalls behauptet er das, und wir haben keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Wir müssen jetzt nur noch über die Brücke, zur Kirche abbiegen, und nach ein paar Blocks kommen wir auf den Platz, dort müssen wir noch mal über die Straße und dann im Eingang des Hauses mit dem Turm verschwinden, und wenn wir Glück haben und uns niemand aufhält, dann geht das Leben noch ein paar Stunden weiter, vielleicht bis zum Mittagessen.

Marusja hat schon wieder eine andere Haarfarbe. Im Original sind ihre Haare, glaube ich, schwarz, vielleicht schwarz, das wäre doch natürlich, sie ist doch vom Kaukasus, jetzt hat sie sie irgendwie dunkelrot gefärbt und sehr kurz, sie trägt einen schwarzen Kimono, unter dem außer Marusja selbst nichts mehr ist, sie läßt das alles an uns aus, uns geht's sowieso schon schlecht, und jetzt auch noch das, wer seid ihr? fragt sie zuerst, erkennt dann wenigstens Wasja, mich kennt sie nie, ich bin nicht mal mehr beleidigt, und Dog erhebt sowieso keinerlei Ansprüche, na, – sagt sie, – habt ihr es dabei? sie schläft noch, unterhält sich aber mit uns, erzählt zwar Mist, aber wenigstens erzählt sie, gut, daß sie uns überhaupt reingelassen hat. Habt ihr es dabei? fragt sie wieder. Was dabei? Wasja versteht nicht. Ihr habt doch versprochen – sagt Marusja, ich werde nervös, irgendwas stimmt hier nicht, vielleicht besser gleich abhauen und nicht warten, bis es wieder Ärger seitens der Generalität gibt, ihr habt doch gerade angerufen, – sagt Marusja schläfrig, – ich hab euch doch gebeten. Das waren nicht wir, die angerufen haben, – sagt Wasja, – nicht ihr? wundert sie sich, nicht wir. Was brauchst du denn? fragt Wasja. Wir haben alles mögliche dabei, können wir ein bißchen hierbleiben? Marusja zuckt enttäuscht die Achseln, soll heißen bleibt ruhig, ist mir egal, dreht sich um und verschwindet im Zimmer, läßt uns im Flur stehen mit unserem Freund, ZK-Mitglied Molotow.

- Irgendwie freut sie sich nicht, daß wir da sind, – sagt Dog und geht in die Küche.
- Sie freut sich nie über jemanden, – sage ich und gehe ihm nach. – Was soll sie sich auch freuen.

- Wieso sollte sie sich nicht freuen, – sagt Dog und gießt den Kognak in Tonkrüge. – Also ich freue mich, wenn mir jemand frühmorgens drei Flaschen Kognak vorbeibringt.
- Wenn mir jemand, – sage ich, – frühmorgens eine Molotow-Büste vorbeibringen würde, dann würde ich mir gut überlegen, ob ich mich freuen soll.
- Wir müssen sie wecken, – sagt Dog und schenkt noch mal ein. – Ist irgendwie nicht nett – kommen, sitzen hier und saufen.
- Echt nicht nett, – sage ich. – Aber laß sie uns lieber nicht wecken. Laß uns lieber selbst schlafen. Ich, – sage ich, – hab schon die zweite Nacht nicht richtig geschlafen. Erst die Bullen, dann dieser Turnschuh-Marxist. Ich bin müde. Laß uns schlafen gehen.
- Schlafen? – fragt Dog. – Also ich bin jetzt in so einem Zustand, daß ich Angst vor dem Schlafen habe.
- Warum Angst?
- Ich habe Angst, einzuschlafen und dann gar nicht mehr auf die Idee zu kommen aufzuwachen, verstehst du?

Dog schenkt noch mal ein, aber ich lehne ab, Schluß, sage ich, es reicht, laß uns schlafen, mürrisch steht Dog auf, wir gehen in eines der Zimmer, auf dem Sofa liegt, in eine Decke gewickelt, Wasja und schläft fest, wir müssen uns ein anderes Bett suchen, irgendwas, wir gehen ins andere Zimmer, und auf dem großen, uns gut bekannten Bett sehen wir Marusja liegen, ohne Kimono, den Kopf unter das Kissen gewühlt, sie schläft, beachtet uns nicht, komische endlose Nacht, die in genauso einen Morgen übergeht, unsere Freunde verziehen sich jeder in seine Ecke, und wir verlieren den Kontakt zu ihnen, es ist als stürben sie jeden Tag um sieben Uhr früh, so sieht es wenigstens aus, wenn nicht

noch schlimmer, – okay, ich schlafe, – sage ich zu Dog, der geht zum Bett, rück mal, – sagt er zu Marusja und drängt sie an den Rand, schlaf ruhig, – sagt er zu mir, nein, sage ich, leg du dich zu ihr, warum ich? fragt Dog, und warum ich? sage ich, du willst doch schlafen, ich – sagt er – hab Angst vor ihr. Ich seufze und gebe nach, aber für alle Fälle lege ich Molotow zwischen Marusja und mich.

9.57

– O Scheiße! – schreit sie. – Was ist denn das?!

Ich wache auf und schaue mich erschrocken um. Neben mir im Bett sitzt Marusja, ohne irgendwas an, hält sich das Kissen vor und schaut mich erschrocken an.

– Scheiße! – schreit sie. – O Scheiße! Was ist denn das?

– Schrei nicht, – versuche ich sie zu beruhigen. – Was schreist du denn?

– Was ist das? – Sie zeigt auf die Büste, mit der anderen Hand hält sie das Kissen. Dog ist auch aufgewacht und schon zur Tür gerannt. Marusja hat ihn offensichtlich erschreckt.

– Eine Büste, – sage ich zu ihr. – Schrei nicht.

– Scheiße!

– Was hast du denn? – sage ich erschrocken. – Eine Büste. Nur eine Büste. Wir haben sie mitgebracht.

– Wozu? – fragt Marusja ungläubig.

– Einfach so, – sage ich. – Dachten, du könntest sie brauchen.

– Kann ich nicht, – sagt sie genervt.

– Gut, wir bringen sie gleich weg.

– Wie seid ihr überhaupt reingekommen? – fragt Marusja.

- Du hast uns reingelassen, – sage ich verwirrt.
- Wozu?
- Keine Ahnung, – sage ich. – Wir sind gekommen, du hast uns reingelassen.
- Habt ihr es dabei? – fragt Marusja, die sich offenbar an etwas erinnert.
- Was? – Ich verstehe nicht.
- Na, irgendwas.
- Hier, – sage ich, – Molotow haben wir dabei.
- Was für einen Molotow? – Sie versteht nicht.
- ZK-Mitglied.
- Wo ist er? – Marusja versteht nicht.
- Na, hier. – Ich zeige auf Molotow.

Marusja versucht zu verstehen. Schließlich holt sie irgendwoher eine Zigarette und Feuer und beginnt zu rauchen, läßt sich nervös alles durch den Kopf gehen.

- Seid ihr schon lange hier? – fragt sie.
- Nicht besonders, – sage ich. – Zwei oder drei Stunden.
- Klar, – sagt sie.

Sie und ich sitzen in ihrem Bett und betrachten uns schweigend. Sie ist hübsch, trinkt zu viel, aber trotzdem hübsch. Vor allem mit dem Kissen.

- Willst du was rauchen? – frage ich.

Sie hebt die Zigarette und zeigt sie mir – ich rauche doch, soll das heißen.

- Wir haben was dabei, – sage ich.

– Dabei? – Sie wird sofort wach. Offensichtlich das Lösungswort, jedenfalls die richtige Wortkombination, die alles in Bewegung bringt. Mir gefällt sie selbst, deshalb wiederhole ich:

– Ja, – sage ich, – wir haben was dabei.

– Scheiße, – sagt Marusja, wirft Molotow einen ängstlichen Blick zu und legt das Kissen zur Seite.

10.15

Morgens schaut man sich so was besser gar nicht an, oder wenn schon, dann durch die Finger der vorgehaltenen Hand. Genau so machen wir es, und während sie durchs Zimmer schlappt und ihre Slips und Strümpfe aufsammelt, sich in ihre löchrigen Markenjeans zwängt, alle möglichen Medaillons und Armbänder anlegt, gehen wir auf den Balkon und warten dort auf sie. Sie kommt raus, mit einer großen schwarzen Pfeife in der Hand, und wir stehen einfach so auf dem Balkon und reden kaum, höchstens daß wir in den gewittrigen Morgenhimmel schauen, auf die leere samstägliche Munizipalität, in alles mischt sich so viel Luft und Feuchtigkeit, als ob wir in jemandes Lunge gelandet wären, zum Beispiel in der Lunge eines alten Steinbutts, der sich an den eiskalten arktischen Wellen satt getrunken hat und jetzt auf dem Grund des Ozeans liegt und still an seiner Überdosis leidet.

– Wie geht's? – frage ich. Das letzte Mal haben wir uns so vor einem Monat gesehen, es war noch total kalt, wir riefen vom Bahnhof aus an, was haben wir eigentlich am Bahnhof gemacht? keine Ahnung, aber angerufen haben wir ganz sicher vom Bahnhof, sie sagte – okay, kommt ruhig, aber bringt was zu saufen mit, wir kauften eine Flasche Kaiser-

Wodka und zogen los, sie war gerade von der Massage oder so gekommen und roch nach Cremes, damals hatte sie ein bißchen längere Haare und eine andere Haarfarbe, aber welche, keine Ahnung.

– Schlecht geht's, – sagt sie.

– Was ist passiert?

– Passiert, – sagt sie, – passiert. Probleme in der Schule. Hab ne Prüfung verhaun.

– Geil, – sage ich. – Du gehst in die Schule.

– Gar nicht geil, – sagt sie. – Absolute Scheiße.

– Klar, – sage ich.

– Wir sollten eine wissenschaftliche Arbeit schreiben, – sagt Marusja und wärmt die Pfeife zwischen den Händen.

– Was glaubst du war das Thema?

– Hm? – frage ich.

– »Was ich über die Arbeit der kommunalen Dienste denke«.

– Und was soll das sein?

– Kommunale Dienste?

– Mhm.

– Also, zum Beispiel Feuerwehr. Oder der Gasmann. Kommunale Dienste eben.

– Klar, – sage ich. – Und was hast du geschrieben?

– Ich habe über die Spritautos geschrieben.

– Was für Autos?

– Spritautos. Die frühmorgens die Straßen spritzen.

– Klar, – sage ich. – Weißt du was über Spritautos?

– Ich hatte vorher eine entsetzliche Nacht. Kaum geschlafen. Kam zum Unterricht – und es zerreißt mich innerlich, verstehst du? War am Abkratzen.

– Wärst besser heimgegangen.

– Prüfung!

- Hättest deinen Vater bitten können, ein paar Schützenpanzer zu schicken, und alles paletti.
- Du hast gut reden. Dein Vater ist kein Militär.
- Ja, – sage ich, – Gott sei Dank.
- In Wirklichkeit gefällt ihm das total, wenn ich ihn um so was bitte. Deswegen bitte ich ihn nie.
- Aha, – sage ich.
- Der Bruder, der nimmt ihn immer aus.
- Er hat einen Bruder? – frage ich.
- Ich habe einen Bruder, – endlich zündet Marusja die Pfeife an. – Ich habe einen älteren Bruder.
- Warum habe ich ihn nie gesehen?
- Der kommt mir hier nicht rein.
- Warum?
- Ich hasse ihn. Obwohl ich ihn früher sehr geliebt habe.
- Was ist passiert?
- Er war scharf auf mich.
- Echt?
- Echt. Hätte mich einmal fast vergewaltigt, gut, daß er zugekifft war – hat einfach keinen hochgekriegt. Sonst, kapiertst du – es hätte passieren können, daß er der erste gewesen wäre ...
- Ja, – sage ich, – so was kommt vor. Mein Bruder hat mich beschützt, als wir klein waren.
- Mich, – sagt sie, – hat keiner dumm angemacht, als ich klein war. Hatten alle Schiß vor mir ...

11.00-12.00

- Na, und?
- Was und?
- Du hast irgendwas von Spritzautos erzählt.

– Ach ja, – sie erinnert sich. Wir sitzen auf dem Balkon, Dog schläft in einer Ecke, wir sitzen auf irgendwelchen Matten und schauen in den Himmel, Marusja ist ganz abwesend, läßt ihre leeren Augen schweifen und versucht, sich zu konzentrieren, aber es klappt nicht richtig, obwohl sie mir Beachtung schenkt, mir was erzählen will. – Ich hatte eine Vision. Die Nacht vorher hatte ich durchgemacht, verstehst du, und dann die Klassenarbeit. Ich hab also was geschrieben von, weiß nicht mehr genau, aber der wichtigste Gedanke war, daß diese Spritzautos, also daß sie überhaupt kein Wasser verspritzen.

– Sondern?

– Verstehst du, – plötzlich klingt ihre Stimme ernst und ängstlich, – einmal bin ich aufgewacht, ganz früh, vor sechs, glaube ich, und irgendwie bildete ich mir ein, daß ich Milch kaufen muß, also nehm ich eine Thermoskanne und geh in Pantoffeln raus, Milch kaufen.

– Um sechs Uhr früh?

– Wußte ich ja nicht, – sagt sie, – daß es erst sechs ist. Bin einfach auf den Balkon gegangen, es war schon hell, schaue runter – unten fahren diese Dinger vorbei, also – die Spritzmaschinen, irgendwie hab ich gedacht, daß es Milchautos sind, sehen doch genauso aus, gib's zu.

– Hm, nicht ganz.

– Warum?

– Hast du schon mal gesehen, daß Milchautos mit Milch die Straßen spritzen?

– Mit Milch? – Marusja verstummt, offensichtlich hat sie gerade wieder eine Vision, aber ich kann sie zurückholen.

– Obwohl, – sage ich, – du hast recht. Sie funktionieren nach demselben Prinzip. Transportieren was im Tank. Feuerwehrautos sehen auch so aus.

- Und Tankwagen mit Benzin, – sagt Marusja.
- Ja, – sage ich, – Tankwagen mit Benzin sehen im Prinzip auch aus wie Milchautos.
- Ich also mit meiner Thermoskanne zum Spritzauto, – erzählt Marusja weiter, – und plötzlich, verstehst du – ein Schwall Wasser trifft mich, zielt gerade auf mich, meinen Körper, mein Gesicht, meine Hände, hat mir sogar die Thermoskanne aus der Hand geschlagen. Und ich, verstehst du, heb die Hände ans Gesicht, von denen noch das kalte Wasser tropft, und rieche dran. Weißt du, wonach sie gerochen haben?
- Wonach? – frage ich.
- Nach Gas.
- Nach was für einem Gas?
- Keine Ahnung, – sagt Marusja. – Aber ganz bestimmt nach Gas. Und weißt du, was ich gedacht habe – im Prinzip könnte es Absicht sein, verstehst du – also sie mischen dem Spritzwasser absichtlich tonisierendes Gas bei, um die Leute einerseits vor dem Arbeitstag zu stimulieren, andererseits um die Energie dieser Leute in produktive Bahnen zu lenken, denn das Gas ist auf der Basis psychotroper Mittel hergestellt, die Leute werden auf ihre Art angetörnt und begeben sich gutgelaunt zur Arbeit.
- Und das hast du so geschrieben?
- Ja, – sagt Marusja, – hab ich. Ich hatte eine Vision. Hab mir verschiedene Ausschmückungen ausgedacht, zum Beispiel daß die im Gas enthaltenen Elemente an der Luft erst nach 45 Minuten zu wirken beginnen. Also, wenn die Spritzmaschinen das Gas sagen wir um 6.15 ausgestoßen haben, dann wirkt es nur teilweise und ist extrem schädlich für den menschlichen Organismus.
- Und warum das?

– Um die tägliche Ordnung in den Städten einzuhalten. Wenn du vor sieben Uhr die Nase rausstreckst, schnüffelst du deine Dosis Schadstoffe und dir ist den ganzen Tag schwindlig, kapiert? Wenn du aber meinetwegen Punkt sieben aus dem Haus gehst, stärkst du dich mit der richtigen Mischung und rackerst den ganzen Tag zum Wohl des Vaterlandes, was ökonomisch und vernünftig ist.

– Und all das hast du so geschrieben?

– Mhm.

– Weißt du, – sage ich, – ich an deiner Stelle würde wirklich mit meinem Vater sprechen. Ein paar Schützenpanzer – und keiner weiß mehr was von deinem Gas ... Oder eine Wasserstoffbombe, – füge ich nach einigem Nachdenken hinzu.

12.00-13.00

– Nein, – sagt sie, – ich schreib sie lieber noch mal. Diesmal über was anderes. Vielleicht über das Straßenbahndepot.

– Die Arbeit kann ich mir vorstellen, – sage ich. – Hör mal, wir haben echt ein Problem. Unserem Freund sind die Eltern gestorben.

– Alle? – fragt Marusja nach.

– Nein, – sage ich. – Teilweise. Der Stiefvater.

– Wer ist der Freund?

– Zündkerze. Erinnerst du dich?

– Wie sieht er denn aus?

– Hm, – sage ich, – er hat so ein komisches Gesicht, irgendwie fernöstlich. Hohe Wangenknochen, schmale Augen, erinnerst du dich?

– So einer, – sagt sie, – der wie ein Chinese aussieht?

– Eher wie ein Mongole, – sage ich.

- Was ist der Unterschied?
- Mongolen haben keine Schrift.
- Und Chinesen?
- Chinesen hatten schon Schrift, als es noch gar keine Mongolen gab.
- Okay, – sagt Marusja, – ich erinnere mich an ihn. Du bist irgendwann mal mit ihm hier gewesen. Und was jetzt?
- Na, was schon, – sage ich, – jetzt müssen wir ihn finden. Morgen ist die Beerdigung. Und er ist verschwunden, stell dir vor.
- Ja, – sagt Marusja, – Scheiße. Wie, sagst du, heißt er?
- Zündkerze.
- Komischer Name.

13.00-14.00

- Zündkerze?
- Hm.
- Hör mal, – endlich hebt Marusja den Kopf und sieht mich mehr oder weniger wach an. – Ist das der Kerl, dem sein Vater gestorben ist?
- Stiefvater.
- Scheißegal, – Marusja wacht endgültig auf. – Gestern hat mich euer Bekannter angerufen, der fette, asslige.
- Kakao, – sage ich.
- Was?
- So heißt er – Kakao.
- Fuck, – sagt sie. – Er hat gestern angerufen und nach euch gefragt.
- Dich hat er angerufen?
- Wen denn sonst? – Marusja versucht, auf die Beine zu kommen. – Hat euch gesucht, sagte was von diesem eurem, wie hast du gesagt? ...

- Zündkerze.
- Mhm, Zündkerze. Hat irgendwas gesagt, daß er weiß, wo er ist.
- Wo ist er?
- Zündkerze?
- Nicht Zündkerze, – ich stehe ebenfalls auf, – dieser – fette Arsch?
- Bei Goscha. Von da hat er auch angerufen.
- Und wer ist Goscha?
- Was? – fragt sie. – Wo lebst du denn? Goscha ist der Chefredakteur unserer hippsten Zeitung. Dieses Vieh da arbeitet doch für ihn, – Marusja zeigt auf den schläfrigen Dog.
- Der Chefredakteur oder was? – Langsam geht mir ein Licht auf.
- Sag ich doch.
- Und wie kommt unser Kakao an den?
- Woher soll ich das wissen, – sagt Marusja und geht hinein.
- He, Moment! – rufe ich ihr nach. – Hast du seine Telefonnummer?
- Nöö, – ruft Marusja irgendwo aus der Küche. – Ich weiß die Adresse. Hab ein paarmal mit ihm gepennt, bei ihm daheim. Hat eine riesige Wohnung, hier ganz in der Nähe, auf der Gogol-Straße. Wohnt allein dort.
- Egal, warte doch, – ich finde Marusja in der Küche, sie kriecht in den Kühlschrank, holt ein Glas Honig raus, plumpst in einen Stuhl und fängt an zu essen. – Warte, – sage ich wieder, – und was hat er noch gesagt?
- Was noch? – Marusja denkt einen Moment nach. – Nix. Hat gesagt er weiß, wo euer ... also der, dessen Vater gestorben ist ... vielmehr – Stiefvater. Und daß ihr ihn bei Goscha finden könnt, wenn ihr wollt.

- Wie ist er dort hingekommen?
- Woher soll ich das denn wissen! – Marusja hält es nicht mehr aus und beginnt zu schreien. – Woher soll ich das wissen? Vielleicht hat ihn Goscha irgendwo gehabt.
- Wie gehabt? – Ich verstehe nicht.
- Sei nicht so blöd! Hat ihn genommen – und gehabt. Kennst du etwa Goscha nicht?
- Nöö.
- Goscha ist der Schwule Nummer eins in dieser beschissenen Stadt. Danach sucht er sich seine Mitarbeiter aus. Ich habe aus Prinzip mit ihm gepennt – also, das sind meine Prinzipien. Vielleicht hat er euer Stinktief irgendwo genommen, durchgefickt und hält ihn sich jetzt daheim in der Gogol-Straße, keine Ahnung, kurz gesagt, – sie verstummt und schleckt weiter ihren heiß-gelben kalten Honig.

14.15

- Hör mal, wir gehen.
- Mhm, – sagt sie.
- Sag uns Goschas Adresse.

Marusja holt ein in gelbes Leder gebundenes Notizbuch hervor, schreibt etwas, reißt das Blatt raus und streckt es mir hin. Da, sagt sie, aber ihr müßt lange klingeln, es ist eine große Wohnung, und vielleicht schläft er und hört nichts. Sagt, daß ihr von mir kommt, sonst läßt er euch nicht rein, kapiert? kapiert, sage ich, danke, okay, haut ab, sagt sie und hat uns schon vergessen. Wir sind gerade am Rausgehen, da – schon in der Tür – drehe ich mich um und sage:

- Marusja, – sage ich. – Hör mal.
- Hm?

- Vielleicht nimmst du uns Molotow ab?
- Molotow? – fragt sie nach.
- Ja. Molotow. Super ätzend, ihn mit rumzuschleppen, und dir gefällt er vielleicht. Immerhin ZK-Mitglied.

Marusja kommt zu mir, schaut sich Molotow genau an, fährt mit den Händen über sein Gesicht und sagt:

- Gut. Ich nehme ihn. Er gefällt mir – sieht aus wie mein Vater. Der hat genau so einen Scheiß auf der Jacke.
- Das ist kein Scheiß, – sage ich. – Das ist ein Leninorden.

Gut, sagt Marusja, grad egal – hier habt ihr Geld – sie steckt mir einen Schein zu, ich kann euch hinfahren, sonst greifen sie sich euch noch im Hausflur, stell, – sagt sie zu mir, – stell Molotow auf den Balkon, er gehört jetzt mir, gehorsam trage ich Molotow auf den Balkon, und wir gehen runter, Marusja führt uns zur Garage, das Garagentor ist mit Eisen und Kupfer beschlagen, ein echtes Tor zur Hölle, hinter solchen Toren sind Drachen versteckt, oder Atombomber, mit einem Wort, irgendwas Apokalyptisches. Lustig, daß Marusja dort nur ihren demolierten Schiguli stehen hat, im Tor selbst ist eine – kleinere – Tür, auch eisenbeschlagen, Marusja öffnet die Tür, kommt rein – sagt sie, vielleicht, sagt Wasja, machen wir das Tor auf, kommt rein, sagt Marusja, ich mach selbst auf, sonst sieht noch jemand, wie ihr euch bei der Garage rumtreibt – fängt an, dumme Fragen zu stellen, ich mach's schon selbst, setzt euch ins Auto, wir betreten die dunkle Garage und sehen dort wirklich den demolierten, aber noch absolut kampftauglichen Schiguli und quetschen uns zu dritt auf den Rücksitz – ich, Wasja Kommunist und Dog Pawlow, Dog will sich zuerst vorne

hinsetzen, aber die rechte Seite ist total eingedellt, also nehmen wir Dog zu uns, sozusagen auf den Schoß. Marusja steht eine Zeitlang am Tor, holt irgendwo aus der Tasche ihrer Jeans, einen angerauchten Joint, raucht ihn schnell fertig, und plötzlich fällt ihr ein, daß sie etwas vergessen hat, irgendwas hab ich vergessen, denkt sie, bloß was? warum steh ich bei der Garage, vielleicht wollte ich wegfahren, aber wohin? denkt sie, kommt nachdenklich in die Garage und setzt sich ans Steuer, was ist, Marusja, schreit Dog sie genervt an, fahren wir? klar, reagiert Marusja auf diese Aufforderung, läßt den Motor an und legt den Rückwärtsgang ein. Das Tor zu öffnen hat sie natürlich vergessen.

14.45

- Kannst du aussteigen? – frage ich.
- Kann ich, kann ich, – sagt Marusja. – Alles in Ordnung.
- Geh heim, – sagt Wasja zu ihr. – Schaffst du es allein?
- Schaff ich, – sagt Marusja.
- Schaffst du es auch wirklich? – fragt Wasja.
- Mhm, – sagt sie und versucht wieder, das Auto zu starten.

Wasja lehnt sich vor und nimmt ihr den Schlüssel weg. Gemeinsam ziehen wir unsere Freundin vom Pilotensitz, schließen die Garage hinter uns ab, legen ihr die Schlüssel in die Hände und gehen, dabei denken wir – schafft sie es oder nicht, und wenn ja – wohin, aber bis wir auf dem Platz sind und von dort am Gebäude gegenüber der Munizipalität hochschauen, ist Marusja auf wundersame Weise auf ihren Balkon gelangt und sitzt schon dort, an Molotow geschmiegt, zwei unglückliche, zugekiffte Wesen – Marusja in löchrigen Markenjeans und einem Rolling-Stones-T-

Shirt, und Molotow, ZK-Mitglied, alter Hedonist und Cocktail-Liebhaber – näher am Himmel, wenn auch nur ein paar Meter, aber trotzdem – näher dran.

Zweiter Teil

DER FLUSS, DER GEGEN DIE EIGENE STRÖMUNG FLIESST

15.15

Ich klinge lange und ausdauernd, habe keine andere Wahl, klar – wenn er nicht da ist, dann müssen wir heimgehen, und dort erwartet uns wer weiß was, überhaupt – dann verliert der ganze Zauber seinen Sinn, wieso ziehen wir dann schon den zweiten Tag durch die Stadt, versuchen, die ziemlich beschissene Lage irgendwie zu verbessern, also Hauptsache, er ist da, aber keiner macht auf, und ich denke schon, na, okay, Satz mit x, sollen sie den Stiefvater halt begraben, und überhaupt, er kann ja nach vierzig Tagen zum Totengedenken kommen, wenn sie ihn so brauchen, können ja all das für ihn festhalten, die Asche fotografieren, oder auf Video aufnehmen, so daß der am Boden zerstörte Zündkerze die traurige Zeremonie an langen Winterabenden anschauen kann, vor dem Einschlafen, schließlich hält es Dog nicht mehr aus und tritt gegen die Tür, ich will ihn beruhigen, aber nun ist hinter der Tür ein Rascheln zu vernehmen, jemand kommt, die Tür öffnet sich tatsächlich, und ein glatzköpfiger, dicker Typ in blauem Seidenschlafrock tritt heraus.

– Was habt ihr hier zu suchen? – fragt er.

– Wir suchen Kakao, – sagt Dog.

Schweigend holt der Typ eine Gaspistole aus dem Schlafrock und zielt auf Dogs Visage.

– Was für Kakao? – fragt er.

– Unseren Freund, – sagt Dog eingeschüchtert. – Kakao.

– Was laberst du für ein Zeug? – Der Typ, offensichtlich Goscha, regt sich tierisch auf.

Wasja versteckt sich hinter meinem Rücken, ich überlege – wie heißt er eigentlich, unser Kakao – wie heißt er, wie kann ein Donbass-Intellektueller denn heißen? vielleicht Andrjuscha, richtig – Andrjuscha.

– Andrjuscha, – sage ich. – Wir suchen Andrjuscha. Sind Freunde von ihm.

– Echt? – fragt Goscha ungläubig. – Na, okay, kommt rein, – sagt er, aber die Pistole nimmt er nicht weg. Plötzlich sieht er Dogs Rucksack und fragt: was habt ihr da?

– Alk, – sagt Dog.

– Gib her, – sagt Goscha.

Dog holt eine Flasche Kognak raus, gibt sie Goscha, der steckt sie schweigend in die Schlafrocktasche, und wir folgen ihm in eine riesige Wohnung, der Flur zieht sich irgendwo in die Tiefe, wir folgen Goscha und kommen in eine endlos große Küche, sie zahlen ihm offensichtlich gar nicht beschissen dafür, daß er unsere Heiligtümer schändet, denke ich neidisch, in der Küche sitzt Kakao, allerdings ohne Anzug, auch im Schlafrock, sieht aus, als wären sie in der Sauna, sitzt und trinkt aus einem großen Becher, Kakao

vielleicht, Andrijuscha, für dich, sagt der schwule Chefredakteur, verliert jegliches Interesse an uns und verschwindet in den Tiefen seiner Schwulenwohnung.

- Hi, – der fette Arsch Kakao grinst uns gutgelaunt an.
- Hi, Kakao, – sagt Wasja. – Geiler Schlafrock. Willst du den jetzt immer tragen?
- Von Goscha, – erklärt Kakao.
- Alles klar, – unterbreche ich ihn. – Marusja hat gesagt, du hast angerufen und was von Zündkerze erzählt.
- Mhm, – sagt Kakao. – Ich wollte es euch schon gestern sagen, aber ihr habt mich nicht angehört.
- Was sollen wir dich auch anhören, – fängt Dog an, aber Wasja hält ihn zurück, komm, laß ihn reden.
- Also, – fährt Kakao fröhlich fort. – Ihr seid weggegangen, und ich denke, daß ich es euch doch irgendwie sagen muß.
- Was sagen? – fragt Wasja.
- Das mit Zündkerze.
- Du weißt, wo er ist?
- Ja.
- Ist er in der Stadt?
- Seid ihr eigentlich bescheuert? – Kakao wird mutiger, der Arsch spürt seinen Heimvorteil. – Dieser Blödel hier – okay, aber du, Zhadan, hättest es doch wissen müssen, ihr studiert doch zusammen.
- Ich war krank, – sage ich.
- Aha, – nickt er, – das ist chronisch bei dir. Zündkerze ist schon lange im Lager.
- In was für einem Lager? – frage ich erschrocken.
- Sitzt er? – fragt Dog erschrocken.
- Ach was, wo soll er denn sitzen, – lacht Kakao. – Er ist, na, im Pionierlager oder wie das inzwischen heißt, Arbeits-

lager, ja. Da läuft gerade die, wie heißt das, erste Frist, nein, nicht Frist, Spanne. Nein, nicht Spanne, Schicht. Kommt ein Haufen kleiner Schisser und Zündkerze zeigt ihnen, wie man Zelte aufstellt.

– Fuck, – wundere ich mich.

– Ja, – sagt Kakao, – Lager ist geil. Ein Haufen Weiber. Einmal, noch in der Schule, war ich im Lager, da war ein Betreuer scharf auf mich. Schwul, stellt euch vor.

– Vielleicht ist Zündkerze ja auch scharf auf jemanden, – sagt Wasja.

– Wie, ist er auch schwul? – Dog versteht nicht.

– Nein, Zündkerze ist nicht schwul, – sage ich, – ich kenne ihn gut. Obwohl er auf seine Art natürlich eine schwule Socke ist, klar.

– Und was jetzt? – fragt Wasja Kakao.

– Fahrt zu ihm, – sagt Kakao. – Super dort. Weiber.

– Schwule Betreuer, – fügt Dog hinzu.

– Und wo ist das? – fragt Wasja.

– Hinter Wuslowa, – sagt Kakao. – Das Lager »Chemiker«.

– Wie – ein Lager für Mutanten? – frage ich.

– Nein, für Chemiker. Also, ihr nehmt den Zug und fahrt über Tschuhujiw nach Kinzewa. Dort wartet ihr ein paar Stunden auf den Anschlußzug und fahrt nach Wuslowa. Dort wartet ihr noch ein paar Stunden und fahrt zum »Chemiker«. Von Wuslowa kann man auch zu Fuß gehen. Aber ihr müßt nachts losfahren, sonst schafft ihr es nicht. Der erste Zug geht um vier Uhr früh. Bis zum Mittagessen seid ihr dort. In Tschuhujiw kann man gut saufen, – fügt er aus irgendeinem Grund hinzu.

– Wie – im Vorbeifahren? – fragt Wasja Kommunist.

– Macht doch, was ihr wollt, – antwortet Kakao genervt.

Offensichtlich hat Tschuhujiw etwas Besonderes für ihn, so was kommt vor.

16.00

– Und wenn wir jetzt losfahren? – frage ich für alle Fälle.

– Der letzte Zug geht, glaube ich, um halb fünf, – erklärt Kakao. – Das schafft ihr nicht mehr. Nehmt den nachts, – grinst er.

– Was grinst du denn? – frage ich ihn genervt. – Was grinst du, hä?

– Gar nichts, – sagt Kakao unsicher. – Einfach so.

– Einfach so, – sage ich verärgert.

– Okay, – sagt Wasja, – können wir vielleicht bis heute abend bei euch bleiben? Oder fangt ihr jetzt an zu ficken?

– Ich muß Goscha fragen, – sagt Kakao peinlich berührt.

– Was denn? – sagt Wasja, aber Kakao rennt schon weg.

– So ein Arsch, – sagt Dog gequält.

16.15

– Goscha hat gesagt, ihr könnt hierbleiben, – Kakao kommt freudestrahlend in die Küche gelaufen. – Aber Vorsicht auf dem Klo.

– Hast du das gehört, Dog? – sagt Wasja. – Vorsicht auf dem Klo. Sonst alles wie immer, aber vorsichtig.

– Setzt euch, – sagt Kakao und wedelt mit den Schößen seines Schlafrocks. – Tee?

– Gibt's auch Wodka? – fragt Wasja.

– Nein, gibt's nicht. Goscha trinkt nicht.

– Ach so, er trinkt nicht, – sagt Dog. – Aber den Kognak hat er uns abgenommen.

– Wir, – sage ich, – hatten doch noch eine Flasche.

– Ich mag keinen Kognak, – sagt Wasja. – Davon krieg ich Sodbrennen. Los, – schlägt er Dog vor, – zieh ab und kauf Wodka. Ich hab, glaube ich, noch Knete übrig.

Wasja holt den Rest seines Gewinns aus der Tasche und gibt ihn Dog. Kakao läßt ihn raus, findest du zurück? fragt er auf der Schwelle, blöde Frage, sagt Dog und verschwindet. Wir bleiben sitzen und warten.

16.30-18.00

- Vielleicht ist er tot?
- Vielleicht, – sagt Wasja. – Oder hat sich einfach mit meiner Knete verzogen.
- Quatsch, – sage ich. – Du kennst doch Dog! Der verzieht sich nicht so einfach.
- Dann ist er tot, – sagt Wasja.
- Ich gehe, – sagt Kakao zögernd, er sitzt schon die ganzen eineinhalb Stunden mit uns zusammen, mißmutig, geht aber nicht, dann hält er es nicht mehr aus und sagt – ich gehe.
- Wohin gehst du? – frage ich.
- Na, – Kakao zeigt in den Flur. – Dorthin. Bleibt ruhig hier sitzen. Macht euch einen Tee. Wenn was ist, könnt ihr mich ja rufen.
- Hau bloß ab, – ruft Wasja ihm hinterher. – Hör mal, – sagt er zu mir, – was macht er bloß hier?
- Keine Ahnung, – sage ich. – Was machen wir eigentlich hier? Da siehst du, wie es gehen kann.
- Wo Dog bloß bleibt? – fragt darauf Wasja.

18.00-18.15

18.15-18.45

18.45-19.10

- Vielleicht ist er überfahren worden?
- Vielleicht. Von einer Straßenbahn. Oder hat einen Stromschlag gekriegt.
- Was für Strom?
- Elektrischer.
- Dann besser die Straßenbahn.

19.30

- Ich hab noch Shit.
- Und das sagst du erst jetzt?
- Vergessen, – sagt Wasja und findet in seiner Jeans wirklich noch einen Rest. Schluß aus – keine Knete mehr, kein Shit mehr, der natürliche Kreislauf des Wassers, anders läßt es sich nicht beschreiben. – Der natürliche Kreislauf des Wassers, – sagt Wasja und baut den Joint.

19.30-21.30

Nicht mal was zu erzählen. Wir sitzen schweigend, konzentrieren uns auf irgendwas und bemerken plötzlich all das Zeug um uns rum, versteht ihr, die alte Küche zum Beispiel, hier hat vielleicht schon vor Goscha jemand gewohnt, so was find ich klasse – einfach weil die Orte, an denen ich gewohnt habe, meistens nicht viel älter waren als ich, praktisch vor meinen Augen gebaut, und hier irgendwelches Möbel, ein Berg dreckigen Geschirrs, er lebt wie ein Vieh, räumt nicht auf, wenn er ein gemeingefährlicher Irrer wäre, dann würde man ihn anhand der Leichenreste in seinen Töpfen überführen, irgendwie denke ich – warum habe ich nicht so eine Wohnung, ich würde auf Sauberkeit und Ord-

nung achten, keine Deppen reinlassen und selbst nie herkommen, die Reinheit des Experiments garantieren, würde die Tür abschließen, das Schloß versiegeln und leckt mich doch alle am Arsch – eine einzelne, vorbildliche Wohnung, wenn ich einmal ein vollwertiges Mitglied dieser beschissenen Gesellschaft bin, werde ich Immobilien kaufen, sie sanieren, ihnen ein menschliches Antlitz verleihen und sie versiegeln, Ordnung muß von innen kommen, nicht aufgesetzt sein, eine Wohnung ist wie eine Niere, muß von allem möglichen Dreck gereinigt werden, sonst kommt man gar nicht nach mit dem Leichenräumen, hier aber riecht es nach Kaffee und Ketchup, der süße Geruch von Ketchup, Geruch eines normalen Lebens und geregelter Ernährung, ich ertrage ihn nicht, Ketchup geht mir unter die Haut, ich rieche an meinen Nägeln – sie riechen nach Ketchup – Ketchup und löslichem Kaffee, Honig und Ketchup, all diese Tiegel und Töpfe, große, spiegeleiverschmierte Teller, Gabeln mit gestockter Schokolade – alles riecht nach Ketchup, mir wird schlecht, Wasja, sage ich, laß uns abhauen, wohin? sagt er, wo sollen wir denn hin? draußen ist es dunkel, wir haben noch Zeit, wir müssen hier warten, bis es Zeit ist zu gehen, laß uns bei diesem Schwulen hier warten, Ketchup, – sage ich, was? Wasja versteht nicht, Ketchup – schreie ich ihn an und er nickt, als ob er sagen will ja ja, Ketchup Ketchup, aber natürlich, Ketchup, laß uns in ein anderes Zimmer gehen, sage ich, hier ist so viel Geschirr, er widerspricht nicht, und wir gehen in den Flur und von da ins Wohnzimmer, sein Wohnzimmer ist auch voll von irgendwelchem antiquarischem Scheiß, verdammt, das stört mich total, also wenn ich sehe, daß vor mir jemand hier gewohnt hat und im Unterschied zu mir ein echtes Leben führte, frühstückte, Sex·hatte, vielleicht sogar jemanden

liebte, auf den Markt und in Geschäfte ging, nicht nur grade so mit seinem Geld auskam, sondern kaufte, was er wollte, Ketchup, Arbeit hatte, Leute kannte, Kleider trug, die ihm gefielen, in Urlaub fuhr, er hatte richtig Urlaub, Picknick machte, kochen konnte, verschiedene Sachen schmackhaft zubereitete, aber selbst nicht aß, Ketchup, Ketchup, seine Krankheiten nicht nur mit Wodka behandelte, sondern Medikamente hatte, eine Hausapotheke, Ärzte unter seinen Bekannten, in der Mittagspause manchmal ein Restaurant besuchte, und zwar nicht, um einen zu heben, sondern um zu essen, Lieblingsgerichte hatte, fuck, Lieblingsgewürze, Ketchup, Ketchup, Ketchup, und wo war ich inzwischen? warum war nicht ich hier, zwischen ihren ganzen Schränken und Sofas, übergossen mit Ketchup und Zitronensaft, warum hat mich keiner adoptiert, also zum Beispiel als ich ein paar Tage lang auf dem Busbahnhof wohnte und auf Holzbänken schlief, oder als ich mich ein paar Tage von abgekochtem Wasser ernährte, warum adoptiert mich eigentlich keiner, warum kann mich dieser Schwule nicht adoptieren? ich wäre der richtige Waisenknabe für Schwule, ich bin schon neunzehn, schon selbständig genug, brauche nicht ständig Aufmerksamkeit, niemand muß mir die Windeln wechseln oder mich mit Brei füttern – irgendwelche ganz minimale Nahrung, warmes Wasser, Klopapier, Pornos auf Video, Weiber in der Küche, Marihuana auf dem Balkon, aber das ist gar nicht das Wichtigste, das Wichtigste ist elterliche Liebe, normale und beständige elterliche Liebe, echte elterliche Liebe, wie im Fernsehen.

Wir stoßen auf einen geilen Superphono, so einen hatte ich, als ich klein war – auf vier hohen Beinen, in einem Holzkasten, mit einer Skala aus Glas, auf der in Schwarz all die Städte der Welt stehen, von denen ich in meiner Kindheit

träumte und die mich hören konnten, – Prag, Warschau, Belgrad, Ostberlin, auf so einem geilen Superphono konnte man Platten spielen und Radio, in meiner Kindheit habe ich verkratztes Vinyl gehört, aber dieser Schwule hat keine Platten, außer einer stinkigen Sowje-Beatles, aber Wasja und ich sind doch keine Arschlöcher, die Beatles hören, und dann auch noch in so einem gespenstischen Zustand, wo die Dinge zerbröseln und die Gerüche ganz im Gegenteil – haften bleiben und es unmöglich ist, das alles zu verstehen, wir drehen am Radio herum, der geile Superphono krächzt traurig, und plötzlich erklingt eine Stimme aus dem Jenseits:

Guten Abend, verehrte Hörerinnen und Hörer. Möge Friede in Ihre gemütlichen Hütten treten.

- Wer tritt? – fragt Wasja.
- Der Friede, – sage ich. – In die Hütten.
- Ach so, – sagt Wasja.

An diesem wunderschönen Abend,

- Echt wunderschöner Abend, – sagt Wasja, – den ganzen Tag schiff es.

wie immer samstags um 22.00 Uhr hören Sie die Jugendsendung »Musikalische Sphären«. Am Mikrophon khrrrrrrrrr khrrrrrrrrr, – sagt der Superphono. – Unsere heutige Sendung ist dem Schaffen einer beliebten irischen Musikgruppe gewidmet, die nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Ländern Europas bekannt ist – dem Ensemble »Depeche Mode«. Ihre Fragen und Meinungen

sere heutige Sendung dem Schaffen des bekannten irischen Musikkollektivs »Depeche Mode« gewidmet ist. Grundlage dieser Sendung ist die von David Bascombe vorgelegte Untersuchung »Gott als eine Form von Heroin«, die in diesem Jahr auf den britischen Inseln veröffentlicht und von unserer Londoner Redaktion freundlicherweise übersetzt und uns zur Verfügung gestellt worden ist. Also, »Depeche Mode« (ein Instrumental-Intro erklingt, wohl auch ein Stück von eben jenem stepan haljabarda, und wir werden wieder zum Tier). Unter unseren Jugendlichen ist das Werk dieser Boys aus Ulster schon lange populär. Worin besteht also das Geheimnis des Erfolgs dieser total unbekanntenen Boys, die im Herzen der irischen Kloake aufgewachsen sind? Wir wollen gemeinsam versuchen, verehrte Hörerinnen und Hörer, hierauf eine Antwort zu finden. An einem grauen Herbstmorgen des Jahres 1962, schreiben die Biographen (stepan haljabarda gibt dem Klang seines Keyboards mehr Tragik zu, und seine fülligen Finger drücken hart aufs Plastik), wurde in der von britischen Kolonialtruppen okkupierten Hafenstadt Ulster der Familie des einfachen irischen Matrosen Ben und der Stenotypistin Mary Han ganz unerwartet ein Sohn geboren. Die Eltern waren ziemlich skeptisch, was den Kleinen betraf, denn es war schon ihr fünftes Kind, die vorigen vier sind laut Mister Bascombe bereits im frühen Alter an akuter Darminfektion gestorben, was in den ärmsten Hafenvierteln von Ulster sehr verbreitet ist. Es liegt auf der Hand, daß ein ähnlich unerfreuliches Schicksal auch den fünften Sohn der Hans erwartete – der schwere Okkupations-Alltag gab den Eltern keinen Anlaß, irgendwelche Hoffnungen für ihren armseligen Erstling zu hegen. Sie beschlossen, den Jungen auf den Namen Dave zu taufen – zu Ehren des heiligen

Dave, bekanntlich der Schutzheilige der irischen Partisanen und in gewisser Weise Symbol dieses – im Vergleich zu unserem – kleinen Volkes und seines Kampfes gegen die britischen Kolonialtruppen. Mit dem heiligen Dave sind viele Legenden und Überlieferungen der irischen Eingeborenen verbunden, unter anderem erscheint er im alten irischen Epos als Gott der Viehzucht, Molkerei und generell als Gott der Fruchtbarkeit. Wenn irische Fußballfans im Stadion ihre Lieblingsmannschaft anfeuern, skandieren sie noch heute »Heiliger Dave, fuck die verdammten Katholiken«. Daves Vater, der alte glotzäugige Ben, sympathisierte schon lange mehr oder weniger offen mit der IRA und überwies regelmäßig eine Abgabe von seinem dürftigen Seemannslohn auf das Konto der Armee.

– Sind das schon die Beatles? – fragt Wasja dazwischen.

Daves Mutter arbeitete im Hafenkantor als Stenotypistin und setzte ihr Leben und ihren Ruf aufs Spiel, um den Aufständischen beim Fälschen ihrer Führerscheine und Heiratsurkunden zu helfen. Der junge Dave wuchs also in einer Atmosphäre des nationalen Selbstbewußtseins und des Hasses auf die Königin-Mutter, Prinz Charles und seine sämtlichen minderjährigen Bastarde heran, jedenfalls behauptet das Mister Bascombe. Die erste emotionale Erschütterung erlebte der zukünftige Estradenkünstler, als berittene britische Polizisten die traditionelle Erste-Mai-Demonstration der irischen Separatisten durch die katholischen Bezirke von Ulster auflösten und dabei Daves Vater vergewaltigten ... nein, – der Moderator stockt plötzlich, – nicht den Vater ... die Mutter. Genau – Daves Mutter. Ver-

ehrte Hörerinnen und Hörer, entschuldigen Sie bitte, diese Informationen wurden von unseren Kollegen aus der Londoner Redaktion übersetzt, stilistische Ungenauigkeiten sind deshalb möglich. Also, Daves Mutter. Vor den Augen des zukünftigen Stars des Showbiz. Für den Jungen, der noch keine ähnlichen Erfahrungen gemacht hatte, war das zweifellos eine starke Anregung ... vielmehr eine starke Aufregung, und die Grundlage für seine erste Platte, die auf Anhieb mit Platin ausgezeichnet wurde. Aber mehr davon und von anderen spannenden Dingen nach einer kurzen musikalischen Pause (Der Moderator macht eine Pause). Musik und Text von stepan haljabarda. »Meine Mutter«. Es spielt der Komponist.

stepan haljabarda greift mit seinen haarigen Fingern in die Tasten, meine Haut erspürt die Bewegungen seiner dicken, haarigen, roten Extremitäten, spielt auf seinem Plastikkeyboard ein Intro und fängt an zu singen. »Ich frug den Wind dort an dem Wasser«, – singt er, – »sahst du, pam-pa-ram, my mother? Geh nur, irgendwann pam-pa-ram, an dieses Wasser, dort sah ich, pam-pa-ram, your mother« – »your mother, your mother«, – setzt düster der Chor ein.

– Was ist das – ein Chor? – frage ich und drehe mich um.

– Ein Chor, – antwortet Wasja unsicher.

– Wirklich? Und ich hab geglaubt, stepan haljabarda singt allein.

– Es ist ein Chor.

– Was ist ein Chor?

– stepan haljabarda ist ein Chor, – sagt Wasja.

– Wie das?

– Einfach so. Hör doch.

»Your mother, your mother«, – bestätigt schwermütig stepan haljabarda aus den Tiefen des Weltalls.

– Weißt du, – sage ich, – wenn das ein Chor ist, dann irgendwie kein netter. Ein schlimmer Chor. Hörst du, was sie da über die Mutter singen?

»Your mother«, stößt stepan haljabarda noch mal drohend aus.

– Ich glaube, – sagt Wasja, – sie belauschen uns.

– Mhm, und jetzt haben sie die Ohren gespitzt, merkst du

– sie sind ganz still?

– Sie haben uns auf dem Kieker.

– Glaub ich nicht. Wozu denn?

– Keine Ahnung. Vielleicht gehören sie zur Miliz?

– Ja, irgendwie sind sie böse.

– Ich sag dir, – sagt Wasja überzeugt, – Bullen, hundertpro Bullen. Hörst du? Jetzt sind sie still, die Arschlöcher.

– Moment, – sage ich. Flipp nicht aus. Was für Bullen denn? Bullen singen nicht.

– Und ob die singen! Hast du irgendwann mal Nachrichten angeschaut?

– Was?

– Nachrichten.

– Ach so. Nee, nie.

– Ich schon, – sagt Wasja. Sie haben mongolische Milizionäre gezeigt. Es war ihr Unabhängigkeitstag, und sie haben gesungen.

– Wie, alle?

- stepan haljabarda?
- Hundertpro.
- Okay, – sage ich. – Ich geb dir recht, daß es wirklich viele sind, und vielleicht sind sie sogar von der Miliz.
- Von der mongolischen Miliz, – präzisiert Wasja.
- Okay – von der mongolischen Miliz. Aber warum heißen sie dann stepan haljabarda?
- Das ist Mongolisch und bedeutet »Chor der mongolischen Milizionäre«!
- stepan haljabarda bedeutet »Chor der mongolischen Milizionäre«?
- Ja. Auf mongolisch.
- Das heißt, stepan haljabarda ist Mehrzahl?
- Genau. Es ist Mehrzahl, – sagt Wasja überzeugt.
- Verdammte Scheiße.

Zweiundzwanzig Uhr und zwanzig Minuten. Sie hören »Musikalische Sphären«! – fröhlich bricht die Stimme des Moderators ins Zimmer ein. Wir fahren fort mit unserer Erzählung über das Werk der legendären irischen Volksmusikgruppe »Depeche Mode«. Wie heißt es so schön, ein Unglück kommt selten allein. Im Herbst 1970, eines kalten Septemberabends, starb glücklich Daves Vater, der glotzügige Ben, nach langem, schwerem Todeskampf, verbunden mit großen körperlichen und seelischen Leiden, und ließ seine geschändete Ehefrau und den kleinen kränklichen Dave verwaist zurück. Auf dem Totenbett sprach der alte Seemann zu seinem Sohn: »Mein ganzes Leben habe ich dem Kampf für die Unabhängigkeit Irlands geopfert, vergiß das nicht, Dave. Dein Leben lang kannst du stolz darauf sein, daß du den Namen eines Iren trägst, laß diese Schweine, diese fucking Katholiken, dir nicht an die Eier

gehen, vergiß nicht, Teufel auch, daß du aus dem stolzen Geschlecht der Hans bist, und die Hans, verdammte Scheiße«, – er fügte einen saftigen Seemannsausdruck hinzu, – »haben vor diesen fucking Katholiken nie gebuckelt, kapiert, du kleines Arschloch?« – sagte er und starb mit diesen Worten auf den Lippen. Der kleine Dave erbte die Fischereilizenz und eine alte Mundharmonika. Die Lizenz verlor der kleine Dave sofort, die Mundharmonika im Prinzip auch, was ihn aber nicht daran hinderte, später ein Bühnenstar zu werden.

Den Beginn der musikalischen Laufbahn von Dave bringen seine Biographen mit jenen familiären Schwierigkeiten in Verbindung, die bei den bisher einträchtig zusammenlebenden Hans nach dem Tod des Vaters auftraten. Daves Mutter hat keine Kraft mehr, um Widerstand zu leisten und den Kampf weiterzuführen. Sie schlägt den Pfad der Kollaboration ein und gibt sich direkt in ihrem Büro Offizieren der britischen Seestreitkräfte hin. Der kleine Dave leidet unter dem moralischen Verfall eines ihm nahestehenden Menschen . . . also seiner Mutter, wenn ich recht verstehe, – fügt der Moderator von sich aus hinzu. Damals macht er erstmals mit der Drogenkultur Bekanntschaft, seinen eigenen Worten nach eine der angenehmsten Entdeckungen seines Lebens . . . Nein, – verbessert sich plötzlich der Moderator, – wahrscheinlich doch nicht mit der Drogenkultur. Einfach mit Kultur. Ach, scheiß drauf, – er hat endgültig keine Böcke mehr, die Kollegen aus der Londoner Redaktion zu korrigieren und liest von jetzt an alles so vor, wie es im Manuskript steht. – An diesem Punkt seines Lebens und in diesem Zustand beginnt der junge Dave Han, sich mit Musik zu beschäftigen. Zunächst hört er sie, bald reicht ihm dies aber nicht mehr, und Dave beschließt, ein eigenes

musikalisches Kollektiv zu gründen, um seine Gefühle, die er irgendwie hatte, durch die Musik zum Ausdruck zu bringen. Eines kalten Herbstabends 1980 begegnet Dave in einem Hafengebäude in Ulster einer hübschen Blondine namens Gore. Gore, – liest der Moderator noch einmal, – genau, sie hieß Martine Gore.

- Der ist ganz schön bekifft, – sagt Wasja.
- Ruhe, – sage ich, – sonst fängt es gleich wieder an.

Der junge Dave wird von seiner ersten richtigen Leidenschaft gepackt. Zusammen mit der hübschen Blondine Martine Gore bilden sie die Urbesetzung von »Depeche Mode«. Die Pflichten werden in der Gruppe gleichmäßig verteilt – Dave singt irische Lieder, spielt mehrere Musikinstrumente, und seine hübsche Blondine tanzt auf der Bühne und kümmert sich um die Finanzen. Bald erblickt ein Kind das Licht der Welt.

- Wer kriegt ein Kind? – fragt Wasja.
- »Depeche Mode«.
- Wirklich? – staunt Wasja. – Würde gern wissen, von wem.
- Von stepan haljabarda, – sage ich.

... Vielmehr nein, kein Kind, – verbessert sich der Moderator wieder, – ihr Erstling erblickt das Licht der Welt – das Album »Speak and Spell«, das sofort mit Platin ausgezeichnet wird. Und nun, – er holt schwer Atem, hat sich wohl endgültig im Manuskript verheddert, – machen wir noch eine musikalische Pause und hören das nächste Musikstück. »Die Mutteraugen«. Es singt stepan haljabarda.

»Die blauen Mutteraugen, – stepan haljabarda machen sich sofort ans Werk, – vor mir seh ich – pam-pa-pa-ram, leicht salzig« – »leicht salzig«, – stimmt vergrämt der Chor an. Leicht salzig, überlege ich, ist das gut oder schlecht? Wahrscheinlich doch schlecht, man hätte sie besser normal gesalzen, falls ich alles richtig verstehe.

- Ungeziefer, verdammt, – sagt Wasja.
- Wo ist Ungeziefer? – ich verstehe nicht. – Was redest du?
- Von der Mutter.
- Was von der Mutter?
- Sie haben die Mutter gefressen, – sagt Wasja zufrieden, als ob sich irgendwie bestätigt hätte, was er schon lange vermutete.
- Wer hat die Mutter gefressen?
- Na die eben – stepan haljabarda.
- Quatsch. Die singen einfach nur.
- Von wegen. Hörst du, was sie sagen – leicht salzig.

»Pam-pa-pa-ram meine Lippen euch berühren«, – fahren stepan haljabarda fort ...

- Es schmeckt ihnen, diesen Monstern, – kommentiert Wasja.
- Hör auf, – sage ich. – Das ist echt lächerlich.
- Meine Lippen, – sagt Wasja. – Berühren. Verdamnte Feinschmecker.
- Hör auf. Es geht um was anderes.
- Ja? Um was denn? Haben ihre große mongolische Mama gefressen, und du sagst, es geht um was anderes.
- Niemand hat seine Mama gefressen. Wie stellst du dir das überhaupt vor? Wie kann man Augen essen? Wie kann man nur Augen essen?

- Mutteraugen? – fragt Wasja nach.
- Wieso Mutteraugen? Niemand ißt Mutteraugen, – sage ich genervt.
- Nur stepan haljabarda, – Wasja läßt nicht locker.
- Also okay, – ich gebe nach. – Mutteraugen, von mir aus. Oder doch lieber nicht die von ihrer Mutter. Vielleicht die Augen eines Tieres, zum Beispiel? Oder Fischaugen?
- Fische haben kleine Augen, die werden bestimmt nicht gegessen, – sagt Wasja.
- Kleine Fische haben kleine Augen. Aber große Fische haben große Augen. Haie, zum Beispiel.
- Haie sind keine Fische.
- Und was glaubst du sind Haie?
- Ich glaube, es sind keine Fische.

Ich stimme ihm leichten Herzens zu, kann ja sein – vielleicht sind in seinem persönlichen Weltbild Haie keine Fische, warum versuchen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

- Na okay, – sage ich, – okay. Dann eben keine Haie. Vielleicht, äh, wie heißen die gleich? Rochen!
- Rochen? – fragt Wasja mißtrauisch nach.
- Ja, – sage ich. – Rochen. Wie werden ihre Augen zubereitet?
- Sie haben keine Augen.
- Wie, keine Augen?
- Einfach so. Sie haben keine. Sie leben in so einer Tiefe, wo das Licht sich zerstreut und sie keine Augen brauchen.
- Und wie bewegen sie sich dann?
- Wer?
- Rochen. Zitterrochen.
- Sie bewegen sich gar nicht.

- Wie, bewegen sich nicht? Und was fressen sie?
- Plankton.
- Plankton?
- Plankton. Plankton bewegt sich auch nicht. Und Rochen bewegen sich nicht. So leben sie.
- Na okay, – sage ich wieder, – okay. Und wie ficken sie?
- Wer? Rochen?
- Ja, – sage ich. – Zitterrochen.
- Sie tasten sich ran, – sagt Wasja.

Ich versuche, mir den Geschlechtsverkehr von Zitterrochen vorzustellen. Grauenhaft – erstens im Wasser, zweitens durch Rantasten, drittens kriegst du dabei permanent einen Schlag!

- Die Augen werden wahrscheinlich eingelegt, – sage ich nach kurzem Überlegen. – Dann in Dosen verpackt und als Konserven verkauft.
- Mhm, – sagt Wasja. – Stell dir mal vor, bei denen in Ulan Ude kann man in den Lebensmittelgeschäften Konserven kaufen, mit mongolischer Aufschrift: »Eingelegte Mutteraugen«.
- Ja, – sage ich, – und darunter in einer kleineren Schrift – »leicht salzig«.

Für alle, die zu dieser späten Stunde immer noch nicht schlafen, setzen wir unsere Erzählung über den steilen Aufstieg des Familienduetts »Depeche Mode« fort. Im Februar desselben Jahres kam eine neue Single der Gruppe heraus – »I Feel You«, die unter anderem folgende Zeilen enthält:

I feel you
Your sun it shines
I feel you
Within my mind
You take me there
You take me where
The kingdom comes
You make me to
And lead me through Babylon

was ungefähr folgendermaßen übersetzt werden kann:
»Verzeih mir, Mutter, deinem verlorenen Sohn, ich bin schon lange nicht mehr, der ich damals war, in unserer sorgenfreien Jugend, der verhängnisvolle Strudel der Drogensucht und Päderastie hat mich in seinen Abgrund gesogen, mein Leben ist russisches Roulette, ohne Ende und ohne Anfang. Aber, – fügt der Moderator offensichtlich von sich aus hinzu, – ich glaube, Mutter, daß wir uns in unserem guten alten Ulster wiedersehen werden und zusammen, – hörst du, Mutter? – unbedingt zusammen diesen fucking katholischen Okkupanten in den Arsch treten, ihre Zungen und Genitalien auf das mächtige Rad der irischen öffentlichen Meinung flechten, wie es sich unser armer Vater, der glotzügige Ben, gewünscht und wie es der Genosse Lew Dawidowitsch Trotzki gelehrt hat und wozu uns der heilige Dave und die unbefleckte Jungfrau, die alte Partisanenhure, aufgerufen haben!« Der Moderator macht eine Pause, überlegt sich vielleicht, ob er nicht noch mal stepan haljardarda laufen lassen soll, wenn schon denn schon, schließlich hat er doch keinen Bock und redet weiter: Heute, nach so vielen Jahren, kann man sagen, daß das schöpferische Schicksal der Band nicht besser hätte verlaufen können und

daß man sie um eine solche musikalische Karriere nur beneiden kann – die Gruppe geht nach wie vor erfolgreich auf Tournee, veröffentlicht ab und zu neue Alben, die sofort diverse Charts erobern, der arme Dave nimmt weiter happy Heroin und denkt nicht daran, auf Entzug zu gehen, und wieso, verehrte Hörerinnen und Hörer, sollte er auch? – wenn Sie, – sagt der Moderator, – so viel Kohle hätten, würden Sie auch an nichts anderes denken als an Heroin. Essen und fixen und auf die moralische Krise oder den Rückgang des Bruttoinlandsprodukts scheißen, was juckt dich das Bruttoinlandsprodukt, wenn du schon morgens high bist und weißt, daß du auch für abends genug hast, bleib ruhig hocken und geh auf deinen Trip, brauchst dir keine Sorgen machen, hier aber malochst du von früh bis spät, malochst und machst dich krumm für diese fetten Säue, die dir auch noch erzählen wollen, wie du zu leben hast, kriegst Hämorrhoiden bei diesem beschissenen Radio, keine Sau bedankt sich bei dir, um dich rum nur Arschlöcher, Arschlöcher und Idioten, können nicht mal einen Text richtig übersetzen, hocken in ihrem beschissenen London, in ihrem, fuck, nebligen Albion und können nicht mal den Text über diese scheiß Blondine Martine Gore richtig übersetzen, was ist das überhaupt für eine Blondine? Scheiß auf solche Blondinen, du hast nicht mal nen normalen Anzug, warst schon ein paar Jahre nirgends mehr eingeladen, deine Zähne verfaulen, und dieses Arschloch und seine Blondine fressen Heroin, fuck, ich hasse es, das war die Sendung »Musikalische Sphären«, es moderierte khrrrrrrrrr, khrrrrrrrrr, vielen Dank, verehrte Hörerinnen und Hörer, daß Sie in dieser späten Stunde mit uns waren, und möge das Schicksal Ihnen immer hold sein.

Unser Jugendsender setzt seine Arbeit fort, und wenn Sie was zu sagen haben, dann können Sie es jetzt loswerden unter der Nummer khrrrr kr kr.

– Ich notiere, – sagt plötzlich Wasja, – Moment: ich notiere.

Er holt tatsächlich einen angekauften Kugelschreiber aus der Tasche seiner Jeans und schreibt sich die Nummer in die linke Handfläche. Was soll das? sage ich, laß doch, hier gibt es vielleicht nicht mal ein Telefon, wie kein Telefon? sagt Wasja, steht auf und bewegt sich schwankend in Richtung Schlafzimmer, die linke Hand mit der notierten Nummer vor sich ausgestreckt. Die Tür zum Schlafzimmer ist zu, Wasja klopft, was willst du? meldet sich schließlich unser Freund, wir stören sie offensichtlich bei irgendwas, Mann, her mit dem Telefon, ruft Wasja, unser Freund schweigt, vielleicht überlegt er, ob die Frage an ihn gerichtet ist, Wasja trommelt weiter an der Tür, komm, Mann, ruft er, genug gefickt, her mit dem Telefon, wir ficken gar nicht, sagt unser Freund schnell, die Tür geht auf, und es erscheint ein nackter, behaarter Arm (da haben wir's, denke ich, stepan haljabarda ist überall), der das Telefon hält, Wasja steckt für alle Fälle seine linke Hand mit der Nummer in den Türspalt, damit die auch glauben, daß er das Telefon wirklich braucht, greift sich schnell den Apparat, dahinter schlängelt sich eine überlange schwarze Schnur, die Tür geht sofort wieder zu, und Wasja kommt zurück, jetzt, – sagt er, – werde ich diesen scheiß Moderator anrufen, wozu denn? frage ich, das erfährst du gleich, Wasja stellt den Apparat auf den Boden, checkt die Ziffern in der linken Hand und beginnt mit der rechten die Scheibe zu drehen,

den Hörer drückt er ans Ohr und sagt Moment, gleich werde ich dieser schwulen Socke

das waren die Spätnachrichten, von unserer Londoner Redaktion freundlicherweise übersetzt und zur Verfügung gestellt. Und ich, verehrte Hörerinnen und Hörer, schlage eine weitere musikalische Pause vor, aha, – sagt plötzlich der Moderator, – ich glaube, wir haben einen Anrufer, mal sehen, wer dran ist

was erzählen, Hallo, – sagt Wasja, – Hallo

und wer zu dieser späten Stunde noch nicht schläft. Hallo, Sie sind auf Sendung . . .

gleich sage ich dieser schwulen Socke die Meinung, nur noch einen Augenblick

sprechen Sie, Sie sind auf Sendung

da ist jemand, – Wasja streckt mir verwirrt den Hörer hin

na klar, – sage ich

und wer ist es? – fragt Wasja erschrocken

die schwule Socke, – sage ich, – der du die Meinung sagen wolltest. Also schieß los.

– Ich höre, – sagt der Moderator ein bißchen nervös, er quält sich ab mit diesem Job, muß aber weitermachen, hat keine Wahl.

- Hallo, – sagt Wasja für alle Fälle.
- Sie sind auf Sendung, – sagt der Moderator.
- Was? – Wasja versteht ihn nicht.
- Sprechen Sie.
- Was soll ich ihm sagen? – flüstert mir Wasja zu.
- Ich weiß nicht, – flüstere ich zurück. – Frag was zur Musik.
- Zur Musik?
- Ja, zu »Depeche Mode«. Weißt du was über »Depeche Mode«?
- Nee.
- Dann irgendwas anderes zu Musik. Spiel auf Zeit, verwirr ihn. Das ist die Hauptsache.
- Okay, – sagt Wasja angespannt und legt den Hörer ans Ohr. – Guten Abend.
- Wie heißen Sie? – fragt geduldig der Moderator.
- Warum fragen Sie?
- Das frage ich jeden, der durchgekommen ist.
- Wirklich jeden?
- Ja, jeden einzelnen, – beruhigt ihn der Moderator. – Also, wie heißen Sie?
- Also, – Wasja fängt an zu feilschen, – ich heiße ... Und wie heißen Sie?
- Ich?
- Ja, Sie.
- Ach, ich, – kokettiert der Moderator. – Na gut, lassen wir das. Was wollten Sie überhaupt?
- Von wem? – Wasja versteht ihn wieder nicht.
- Na, von mir.
- Was wollte ich denn? – fragt mich Wasja im Flüsterton.
- Woher soll ich das wissen? – sage ich ihm. – Sprich mit

ihm über Musik. Das Wichtigste ist auf Zeit spielen, kapiert?

– Kapiert, – sagt Wasja. – Mach's doch selber.

Er drückt mir den Hörer an den Mund, ich atme ein und spüre, wie stark er nach Ketchup riecht, als ob ihn jemand lange in einen Eimer mit Gewürzen gehalten hätte, der Ketchup läuft einfach den Hörer runter, ich muß gleich kotzen.

– Hör mal, – sage ich zu Wasja, – übernimm du, ich stell mal ne Stange Wasser in die Ecke. Hauptsache du paßt auf, was du sagst, nicht zu viel reden! Verstanden? – paß auf, was du sagst! Red nicht zu viel! Paß auf, was du sagst! – rufe ich schon aus dem Klo.

– Hallo, – macht sich der Moderator wieder bemerkbar. – Leben Sie noch?

– Paß auf, was du sagst! – sagt ihm Wasja finster.

– Wie bitte?

– Und red nicht zu viel! – fügt Wasja hinzu.

– Worüber wollten Sie denn reden?

– Keine Ahnung, – sagt Wasja, – über Musik.

– Über Musik?

– Ja. Von »Depeche Mode«.

– Wunderbar.

– Wirklich? – fragt Wasja mißtrauisch nach.

– Wunderbar, – versichert ihm der Moderator. – Hat Ihnen unsere Sendung gefallen?

– Nein, – sagt Wasja.

– Warum nicht? – fragt ihn der Moderator.

- Das über das Showbiz, - versucht Wasja zu erklären, - das hat mir nicht gefallen.
- Soso, - sagt der Moderator.
- Verstehen Sie, - Wasja wählt die Worte sorgfältig und spielt auf Zeit, - es ist ja nicht so, daß ich Showbiz nicht mag, obwohl eigentlich eher doch nicht.
- Und mögen Sie »Depeche Mode«? - Der Moderator hat sich offensichtlich auch entschlossen, auf Zeit zu spielen.
- »Depeche Mode«?
- »Depeche Mode«.
- Nein, mag ich nicht.
- Dann erzählen Sie uns vielleicht eine kleine Geschichte? Der Moderator läßt ihn nicht vom Haken.
- Eine Geschichte?
- Ja, irgendeine Geschichte.
- Okay, - Wasja ist einverstanden. - Erzählen Sie.
- Nein, - der Moderator wird nervös, - Sie erzählen.
- Warum ich? - Wasja ist auf der Hut.

Da komme ich zurück, na, was ist? Ich zeige auf den Hörer, ach, sagt Wasja, der Typ erzählt hier Geschichten, cool, hör mal, sagt er zu mir, wir sollten uns daheim Telefon legen lassen, super Sache.

- Also, wie sieht's aus? - meldet sich der Moderator zu Wort. - Wie steht's mit der Geschichte?

Wasja sieht mich fragend an.

- Erzähl ihm halt irgendwas, - flüstere ich ihm zu, - sonst werden wir ihn nie los.
- Von »Depeche Mode«? - fragt Wasja den Hörer.

- Von »Depeche Mode«, – der Moderator ist einverstanden.
- Okay, – sagt Wasja, – ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen, sie ist aber ... wie soll ich sagen ...
- Nicht ganz anständig? – kichert der Moderator.
- Nein, – sagt Wasja langsam. – Sie ist einfach traurig. Soll ich Ihnen eine traurige Geschichte erzählen?
- Aber sie handelt von »Depeche Mode«? – fragt der Moderator für alle Fälle nach.
- Von »Depeche Mode«, von »Depeche Mode«, – sagt Wasja, – keine Angst. Wieso sollte ich nicht von »Depeche Mode« erzählen? Aber es ist eine traurige Geschichte.
- Na okay, – stimmt der Moderator zu, – heraus mit Ihrer traurigen Geschichte. Daß sie mir aber auch wirklich von »Depeche Mode« handelt, – fügt er streng hinzu.
- Ja, – sagt Wasja, – von »Depeche Mode«. Als ich in der zehnten Klasse war, in Tscherkassy, hatte ich einen Freund, also, eigentlich war er nicht mein Freund, eher ein Klassenkamerad, verstehen Sie?
- Ich verstehe, – sagt der Moderator einfach.
- Er war im Prinzip ein normaler Typ, fiel nicht besonders auf, verstehen Sie, was ich meine?
-
- Er hatte aber einen Hau weg.
- Einen Hau weg?
- Ja, einen Hau weg. Verstehen Sie, er, wie soll man sagen
- Sie haben hier ja immer wieder über das Showbiz geredet, Platin und so, also, kurz gesagt, wir haben damals alle »Depeche Mode« gehört.
- Oh! – stößt der Moderator freudig aus, anscheinend geilt ihn öffentlich geäußerte Liebe zu »Depeche Mode« echt auf.

- Haben ihre Platten gesammelt, Fotos, Poster, erinnern Sie sich?
- Ja-ja-ja, – quakt entzückt der Moderator.
- Und da schenkte ihm einmal jemand, weiß nicht mehr genau wer, ein Gehan-Poster zum Geburtstag, verstehen Sie?

Wieder quakt der Moderator entzückt.

- Und er, verstehen Sie, im Prinzip war er ein normaler Typ, hängt dieses Poster im Klo auf und fängt an, vor Gehan zu wichsen, kapiert?
- Wieso wichsen? – fragt der Moderator bestürzt. Daß die Geschichte so traurig ist, hat er wohl nicht erwartet.
- Einfach so, – Wasja weiß nicht, wie er es am Telefon vorführen soll, – fing an, vor dem Gehan-Poster zu onanieren, kapiert?
- Entsetzlich, – sagt der Moderator. – Haben Sie versucht, ihm zu erklären, daß man so was nicht machen darf?
- Haben wir, – sagt Wasja, – er hatte aber einen Hau weg, kapiert? Er verheimlichte es gar nicht – kam von der Schule nach Hause, schmiß die Tasche im Korridor hin – und ab ins Klo.
- Und Sie?
- Wir nicht.
- Nein, das meine ich nicht.
- Ach, was sollten wir machen? Wir dachten, vielleicht mag der Kerl die Musik so sehr, vielleicht mag er Ihr »Depeche Mode« so, daß er sich nicht zurückhalten kann, ist doch im Prinzip nichts dabei, oder?
- Khrrrrrrrrr, – knarzt der Moderator.
- Aber wissen Sie was – irgendwann zum nächsten Geburtstag schenkten wir ihm eine Aufnahme von »Depeche

Mode«, dachten, er freut sich, bedankt sich dafür. Aber wissen Sie was? Er hört sich die Aufnahme an und sagt – was für einen Mist habt ihr denn da mitgebracht? Aber das ist doch, sagen wir, der Kerl, vor dem du jeden Tag wichst, der singt da. Gefällt dir das etwa nicht? Nein, sagt er, gefällt mir nicht. Und stellt den Kassettenrecorder aus. Hat danach nie mehr »Depeche Mode« gehört. Können Sie sich das vorstellen?

– Na ja, – sagt der Moderator ratlos. Man spürt, daß er gerne das Thema wechseln würde, aber welches andere Thema denn nach all dem. – Was ist dann weiter passiert? – fragt er endlich.

– Mit wem? – Wasja versteht nicht.

– Na, mit diesem ... mit Ihrem Wichser ... Entschuldigung – Ihrem Freund.

– Machte Geschäfte, – sagt Wasja kurz angebunden, – eröffnete in Tscherkassy eine Apothekenkette. Handelte mit Tromadol. Vor einem Jahr starb er an Diabetes.

– Nicht so viel wichen, – sagt der Moderator hämisch.

Eine Zeitlang herrscht Schweigen. Alle sind in ihre Gedanken versunken. Der Moderator hat aber offensichtlich nicht viele, denn er gibt als erster auf.

– So weit die lehrreiche Geschichte, verehrte Hörerinnen und Hörer, unseres mitternächtlichen Unbekannten. Ich muß aber sagen, daß Ihr Freund heute – hören Sie? – heute hätte er sich kaum zu einem solchen Schritt entschlossen.

– Warum denn nicht? – fragt Wasja beleidigt.

– Schon allein deshalb, weil Gehan heute keiner mehr ist, vor dem man, wie Sie es uns erzählt haben, onanieren kann.

- Was meinen Sie?
- Gehan hat sich stark verändert. Er hat sein Image verändert.
- Was?
- Na, sein Aussehen.
- Hörst du? – Bestürzt hält Wasja wieder mir den Hörer hin. – Er sagt, Gehan hat sich verändert.
- Frag ihn, ob er sich stark verändert hat, – rate ich ihm.
- Und, – sagt Wasja in den Hörer, – hat er sich stark verändert?
- Ja, Sie werden nicht glauben, seine alten Fans erkennen ihn nicht wieder. Es heißt, es kommt vom Heroin.
- Ist ihm, – sagt Wasja, – vielleicht was abgefallen?
- Im Gegenteil, – frohlockt der Moderator.

Wasja schaut mich bestürzt an. Ach du Scheiße, – denke ich.

- Ist ihm was gewachsen?
- Ja! – ruft der Moderator triumphierend.
- Was denn? – fragt Wasja.
- Raten Sie mal.
- Ein Arm?
- Nein, kein Arm.
- Ein Bein, – versucht Wasja zu raten.
- Nein, kein Bein!
- Ich mag es mir gar nicht vorstellen.
- Ein Bart! – ruft der Moderator nach einer effekthascherischen Pause.

Wasja schüttelt es.

- Und ist es ein großer Bart?
- Ein normaler.
- Und wem . . . sorry – wem sieht er jetzt ähnlich?
- Na, ich weiß es nicht, – sagt der Moderator irgendwie geziert, – kommt darauf an, mit wem man ihn vergleicht. Welche bekannte Persönlichkeiten mit Bart kennen Sie denn?
- Santa Claus, – sagt Wasja.
- Nicht doch, – der Moderator ist beleidigt. – Ich rede von realen Menschen. Die es wirklich gibt.
- Wie – Santa Claus gibt es gar nicht?
- Natürlich nicht.
- Echt, Mann? – stichelt Wasja. – Und da bist du selbst draufgekommen?
- Worauf denn? – Der Moderator versteht nicht.
- Auf das mit Santa Claus. Muß man erst mal draufkommen, daß es Santa Claus nicht gibt. Eher gibt es dich und dein beschissenes Radio und all die mongolischen Milizionäre nicht.
- Was für Milizionäre? – Der Moderator versteht nicht.
- Die mongolischen, – sagt Wasja.

Am anderen Ende des Äthers tritt eine schwere Pause ein. Ich mache Wasja Zeichen – gib mir den Hörer, laß mich mal versuchen, du kommst nicht weiter, was versteifst du dich auch auf Santa Claus, okay, der Typ weiß nicht, daß es Santa Claus gibt, was soll's, ist vielleicht ein Altgläubiger oder so, hatte vielleicht eine schwere Kindheit, Vater Offizier und Mutter Mathelehrerin, und du machst ihn zusätzlich fertig, gib schon her den Hörer.

- Hallo, – sage ich, – hören Sie mich?
- Ja, – reagiert der Moderator erfreut, – Sie mich auch?

- Schon seit über einer Stunde, – sage ich. – Mein Freund mußte leider weg und konnte Ihre faszinierende Erzählung nicht mehr zu Ende hören. Was ist nun mit unserem Dave? Wem sieht er ähnlich?
- Aha, – sagt der Moderator, merkt wohl gar nicht, daß jetzt jemand anderer mit ihm spricht, – nennen Sie noch ein paar berühmte Barträger.
- Lew Dawidowitsch Trotzki, – sage ich nach einigem Überlegen. – Oder sagen Sie, daß es auch keinen Trotzki gibt?
- Nein, – sagt der Moderator peinlich berührt, – wieso denn – Trotzki gibt es.
- Aha, sehen Sie, – sage ich, – also ist Ihnen doch noch etwas heilig.
- Ja, – sagt der Moderator, – ein bißchen was schon. Aber Dave sieht ihm nicht ähnlich.
- Nicht ähnlich?
- Kein bißchen.
- ZZ Top, – sage ich.
- Daneben.
- Also okay, – sage ich. – Castro.
- Was?
- Castro. Fidel Castro. Sieht er Fidel ähnlich?
- Fidel? Ja, – sagt der Moderator schließlich, – Fidel sieht er ein bißchen ähnlich. Dem jungen, versteht sich, – verbessert er sich sofort. – Ja, dem jungen Fidel sieht er ein bißchen ähnlich. Ich habe mir kürzlich ihr Konzert auf Video angeschaut – die Kollegen von der Londoner Redaktion haben es uns geschickt, und dort erinnert er wirklich irgendwie an den jungen Fidel. Ein phantastisches Schauspiel, stellen Sie sich nur mal vor – Zehntausende Fans von Depeche Mode, da kommt Fidel raus und fängt

an, mit Gehans Stimme zu singen. Können Sie sich das vorstellen?

– Wissen Sie, – sage ich nach einer kurzen Pause, ich verstehe ja, daß er bestimmt älter ist als ich, meistens versuche ich, mich trotzdem ganz normal zu unterhalten, aber jetzt erzählt der Typ echt Mist. – Wissen Sie, – sage ich, – erzählen Sie uns nicht so was. Und wissen Sie warum?

– Warum? – fragt der Moderator bestürzt.

– Weil, – fahre ich fort, – wir Ihnen hier die ganze Zeit ehrlich zugehört, uns im Prinzip alles angehört haben – das mit den Matrosen, der Polizei und den Rochen.

– Rochen? – Der Moderator versteht mich nicht.

– Genau, die Zitterrochen. Aber erzählen Sie uns nichts von Fidel. Und wissen Sie warum?

– Warum? – fragt der Moderator zurück.

– Weil mein Freund und ich hier sitzen – in einer fremden Wohnung, in fremden Möbeln, zwischen Ketchup und Schokolade, und es gerade mal schaffen zu überleben. Und wissen Sie warum? Einfach deswegen, weil wir schon den zweiten Tag unseren Freund suchen, unseren Freund Zündkerze, und wissen Sie, warum wir ihn suchen? Weil, – ich finde nur schwer die passenden Worte, – sein Vater vor ein paar Tagen umgekommen ist, eigentlich nicht der Vater, sondern der Stiefvater, ist aber scheißegal, wer da umgekommen ist, wir können den verfuckten Zündkerze schon den zweiten Tag nicht finden, und davon geht es uns so mies, daß wir hier sitzen und alles schlucken, was wir in die Finger kriegen, kapiert? Weil wir mit Tabak und Shit, Fusel und Spiritus vollgepumpt sind, mir persönlich steht das bis hier, im wahrsten Sinne des Wortes.

– Aha, – kann sich der Moderator endlich wieder einschalten, – also, Ihr Freund hat den Vater verloren.

- Den Stiefvater, – korrigiere ich ihn.
- Geschenk, – sagt der Moderator ungeduldig. – Und deswegen trinken Sie Wodka und konsumieren leichte Drogen?
- Nein, – sage ich, – nicht ganz. Wodka trinken wir einfach so, verstehen Sie?
- Ich verstehe, – sagt der Moderator etwas unsicher.
- Und zwar schon lange, – füge ich hinzu. – Und wissen Sie was, ich spüre, das alles nimmt kein gutes Ende, wir fallen einfach in Löcher, verstehen Sie, was ich meine? Immer öfter, es werden auch immer mehr Löcher, und ich schaffe es einfach nicht mehr rauszuklettern, sie saugen einen regelrecht an, und das Hineinfallen wird immer schmerzhafter, verstehen Sie, wovon ich rede? eigentlich alles paletti, wir sitzen hier und hören Ihre blöde Sendung, sogar Ihre Milizionäre . . .
- Was für Milizionäre? – Der Moderator versteht nicht.
- Unwichtig, – sage ich, – darum geht es nicht, klar? es geht darum, daß das alles kein gutes Ende nehmen kann, und zwar einfach deswegen, weil ich mir nichts Gutes vorstellen kann dort – vor uns, es kann dort einfach nichts Gutes geben, weil – wenn es, das Gute, jetzt noch nicht da ist, warum sollte es dann in der Zukunft auftauchen, können Sie mir das mal sagen? dort kann es einfach nicht sein, wir tasten uns vorwärts wie Zitterrochen unter Wasser und glauben selbst nicht, daß wir wirklich irgendwohin müssen.
- Ja? – sagt der Moderator verwirrt. – Wissen Sie, das ist sehr interessant.
- Was findest du interessant? – Ich verstehe nicht.
- Also alles, was Sie uns gerade erzählt haben. Sehen Sie, verehrte Hörerinnen und Hörer, – spricht er in die kosmische Leere, – ungefähr davon habe ich die ganze Zeit gere-

det. Hiermit beenden wir nun unser Jugendprogramm, es moderierte khrrrrr khrrrrr. Und Sie, – offensichtlich meint er mich persönlich, – bleiben Sie bitte noch einen Moment dran, als derjenige, der die interessanteste Frage des Abends gestellt hat, überreichen wir Ihnen mit Vergnügen den Preis, der uns von unseren Kollegen aus der Londoner Redaktion freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde – die in Großbritannien veröffentlichte letzte Platte von stepan haljabarda »Die Bitten der Mutter«.

– Wie??? – frage ich.

– Die Bitten. Bitten der Mutter, – sagt der Moderator. – Mit ‚B‘, – fügt er aus irgendeinem Grund hinzu.

Die letzten Akkorde verklingen, das Radio verstummt, im Hörer raschelt es, weil ihn jemand quakend ans kosmische Ohr legt.

– Hallo, – höre ich die bekannte Stimme, diesmal aber viel näher.

– Hallo, – stimme ich zu.

– Sind Sie noch da?

Ich sehe zu Wasja hinüber, der hat sich an den geilen Superphono gelehnt und fährt mit den Händen über die beleuchteten Namen der sowjetischen Hauptstädte, kratzt mit dem Fingernagel das Wort »Prag« weg, warum gerade Prag – keine Ahnung.

– Ja, sage ich, – wir sind noch da.

– Wissen Sie, – sagt der Moderator, – entschuldigen Sie, das ich Sie aufhalte – ich habe gar keine Platte.

– Na Gott sei Dank, – sage ich.

- Das heißt, ich hatte eine, aber letzte Woche habe ich sie unseren Sponsoren geschenkt. Sie hatten versprochen, die Renovierung des Studios zu finanzieren, und da wollte ich ihnen etwas Gutes tun. Und habe ihnen die Platte geschenkt.
- O mein Gott, – sage ich.
- Ich wollte Sie was fragen, wenn Sie nichts dagegen haben, natürlich. Darf ich?
- Sie dürfen, – sage ich.
- Sagen Sie, stimmt es wirklich, daß Sie Wodka trinken und leichte Drogen konsumieren?
- Ja, stimmt, – sage ich zögernd.
- Ehrlich?
- Mhm.
- Und bei mir, – sagt er traurig, – hat’s zusammen nie geklappt. Entweder Wodka oder Shit, verstehen Sie?
- Alles Übungssache, – sage ich.
- Und wie fühlen Sie sich dabei?
- Wie wir uns dabei fühlen? – frage ich.
- Ja, wie fühlen Sie sich dabei?
- Wissen Sie, – sage ich, – ich fühle mich wie ein Fluß.
- Wie ein Fluß?
- Ja. Wie ein Fluß, der gegen die eigene Strömung fließt.

Da legt der Moderator auf – wortlos, theatralisch.

20.06.93 (Sonntag)

0.05

- Ich bin müde.
- Kannst im Zug pennen.

- Klar, – sage ich. – Im Zug. Mit dem Waggon voller Armeebgänger. Oder Pilzsammler. Oder Milizionäre.
- Ein Waggon voller Milizionäre? – wiederholt Wasja skeptisch. – Also ich weiß nicht.
- Los, gehen wir, – sage ich, und wir machen uns fertig.

Kakao läßt uns raus, habt ihr verstanden? fragt er wieder – bis Kinzewa, dort umsteigen, in Wuslowa raus aus dem Zug, dann ist es schon fast um die Ecke, nur noch ein paar Stunden, – fügt er hinzu und drückt uns eine Broschüre in die Hand, was ist das für eine Scheiße? fragt Wasja, nehmt, sagt Kakao, und möge die göttliche Offenbarung mit euch sein. So ein Arsch, sagt Wasja, als die Tür hinter uns zuschlägt, echt ein Arsch, sage ich, wir gehen runter und sehen im Erdgeschoß neben dem Aufzug Dogs Körper, Dog, rufe ich, du, er ist bestimmt tot, Moment mal, beruhigt mich Wasja, geht zum Dog-Körper und dreht ihn auf den Rücken, Dog ist ganz vollgekotzt, lebt aber noch, ein bißchen länger, und er wäre gestorben, an seiner eigenen Kotze erstickt, ein echter Hendrix, ohne Worte, wie könnte er so vor Gott treten – weiße Schnürsenkel an den Springerstiefeln und ganz vollgekotzt, wir stützen ihn, Dog, sagen wir, Dog, wach auf, er kommt zu sich, erkennt uns sogar, ich habe mich verirrt, sagt er, bin rausgegangen, hab Wodka gekauft, komm zurück und weiß nicht mehr wohin, hab hier gegessen und auf euch gewartet, und wo ist der Wodka? fragt Wasja, den Wodka hab ich getrunken, sagt Dog, es hat angefangen zu regnen, war kalt, ich dachte, ihr kommt und sucht mich, okay, – sagt Wasja enttäuscht, kannst du aufstehen? ja, alles in Ordnung, – Dog erhebt sich, und wir gehen raus auf die Gogol-Straße.

0.30

- Was machen wir jetzt? – fragt Wasja.
- Laß uns heimfahren, – sage ich.
- Und Zündkerze?
- Zündkerze? Mit Zündkerze ist alles okay. Und der hier fährt bestimmt nirgends hin. Willst ihn ja wohl kaum bis Wuslowa mitschleppen oder?
- Alles paletti, – sagt Dog. – Bin in Ordnung. Ich kann fahren.
- Vielleicht besser nach Hause? – frage ich.
- Nein, – sagt Dog. – Bloß nicht nach Hause.
- Okay, – sage ich. – Aber wie wollen wir hinkommen? Ganz ohne Knete.
- Hätten uns bei diesem Arsch was leihen sollen, – sagt Wasja.
- Bei dem will ich mir nichts leihen, – sage ich.
- Was tun?
- Hör mal, – sagt plötzlich Dog, – Marusja hat dir doch was für den Molotow gegeben.
- Richtig, – sage ich. – Hab ich total vergessen. – Ich greife in die Tasche und hole einen soliden grünen Zwanziger raus. – Cool, – sage ich. – Das heißt, wir haben einen Haufen Kohle. Müssen nur irgendwo wechseln. Und nicht gleich alles ausgeben.

0.45

Wir lösen unseren Zwanziger an einem nahen Kiosk ein, und kaum, daß wir den Betrag in nationaler Währung nachgezählt haben, werden wir von einer Streife geschnappt. Fragen nicht mal nach unseren Papieren. Der natürliche Kreislauf des Wassers.

1.25

- Junge?
- Mykola Iwanowytsh ...
- Hab dir doch gesagt, so was darf nicht mehr vorkommen.
- Mykola Iwanowytsh, ich kann alles erklären.
- Was kannst du, verdammte Scheiße, schon erklären?
- Mykola Iwanowytsh ...

Okay, sagt Mykola Iwanowytsh zur Streife, ich kümmere mich um sie, gehören die zu dir? fragt er mich und zeigt auf Wasja und Dog, zu mir, sage ich, zu mir, und der Vollgekotzte hier? er zeigt noch mal auf Dog, auch zu mir, sage ich, also gut, kommt mit, ich kümmere mich um sie, sagt er nochmal zur Streife, rede in MEINEM Büro mit ihnen, klar? Genosse Hauptmann, sagt die Streife, und was ist mit unserem Plansoll, verpißt euch, sagt Mykola Iwanowytsh, kapiert? kapiert, sagt die Streife traurig und geht wieder auf die Pirsch, Plansoll erfüllen.

- Also folgendes: Ihr beide bleibt hier im Korridor sitzen und wartet. Und du, - zeigt er auf mich, - kommst mit.
- Gut, - sage ich und betrete sein mit Propaganda vollgehängtes Büro. - Sie haben aber viele Poster hier, - sage ich.
- Quatsch bloß nicht rum, verdammte Scheiße, - regt sich Mykola Iwanowytsh auf. - Quatsch bloß nicht rum. Dir werd ich's zeigen, kleines Arschloch. Was hab ich dir gesagt? Ich bring dich um, wenn du mir noch mal unter die Augen kommst. Stimmt's oder hab ich recht?
- Stimmt.
- Und?
- Mykola Iwanowytsh ...

- Was?
- Verzeihen Sie mir. Ich wollte heute nicht trinken. Verstehen Sie . . . Wir kommen gerade vom Leichenschmaus.
- Wo kommt ihr her?
- Vom Leichenschmaus.
- Von welchem Leichenschmaus?
- Der Dekan . . . – presse ich hervor.
- Was?
- Der Dekan, – sage ich. – Ist am Freitag gestorben. Heute war die Beerdigung. Wir haben auf dem Friedhof ausgeholfen. Wissen Sie, das Grab schaufeln, den Sarg zuschütten.
- Wirklich? – fragt Mykola Iwanowytsh bestürzt.
- Mhm.
- Und warum läufst du ohne Schnürsenkel rum?
- Die haben Sie mir doch weggenommen, Mykola Iwanowytsh.

Mykola Iwanowytsh schweigt lange und traurig, die Schnürsenkel gibt er mir aber nicht zurück.

- Ach, Junge, Junge. Was soll ich bloß mit dir machen?
- Weiß nicht, – sage ich. – Keine Kohle. Dekan tot.
- Wie hat er denn geheißen, dein Dekan?
- Weiß der Kuckuck.
- Wie?
- Na, er hatte so einen komischen Namen, verstehen Sie . . .
- Ich verstehe, – sagt Mykola Iwanowytsh nachdenklich.
- Was ist das nur für ein beschissenes Land? – sagt plötzlich Mykola Iwanowytsh. – Die Leute sterben wie die Fliegen. Mein Sohn liegt auf der Intensivstation.

- Wie, auf der Intensivstation? – frage ich.
- Also vor drei Tagen ist er nachts in eine Apotheke eingebrochen. Vitamine holen, sagt er. Na, ich weiß schon, was das für Vitamine sind, mich kannst du nicht an der Nase herumführen, mit MEINER Lebenserfahrung.
- Und?
- Das kleine Arschloch ist durch die Fensterluke reingeklettert, hat dort irgendwelche Tabletten genommen, eine ganze Packung geschluckt, und als er zurück wollte, machte er schlapp. Blieb im Fenster stecken.
- O mein Gott, – sage ich.
- Ja, – Mykola Iwanowytsch studiert nachdenklich eines der Plakate hinter meinem Rücken. – Morgens kommen die Leute zur Apotheke und sehen, da hängt einer im Fenster und atmet nicht. Haben Schiß gekriegt, dachten, aus – der ist tot, aber als sie näher kommen, sehen sie, er atmet doch noch.
- Na super, – sage ich.
- Was heißt hier super? Beim Rauskriechen hat er sich was verrenkt, dazu hatte er auch noch meine Jacke an, stell dir mal vor, MEINE Jacke, also, mit einem Wort, ist stekengeblieben, kein Vor, kein Zurück. Dabei ist er auf Turkey.
- Und dann?
- Sie haben den Rettungswagen gerufen. Die Sanitäter sagen – wir können ihn da nicht rausholen, er reißt sich alles auf oder erstickt dabei, was sollen wir also tun? fragen sie die Sanitäter, was tun, sagen die Sanitäter, was tun, keine Ahnung, sagen sie, laßt ihn hängen, bis er von selbst rausfällt, er ist doch auf Turkey, sagen sie, wenn er auf Turkey ist, gebt ihm was, damit er nicht ins Gras beißt. Und diese Idioten, stell dir mal vor, haben wirklich angefangen, ihn

mit Rauschgift zu füttern. Und er, das kleine Arschloch, hat alles, was er braucht, denkt gar nicht dran, da rauszukriechen, stell dir mal vor, da hängst du in einer fremden Jacke und kriegst noch Drogen gefüttert.

– Geil, – sage ich.

– Ja, – sagt Mykola Iwanowytsch . . . – Was heißt hier geil? Hat nicht mal seinen Namen genannt, der Hund. Ich komme vom Dienst heim, und meine Alte heult – unser Sohn ist verschwunden. Verstehst du? Gut, daß sie am nächsten Tag in seiner Tasche MEINEN Ausweis gefunden haben.

– Und warum haben sie ihm in die Taschen gegriffen? – frage ich.

– Ich denke, sie hatten es satt, ihm Tabletten in den Rachen zu schmeißen. Kurz gesagt, am nächsten Tag, schon gegen Abend, haben sie mich gefunden. Zusammen haben wir ihn dann rausgezogen.

– Dann kam er also auf die Intensivstation, nachdem Sie mit ihm fertig waren?

– Was soll das heißen? – Mykola Iwanowytsch wird mißtrauisch, – denkst du etwa, ich hätte ihn geschlagen?

– Nein, überhaupt nicht.

– Ich habe ihn überhaupt niemals geschlagen. Gar keinen Bock drauf. War ganz dehydriert, verstehst du? saß doch fast zwei Tage fest, nur auf Tabletten.

– Wow, – sage ich.

– Ja, – fügt Mykola Iwanowytsch nachdenklich hinzu.

2.05

– Kennst du den etwa?

– Ja, wir sind uns schon mal begegnet.

– Na, du hast ja geile Bekannte.

- Sei froh, daß er uns hat laufen lassen. Sonst säßen wir jetzt in einer Zelle.
- Die letzte Flasche Kognak hat er uns abgenommen. Was machen wir bloß, ganz ohne Kognak?
- Du kriegst doch sowieso Sodbrennen davon.
- Okay, laßt uns endlich irgendwo hinfahren. Ist ja fast, als hätten sie ne Ausgangssperre verhängt, – und Wasja zerrt mich vom Eingang des Reviers weg.

Moment, sage ich, ich muß pullern, später, Wasja wird nervös, kannst später pullern, ich muß, sage ich, gehe um die Ecke des mit Gaskammern gefüllten grauen Gebäudes, und noch bevor ich mein dunkles Geschäft erledigt habe, kommt Mykola Iwanowytsch um die Ecke, rennt irgendwo hin, bemerkt mich aber trotzdem, nickt traurig, ach Junge, sagt er und verschwindet in der Nacht.

2.35

Wir gelangen ohne weitere Zwischenfälle zum Bahnhof, der Taxifahrer rümpft die ganze Zeit die Nase und lüftet den Innenraum, der vollgekotzte Dog regt sich darüber auf, aber wir halten ihn zurück, am Bahnhof fängt Dog an zu schreien, daß wir diesen Bastard nicht bezahlen sollen, daß er uns die ganze Zeit böse angeschaut hat, aha, sage ich zu Dog, hat dich wohl verwünscht mit seinem bösen Blick, beruhig dich doch, der Fahrer kriegt es mit der Angst, auch Wasja versucht, Dog zu beschwichtigen, wir zahlen, was wir schuldig sind, und gehen in den Bahnhof.

3.45

Der Zug fährt ätzend langsam, die Waggons sind kalt und leer, offensichtlich hat gerade jemand den Fußboden ge-

wischt, vielmehr nicht gewischt, sondern ausgiebig mit kaltem Schmutzwasser übergossen, wir zittern, auf dem Bahnhof haben wir Dog gebeten, am Kiosk was Eßbares zu kaufen, Dog hat zwei Eineinhalb-Liter-Flaschen Mineralwasser gekauft, die hält er jetzt, wir sitzen im leeren kalten Waggon, keine Pilzsammler, keine Armeeabgänger, nicht mal Miliz gibt es hier, sämtliche Milizionäre erfüllen ihr Plansoll in einem Stadtteil, wo es noch lebende Menschen gibt, jemanden, den man in die Gaskammer sperren kann, wir haben unsere Ausgangssperre überstanden und versuchen jetzt, wegzukommen, irgendwohin.

Nur Kinder sind im Waggon, schon als wir eingestiegen sind, haben sie dringesessen, sind mit aus dem Depot gekommen, vor Wasja und mir hätten sie bestimmt keine Angst gehabt, haben wohl vor nichts Angst, man hat den Eindruck, daß sie schon alles erlebt haben, auch den Tod, als sie aber den düsteren, vollgekotzten Dog sehen, kriegen sie Schieß und drängen sich zusammen, wo kommt ihr her? fragt Wasja, und sie erzählen irgendwas, daß sie hier in diesem Zug wohnen, in den Waggonen übernachten, vor allem jetzt, wo es so oft regnet, sie fahren bis nach Kinzewa, dann zurück in die Stadt, manchmal übernachten sie im Revier, aber die Miliz läßt sie in der Regel laufen, damit sie kein Ungeziefer in die Zellen einschleppen, so leben sie, übrigens gar kein schlechtes Leben, nicht das schlechteste.

Endlich stehen sie auf und gehen in den nächsten Waggon. Für sie ist es wie von der Küche ins Wohnzimmer gehen, sie haben diesen Zug besetzt und fahren nun mechanisch immer dieselbe Strecke, verlorene Seelen.

Ich versuche einzuschlafen, werde aber immer wieder aus dem Schlaf gerissen wie ein ungeschickter Surfer aus der Welle und beginne, leise zu stöhnen.

- Ist dir schlecht? – fragt Wasja.
- Meine Nieren nölen.
- Bist ganz durchgerüttelt.
- Mhm, durchgerüttelt. Durchgerüttelt, klar.

In den kurzen Momenten, wo ich doch auf meiner Welle stehe, mich auf dem Brett halten kann und nach unten fliege, träume ich von zwei Engeln – der eine ein bißchen größer, der andere ein bißchen dicker, sie gehen in den Flur hinaus und fangen an, sich gegenseitig zu verkloppen, die Federn fliegen, ihre langen Frauennägel, mit denen sie sich gegenseitig das Gesicht zerkratzen und unter denen das Salz des Himmels geronnen ist, blitzen in der Luft wie die Schere in der Hand eines geübten Schneiders, sie boxen sich ins Gesicht, und schon sind ihre Fäuste blutverschmiert, plötzlich geht einer von beiden zu Boden, schlägt mit dem Kopf auf die kalten Flurfliesen, und der gewonnen hat – der größere – geht zu ihm und küßt ihn auf die dicken blutigen Lippen, aus denen jetzt pasteurisierte Milch fließt. Ich träume, daß ich die Lunge dieses Engels bin, ich spüre, wie jemand ihn – meinen Engel – lange und ausdauernd tritt, genau die Stelle seines dicken Körpers, wo ich mich befinde, mit schweren Fußballstiefeln, langsam drehe ich mich in seinem Körper, übersät mit Striemen und Wunden, aus meinen Wunden fließt Milch, ich versuche, den Tritten auszuweichen, aber ich kann nirgendwohin ausweichen, weil ich vollständig von demjenigen abhängig bin, in dessen Körper ich stecke, der mich mit seinem Körper schützt und der mich die ganze Zeit ausnutzt, mir bleibt nichts anderes übrig, als zu leiden und zu beobachten, wie die Milch aus all meinen Poren, aus jedem Riß, jeder Wunde fließt, aus mir herausfließt wie mein Schmerz, meine Angst, mein Leben.

Ich träume von meinem Engel, er ist tot, und man bringt ihn weg, um seinen toten besiegten Körper zu verbrennen, man schleift ihn über den schwarzen Fußboden des Leichenhauses wie ein totes Huhn, Blut und Milch haben sich in seinen Federn vermischt und ziehen eine blutige Spur, man zerzt ihn in ein großes Zimmer, legt ihn auf einen Metalltisch und zieht ihm die Reste seiner Kleider aus – die schwarzen Buchhalter-Ärmelschoner, den grauen Business-Anzug, die gelben italienischen Schuhe, die schwarzen Socken, die blaue Unterhose, das weiße Unterhemd, dann nimmt einer das Skalpell und beginnt mit der Autopsie, schneidet die Leiche von der Gurgel bis zum Bauch auf und betrachtet die kaputten und ausgemergelten Innereien, von Ameisen, Bienen und Spinnen ausgefressen und dann mit fetter pasteurisierter Milch gefüllt. Der Schnitt folgt einer Tätowierung auf seinem Körper – ein altes verblaßtes Kruzifix, gelber Jesus auf einem jodgrünen Kreuz. Jesus hat das Skalpell fast unbeschadet überstanden, das Kruzifix dagegen ist in zwei Teile geborsten, nur wenn man den Brustkorb wieder zunähen würde, könnte man sich vorstellen, wie das alles ursprünglich ausgesehen hat.

4.40

In Tschuhujiw steigen wir nicht aus. Irgendwo in der Stadt, denke ich, wälzt Kakao gerade seinen dicken und verschwitzten Körper im Bett herum. Er würde uns verfluchen, wenn er das wüßte. Aber der Zug hält in Tschuhujiw nur anderthalb Minuten, der Bahnhof von Tschuhujiw ist in dieser stürmischen Nacht naß und unwirtlich, und auch wenn wir eineinhalb Tage hier stehenblieben, würde ich meinen Waggon nicht verlassen, obwohl das in den Augen

der Donbass-Intelligenz bestimmt keine valablen Gründe sind. Wie auch immer – wir steigen nicht aus. Niemand steigt aus.

5.30

In Kinzewa suchen wir nach einer Bank, um die nächsten paar Stunden abzuwarten, bis zum Anschlußzug, aber hier gibt's plötzlich wirklich Armeeabgänger und Pilzsammler, alle Bänke im Wartesaal sind von dubiosen Subjekten besetzt, wir gehen also wieder hinaus auf den einzigen Bahnsteig, die Lautsprecher nennen ihn pathetisch Bahnsteig Nr. 1, als ob es hier noch einen zweiten gäbe, etwa hundert Meter vom Bahnhof entfernt sieht man eine hohe Fußgängerbrücke, die über diesem ganzen Panorama hängt, geil, sage ich, laßt uns auf die Brücke gehen, schlafen kann man hier sowieso nicht, wir steigen die Metalltreppe hoch und betrachten die Landschaft, ins Unendliche verzweigte Schienen, zusammengeschobene Güterwagen, Kesselwagons, Schotter, Signale, Bäume, Nebel, Bahnhofsgebäude, alles mögliche, aber nichts, worüber man sich unterhalten könnte, also sitzen wir schweigend hier, in Wolken und Nebel, betrachten die ganze verkrüppelte Eisenbahninfrastruktur und trinken kaltes Mineralwasser.

7.25

Endlich kommt unser Zug, wir zwängen uns durch die schläfrige Menschenmenge und fahren in Richtung Wuslowa. Zwei weitere Stunden Leben. Zwei normale Morgenstunden, warum nicht.

Schade, daß man keine Gelegenheit zum Schlafen hat, also ich zum Beispiel kann in vertikaler Lage nicht lange schlafen, das demütigt mich irgendwie, entsetzlich – sitzen und

schlafen oder stehen und schlafen, ihr versteht schon, da verschlechtert sich auch noch das Wetter, von überall ziehen Wolken auf, dabei hat alles so gut angefangen – Nebel, Gleise, Kesselwaggons, und plötzlich so ein Mist, schon wieder Regen, wieder diese ganze himmlische Öde runter auf unsere Köpfe, ich schaue nervös aus dem Fenster, ist aber sowieso alles klar – gleich geht's los, ätzend, das alles mit anzusehen, keine Ahnung, wie ich das erklären soll – ich nehme es immer persönlich, wenn das Wetter umschlägt, eine Respektlosigkeit gegenüber meiner Person, obwohl es das Wetter bestimmt nicht persönlich meint, okay, aber ich habe diesbezüglich meine eigene Meinung. Bleibt nur Lesen. Wasja holt zwei Broschüren aus der Tasche, hat diese zwei Broschüren offensichtlich die ganze Zeit mit herumgeschleppt, jetzt schaut er, was da geschrieben steht, gibt eine mir, die andere Dog, aber es geht nicht auf, weil wir doch zu dritt sind, es aber nur zwei Bücher gibt. Eins davon schaffe ich sogar durchzulesen.

Buch Nr. 1

KNALLVASELINE

(Bibliothek des fleißigen Werktätigen)

Zusammenfassung

Lieber Freund!

Du hältst ein außergewöhnlich interessantes und lehrreiches Buch in den Händen, das dir, wenn du die Materie verinnerlichst, helfen wird, die Prinzipien und Tendenzen der Entwicklung der sozialen Produktionsverhältnisse in unse-

rer Gesellschaft nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch besser zu verstehen. Entwickelt und niedergeschrieben von der humanitär-technischen Abteilung des Donezker Gebietskomitees der Partei, wird dieses Buch zu deinem besten Freund und Ratgeber bei deiner Annäherung an die unabänderlichen Prozesse der Dialektik und den permanenten Verfall des Kapitals, die der Genosse Trotzki, L. D. so weitsichtig vorhergesagt hat.

Empfohlen für die häusliche Lektüre sowie das kollektive Studium in professionell-technischen Zirkeln, Arbeitskollektiven, Stätten des Freiheitsentzugs, Arbeits- und Ferienlagern.

Für Schüler der mittleren und oberen Klassen.

Hochachtungsvoll – Partei der Ukrainischen Kommunisten

Einführung

*Statt einer Einführung. Teil 1
Explosive Stoffe, die der Werktätige
in erster Linie benötigt*

I. I

Genosse!

Stell Napalm her!

Napalm ist ein Brandsatz. Napalm besteht aus Benzin, Schmieröl und Aluminiumpulver. Die zur Herstellung von Napalm benötigten Bestandteile kann und muß man sich im Produktionsprozeß oder im Haushalt besorgen oder stehlen.

Tips zur Herstellung:

Genosse! Der Brandsatz wird zur Vernichtung von Mensch und Maschine des Gegners verwendet. Besser – von Mensch. Gleichzeitig aber entzündet Napalm sogar problemlos die Außenwand eines Panzers, falls der Gegner über einen solchen verfügt. Dabei kann JEDER Schüler Napalm herstellen. Wird meist als Brennstoff für Flammenwerfer oder in Brandbomben verwendet.

Anmerkung: Wenn du über einen Flammenwerfer verfügst, raten wir dir zum Gebrauch dieser Brandwaffe. Bei Bedarf kannst du dir einen Flammenwerfer in der nächsten Kaserne oder im Haushalt besorgen oder dem Werkschutz abluchsen.

1.2

Genosse!

Fertige Magnesiumsprengstoff!

Magnesiumsprengstoff ist ein Sprengstoff mittlerer Stärke. Er besteht aus Magnesiumpulver oder -spänen und Kaliumpermanganat. Kaliumpermanganat hast du, Magnesiumpulver oder -späne kann und muß man sich in Werkshallen, Lagern oder Handelsbetrieben volkswirtschaftlichen Profils besorgen. Kann gestohlen werden.

Tips zur Herstellung:

Nicht am Kaliumpermanganat sparen, Genosse! Das Gemisch explodiert unter Einwirkung einer offenen Flamme innerhalb von wenigen Sekunden. Das Aufblitzen während der Explosion ist viel heller als das Blitzlicht beim Fotografieren, es bildet sich auch weißer Rauch in größerer Menge.

Anmerkung: Keinesfalls in den Blitz schauen, schlimmstenfalls kannst du dabei das Augenlicht komplett verlie-

ren. Im Prinzip ist es besser, auch nicht direkt in den Foto-
blitz zu schauen, obwohl dies einige Probleme beim
Fotografieren verursacht.

Sogar in kleineren Mengen ist Magnesiumsprengstoff sehr
gefährlich, so kann zum Beispiel ein damit gefüllter Druck-
behälter den Menschen in kleine farbige Stücke zerfetzen,
wenn dieser sich nicht mehr als zwei Meter vom Spreng-
stoff entfernt befindet.

Ist der Mensch weiter davon entfernt, wird er einfach nur
getötet.

1.3

Genosse!

Bastle dir einen Molotowcocktail!

Ein Molotowcocktail ist kein richtiger Cocktail, es ist ein
Brandsatz. Der Cocktail besteht aus Benzin und Schmieröl.

Tips zur Herstellung:

Diese Brandbombe führt unter glücklichen Umständen
zum Entflammen des Objekts. Ein »Molotowcocktail« ist
eine gewöhnliche Glasflasche, aus der das ursprüngliche
Getränk entfernt wurde. Eine Flasche hast du, Benzin und
Schmieröl kann und muß von landwirtschaftlichen Ma-
schinen oder öffentlichen Verkehrsmitteln abgezapft oder
dem Werkschutz entwendet werden. Als Docht für den
Cocktail dienen in den Flaschenhals eingeführte alte Stoff-
fetzen. Die Fetzen können aus alten Blaumännern, Trans-
parenten oder anderen Propaganda-Elementen geschnitten
werden. Die Flasche wird mit einem Korken verschlossen
und so, mit angezündetem Docht, in Richtung des zu ent-
zündenden Objektes geworfen. Die Bombe entzündet das
Objekt, wenn sie an seiner Oberfläche zerschellt. Der

Feind ist nicht imstande, die Flammen mit Wasser zu löschen.

Anmerkung: Bleib vorsichtig bei der Herstellung und Entzündung, achte darauf, daß der Korken die Flasche dicht verschließt, damit keine Benzindämpfe austreten, die eine vorzeitige Explosion auslösen können! Die Bombe ist nicht geeignet für die Entzündung weicher Gegenstände, da sie an ihnen nicht zerschellen kann, beachte dies bei der Wahl des Objektes.

1.4

Genosse!

Benutze Knallvaseline!

Knallvaseline ist ein Sprengstoff. Knallvaseline besteht aus Vaseline. Und aus Benzin.

Tips zur Herstellung:

Knallvaseline ist ein Gemisch, das unter Einwirkung von elektrischem Strom explodiert. Die Vaseline hast du, zum Benzin siehe unter 1.3, das Geheimnis liegt also im elektrischen Strom!

Anmerkung: Vorsicht mit der Vaseline!

1.5

Genosse!

Hier die Gasbombe!

Eine Gasbombe ist eine Bombe mit Gas. Sie besteht aus Brenngas und Luft.

Tips zur Herstellung:

Die Gasbombe wird zur Vernichtung des gegnerischen menschlichen Materials verwendet (Betäubung, Konfu-

sion, Desorientierung). Die einfachste Gasbombe besteht aus einer Flasche mit Gas und Luft, die in einem bestimmten Verhältnis gemischt werden (siehe Mengenangaben im Anhang). Wird bei Demonstrationen, Sitzblockaden, Hungerstreiks, während Protestaktionen, Maskengebungen, Wahlen und anderen Festen der Werktätigen verwendet.

1.6

Genosse!

Fertige Plastiksprengstoff!

Plastiksprengstoff ist ein sehr starker Sprengstoff. Er besteht aus Kaliumsalz und vor allem – aus Vaseline.

Tips zur Herstellung:

Um Plastiksprengstoff herzustellen, muß man alles vermengen und gut umrühren. Das Salz muß und kann man sich in chemischen Betrieben, in chemischen Labors oder unmittelbar von Chemikern beschaffen. Es kann nur schwer gestohlen werden. Mit Vaseline hast du ja wohl keine Probleme mehr. Für den Einsatz muß der gefertigte Stoff gut trocknen. Du wirst einen Detonator brauchen. Denk daran!

Anmerkung: Im getrockneten Zustand ist dieser Sprengstoff sehr stoßempfindlich. Schon wenn du ihn auf den Boden fallen läßt, kann das eine Detonation auslösen. Laß ihn nicht aus den Händen, Genosse!

1.7

Genosse!

Wenn du dies alles nicht herstellen kannst – kein Problem. Mach einfach Sprengpulver!

Sprengpulver ist ein Sprengstoff mit geringer Wirkung. Er besteht aus Salpeter, Holzkohle und Schwefel.

Tips zur Herstellung:

Alles vermengen.

Anmerkung: Keine

Teil 2

Explosive Stoffe, die der Werktätige in zweiter Linie benötigt

2.1

Genosse!

Fertige französisches Ammonal!

Französisches Ammonal ist ein Sprengstoff mit geringer Wirkung. Er besteht aus Säure, Ammonsalpeter und Aluminiumpulver.

Tips zur Herstellung:

Französisches Ammonal ist ein Gemisch aus Ammonsalpeter, Säure und Aluminiumpulver. In seiner Sprengkraft reicht dieser Sprengstoff nicht an das heimische Ammonal heran. Explodiert nur unter Druck. Wenn du aber einen Detonator verwenden kannst, sieht die Sache anders aus.

Anmerkung: Detonator notwendig!

2.2

Genosse!

Tritruol!

Tritruol ist ein sehr starker Sprengstoff, der in der Regel aus Tetryl und Toluol besteht.

Tips zur Herstellung:

Dieser Sprengstoff verfügt über eine sehr große Sprengkraft und ist äußerst gefährlich. Er wird bei der Sprengung von Gebäuden, in Artilleriegeschossen, bei der Sprengung von Zügen und bei anderen Bauarbeiten verwendet.

Anmerkung: Detonator!

2.3

Genosse!

Nicht verzweifeln! Es gibt noch Amatol!

Amatol ist ebenfalls ein sehr starker Sprengstoff. Amatol besteht aus Ammonsalpeter und Toluol.

Tips zur Herstellung:

Dieser Sprengstoff verfügt über eine sehr große Sprengkraft und ist äußerst gefährlich. Er wird bei der Sprengung von Gebäuden, in Artilleriegeschossen, in Bomben und einfach so verwendet.

Anmerkung: Bildet gefährliche Verbindungen mit Kupfer und Messing!!!

2.4

Genosse!

Wie wär's mit Astrolit!

Astrolit ist ein sehr starker (!) Sprengstoff. Er besteht aus Ammoniumsalzen und Hydrazin.

Tips zur Herstellung:

Wir gratulieren: es ist der stärkste von allen bekannten Sprengstoffen! Astrolit hat eine enorme Sprengkraft (20mal stärker als TNT). Die Detonationsgeschwindigkeit beträgt 9 km/Sek. Trotz dieser Sprengkraft wird er zum Beispiel

nicht von Militärs verwendet, weil er im Laufe von vier Tagen nach Herstellung zerfällt. Dabei kann JEDER Schüler, der die Bestandteile kennt, Astrolit herstellen. Bestandteile: Ammoniumsalze (werden in der Volkswirtschaft verwendet), Hydrazil (wird im Raketenbau, der Pharmaindustrie und der Volkswirtschaft verwendet).

Anmerkung: Die Bestandteile sind extrem giftig, es ist lebensgefährlich, sie in die Hand zu nehmen. Es ist aber noch gefährlicher, sie aus den Händen fallen zu lassen.

2.5

Genosse!

Stell Knallquecksilber her!

Knallquecksilber ist ein sehr starker Sprengstoff. Er wird aus Säure, Quecksilber und Ethanol hergestellt.

Tips zur Herstellung:

Die Herstellung dieses Sprengstoffs ist lebensgefährlich, und zwar nicht nur für dich, deswegen wäre es besser, ihn überhaupt gar nicht erst herzustellen. Trotzdem muß man zur Herstellung Säure, Quecksilber und Ethanol vermengen. Das so gewonnene Gemisch wird in eine Flasche gefüllt, wenn du nun die Flasche zerschlägst, ertönt eine phantastische Explosion. Probier das bei Gelegenheit – tu es!

Anmerkung: Extrem gefährlich! Auch wenn du die Flasche nicht zerschlägst, mit Quecksilberdämpfen vergiftest du dich auf jeden Fall (tödlich).

2.6

Genosse!

Noch ein Ding – Nitroguanidin!

Es besteht aus Säure und Guanidiniumnitrat.

Tips zur Herstellung:

Man gießt die Säure in einen emaillierten Krug und stellt den Krug auf Schnee oder Eis. Im Krug wird nun nach und nach das Guanidiniumnitrat aufgelöst, dabei darf die Temperatur der Lösung nie über eine gewisse Marke steigen. Nachher wird die Mischung ihre Klarheit verlieren und wie Milch aussehen. Genosse – das ist keine Milch!

Anmerkung: Extrem gefährlich! Darüber hinaus ist dieser Sprengstoff extrem wärmesensibel. Wärme ihn nicht auf!

2.7

Genosse!

Stell Thermit her!

Thermit ist ein Brandsatz, Genosse. Thermit wird aus Eisenoxid, Aluminiumpulver und Schwefel hergestellt!

Tips zur Herstellung:

Ein Metallgemisch, das bei Verbrennung eine sehr hohe Temperatur erreicht. Diese Eigenschaft kann man zur Herstellung von starken Brandbomben nutzen, verstehst du, was wir meinen?

2.8

Genosse!

Und Superthermit?!!

Superthermit ist ebenfalls ein Brandsatz, Genosse. Er besteht aus Benzin, Schmieröl, Aluminiumpulver und Eisenoxid (Rost).

Tips zur Herstellung:

Dieser Brandsatz verbrennt bei sehr hoher Temperatur, die fast jedes Metall schmelzen läßt (die Brenntemperatur ist fast so hoch wie bei Thermit). Ein sehr gefährliches Ding, solltest du wissen. Besonders erfreulich ist aber, daß es ebenfalls von JEDEM Schüler hergestellt werden kann.

Anmerkung: Nicht jeder Schüler kennt seine Möglichkeiten, denk daran, Genosse!

Teil 3

Vermerk für den Werktätigen:

*Wie man eine Hausbombe herstellen kann,
ohne die Aufmerksamkeit
des volksfeindlichen Regimes
auf sich zu ziehen*

Genosse!

Beschaffe dir die zur Herstellung der Bombe notwendigen Bestandteile. Die zur Herstellung der Bombe notwendigen Bestandteile kann und muß man in Handelsbetrieben volkswirtschaftlichen Profils kaufen oder dem volksfeindlichen Regime abluchsen, ohne seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Du wirst folgendes brauchen:

1. Papier (kannst du in Sammelstellen für Altpapier, Holzverarbeitungsfabriken bekommen oder eigenhändig herstellen; siehe die folgende Broschüre der Reihe »Bibliothek des Werktätigen«)
2. Nägel (lange Dinger aus Metall)
3. Dicker Draht (dick muß er sein, Genosse!)

4. Klebstoff (Genosse! Nutze deinen Klebstoff zum Nutzen der Sache!)
5. Festes Garn (!)
6. Salpeter (Produktion, Handelsbetriebe volkswirtschaftlichen Profils, volksfeindliches Regime)
7. Zündschnur
8. Magnesium (volksfeindliches Regime, nur volksfeindliches Regime!)
9. eine Patronenhülse, Kaliber 12 (hast du ja hoffentlich)
10. Gummiband (einfach ein Gummiband)

Tips zur Herstellung:

Lieber Freund! Nimm zehn Blatt Papier (DIN-A4) und schneide jedes Blatt längs durch in zwei gleiche Hälften. Lege einen Streifen auf eine glatte, ebene und feste Fläche (Tisch, Stuhl, Fußboden). Trage den Klebstoff (Stärke- oder Silikonleim) in einer dünnen Schicht auf die gesamte Fläche des Streifens auf. Lege den zweiten Streifen darauf und fahre mit dem Bügeleisen (nicht heiß) darüber, so daß keine Luftblasen bleiben und die Leimreste entfernt werden. Wiederhole dieses Vorgehen, bis alle Streifen aufgebraucht sind. Bestreiche den letzten Streifen oben besonders sorgfältig mit Klebstoff. Schneide mit einer Rasierklinge die Pappe von der Patrone. Lege die übriggebliebene Patrone an den Rand der zusammengeklebten Papierstreifen und rolle das Hülsenteil sorgfältig ein. Halte 0,5 bis 1 cm Abstand vom Rand und binde die Rolle mit dickem Draht zusammen (kreuze den Draht an vier verschiedenen Stellen und ziehe mit der Zange, so fest es geht). Wickle 10 bis 15 Lagen festes Garn über den Draht.

Schlage rundherum 7 bis 8 kleine Nägel ein (achte darauf, daß das Garn nicht reißt). Vermenge Magnesium mit Salpe-

tersalz in der richtigen Mischung und rühre sorgfältig um, bis sich eine homogene Masse gebildet hat. Fülle die Patrone mit diesem Gemisch und drücke es gut fest. Bringe nun auf der anderen Seite, wieder 0,5 bis 1 cm vom Rand entfernt, einen weiteren dicken Draht an, nachdem du vorher einen Nagel in die Patrone geschlagen hast. Wickle wieder 10 bis 15 Lagen festes Garn über den Draht und schlage bis zu 10 Nägel ein. Nach einiger Zeit umwickle die Bombe vorsichtig mit Gummiband. Nach einigen Tagen kannst du das Gummiband entfernen und den Nagel herausziehen. Stecke an die Stelle des Nagels die Zündschnur. Rein damit, so tief es nur geht, rein damit! Nun laß die Vorrichtung in diesem Zustand etwa eine Woche lang auf dem Heizkörper der Zentralheizung oder zwei Wochen lang bei Zimmertemperatur trocknen. Danach ist die Vorrichtung einsatzbereit.

Anmerkung: Benutze sie zweckmäßig, lieber Freund, verdammt.

Lieber Freund, wir empfehlen dir außerdem nachdrücklich Nitroglycerin. Wenn du es tatsächlich herstellen kannst, waren unsere Bemühungen nicht umsonst.

Also, bevor wir diese erstaunliche Technologie beschreiben, wollen wir dich über die notwendigen Sicherheitsvorkehrungen informieren, obwohl wir wissen, daß es dir scheißegal ist. Trotzdem empfehlen wir, zumindest auf minimale Sicherheitsvorkehrungen nicht zu verzichten. Denn Nitroglycerin ist ein sehr empfindlicher Stoff, Genosse, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie empfindlich. Wir auch nicht, um ehrlich zu sein. Wir empfehlen dir, nach der hier gegebenen Anleitung zu arbeiten, wenn du dann trotzdem zerrissen wirst, wird man deine proletarischen Fetzen zu-

mindest zusammenbauen können. Also, zur Sache, Genosse:

1. Gieße rauchende Nitriersäure in ein 75-ml-Meßglas. Du darfst nichts verschütten.
2. Dann mußt du die Mischung durch das Hinzufügen von Eis abkühlen.
3. Gib Glycerin dazu. Du mußt das sehr vorsichtig machen, mit einer Pipette, bis eine Schicht Glycerin die gesamte Oberfläche der Flüssigkeit bedeckt.
4. Nitrierung ist ein sehr gefährliches Stadium. Während der Reaktion wird Wärme abgegeben, deswegen solltest du die Temperatur auf einem bestimmten Niveau halten. Beginnt sie zu steigen, kühle die Mischung sofort ab!
5. Die Mischung muß vorsichtig umgerührt werden, dabei möglichst die Wände nicht berühren. Bei normaler Reaktion bildet Nitroglycerin eine Schicht auf der Oberfläche.
6. Nach der erfolgreichen Nitrierung wird die Flüssigkeit aus dem Meßglas sehr vorsichtig in ein anderes Gefäß mit Wasser umgegossen. Das Nitroglycerin soll sich am Boden absetzen.
7. Gieße die Säure ab, soweit es dir gelingt, ohne sie mit dem Nitroglycerin zu vermischen. Die Säurereste werden neutralisiert.
8. Trenne Nitroglycerin mit der Pipette ab. Um das fertige Produkt zu testen, plaziere einen kleinen Tropfen auf eine Metalloberfläche und zünde ihn an. Wenn du überlebst, wirst du sehen, daß Nitroglycerin mit einer klaren blauen Flamme brennt.
9. Die gewonnene Menge empfehlen wir zu Dynamit zu verarbeiten, da dieses scheidet Nitroglycerin die unange-

nehme Eigenschaft hat, ohne jeglichen Grund zu explodieren.

Und denke daran – sie würden sich sehr wünschen, daß du das alles nicht machst! Vielleicht willst du es auch selber nicht. Du solltest aber wissen, daß alle Bomben in zwei Gruppen aufgeteilt werden können – in solche, die du wirfst, und in solche, die auf dich geworfen werden. Wähle also die Position, die dir angenehmer ist im entscheidenden Stadium des Kampfes des Proletariats für seine, fuck, Befreiung!

9.00

Wow, denke ich, was für ein Buch. Ich lege die Broschüre zur Seite, nehme die andere und stoße gleich auf den Ausdruck »Rahm Jesu Christi«, oh, denke ich, ein Kochbuch, dann schaue ich besser hin – in Wirklichkeit steht da »Ruhm Jesu Christi«, auch interessant, denke ich, obwohl ein Kochbuch noch interessanter gewesen wäre, stellt euch bloß die Fernsehsendung vor, heute kocht der Genosse Jesus Christus für uns, Sendezeit – zehn Minuten. Voll ausreichend, denke ich.

- Wo hast du solche Bücher her?
- Das mit den Bomben hab ich bei Tschapaj mitgenommen. Er hatte einen ganzen Packen davon. Und das über Jesus hat mir Kakao gegeben.
- Und woher hat Kakao solche Bücher?
- Der treibt sich doch mit Mormonen rum, – sagt Wasja. Oder halt, nicht mit Mormonen, sondern, wie heißen sie gleich – Baptisten.
- Was ist der Unterschied?

- Mormonen können mehrere Frauen haben.
 - Kakao bestimmt nicht, – sage ich. – Voll der Depp.
 - Ja, – stimmt Wasja zu, – voll ist er.
- Weißt du, – sagt er dann, nach kurzem Schweigen, – ich habe schon ein paar von diesen Gottesruhm-Büchern gelesen, die Kakao angeschleppt hat. Im Prinzip cool, diese Gottesrühmer. Aber es nervt mich, daß immer, wenn sie die Bibel zitieren, auf der Seite oben steht »Nach Lukas«, »Nach Johannes«, »Nach Matthäus«, kapiert du? Als ob man auf dem Busbahnhof steht und jemand ruft – nach Alcatraz! Nach Sachalin! Nach Pankow! Kapiert?

Beeindruckt schaue ich Wasja an. »Nach Alcatraz« ... Was hat der Typ bloß im Kopf?

9.30

Man sah den Regen schon, als er sich oben sammelte, klar, daß das alles gleich hier unten landen wird, bei uns, wir brauchen gar nicht lange zu warten, und wirklich – es fängt zu regnen an, schnell springen wir aus dem Zug und rennen in Richtung Bahnhof, neben der Tür unter einem Vordach eine Menge desorientierter morgendlicher Passagiere, die versuchen, aus ihrem Wuslowa wegzukommen, der Regen wird dichter und dichter, fällt auf uns, auf den Bahnhof, auf den Zug, mit dem wir gekommen sind, auf ein paar Männer in orangeroten Westen, die über den Bahnsteig gehen und diesen ganzen Regen gar nicht bemerken, diese ganze Menge, und plötzlich denke ich, daß der Regen eigentlich gar nicht kalt ist, normaler Regen, normaler Sommerregen, regnet vor sich hin, wo sollte er auch sonst abregnen, warum sich ärgern, und ich stelle mich unter, neben dem Bahnhofs-

gebäude ein paar Bäume, Wasja und Dog mir nach, wir stehen unter Nadelbäumen und schauen durch die Zweige in die Wolken, die über den unendlichen Geleisen aufbrechen und sich zusammenziehen, von Nord nach Süd kriechen, von Ost nach West, dabei nasse Kesselwaggon zurücklassen und kalte Ströme in den Regenrinnen, und als es vorüber ist, nach einer halben Stunde ungefähr,

10.00

als der Regen aufhört und ein normaler Sommermorgen beginnt, Sonntag übrigens, kommt ein Invalide aus dem Bahnhof, vielleicht auch bloß ein Alkoholiker, keine Ahnung – offensichtlich einfach ein betrunkenener Invalide, in der einen Hand einen kleinen Hocker und in der anderen einen Kasten, den Hocker stellt er einfach auf den Bahnsteig, setzt sich, stellt den Kasten hin, dann klappt er ihn auf und – super, Mann – es ist ein Grammophon, ein echtes altes Grammophon, also ganz wie im Fernsehen, der Invalide holt eine Platte raus, dreht irgendwo, und die Maschine fängt plötzlich an zu spielen, wer hätte das gedacht, zufrieden betrachtet er die Armeeabgänger und die Männer in den orangeroten Westen, aber keiner schnallt, was das für ein Invalide ist und was für ein Grammophon hier auf dem Bahnsteig, da bemerkt uns der Invalide, und ihm geht auf – wenn er hier in diesem Bestiarium von jemandem verstanden wird, dann höchstens von diesen drei müden, nassen, verzweifelten Typen – also uns, er lächelt – los, Jungs, kommt her, laßt uns paradiesischen Melodien für Invaliden und Geistesschwache lauschen, einmalige Gelegenheit, kommt kommt, keine Angst. Wir gehen zu ihm, er lächelt uns weiter an, vielleicht aber auch überhaupt nicht uns, egal, wir jedenfalls sind happy, setzen uns zu ihm und hö-

ren seinen rauhen, zerkratzten und kaputten Retro, sogar Dog lächelt und fängt überhaupt an zu heulen, und ich denke – die Armeegänger, die orangeroten Männer, die nassen Bäume und kalten Ströme – alles eigentlich nichts Besonderes, normale Männer, normale Armeegänger, normale Ströme, gleichzeitig aber sitze ich jetzt hier – auf diesem Bahnhof, neben einem mir unbekanntem Invaliden, lausche seinem im Prinzip beschissenen Retro, aber irgendwie stimmt das alles, genau so muß es sein, und wenn man die Ströme wegnähme oder die orangeroten Männer, dann würde alles sofort zerfallen, nur durch die große logische Einheit von tausend unnötigen, abnormalen und schizophrenen Sachen entstehen Freude und Ausgeglichenheit, wenn die Dinge verschmelzen, kriegst du endlich eine Gesamtvorstellung davon, was Glück ist, was das Leben und – vor allem – der Tod.

Epilog Nr. 1

10.45

Eine Streife kommt aus dem Bahnhof, ihr Blick schweift bedeutungsschwanger über das Gelände und bleibt an dem Invaliden hängen. Sie nähern sich dem Mann, verhandeln was mit ihm, und der Invalide lächelt sie genauso leer an wie vor 45 Minuten uns, sie bedrängen ihn von zwei Seiten, dann hält es einer von ihnen, offensichtlich der dienstältere, nicht mehr aus und tritt mit der Stiefelspitze gegen das Grammophon, das zur Seite fliegt und theatralisch verstummt.

– Wir hätten ihn mitnehmen sollen, den Invaliden, – sage ich zu Wasja.

- Wohin – ins Lager? Sind doch alles Einheimische hier, die werden sich schon vertragen.
- Was heißt hier vertragen? – sage ich. – Schau hin, was die Arschlöcher mit dem Apparat gemacht haben.

Wir sitzen schon im Zug, der gleich abfährt, und sehen zu, wie der Invalide versucht aufzustehen und das Gekröse seines Grammophons zusammenkratzen will. Aber einer der Bullen, offensichtlich der dienstjüngere, hechtet zu dem ruinierten Apparat und donnert noch mal mit dem Fuß dagegen, wovon sich das Grammophon erneut zu einem schwerfälligen Flug in die Luft erhebt und direkt neben der Bahnhofstür landet.

- Bin gleich wieder da, – sagt Dog plötzlich.
- Moment, – ich versuche, ihn zurückzuhalten. – Wohin?
- Bleib, Dog, – schreit Wasja. – Wir fahren schon.
- Fahrt ohne mich, – schreit er zurück und steigt aus.
- Was hat er?
- Keine Ahnung, – sagt Wasja. – Vielleicht ist ihm schlecht geworden.
- Laß uns auch aussteigen und warten, – schlage ich vor.
- Was heißt hier warten? Und Zündkerze? Scheiß auf ihn
- soll ruhig hierbleiben. Auf dem Rückweg sammeln wir ihn wieder ein.

10.47

Der Zug fährt ruckartig an und transportiert uns weiter nach Osten, wir sehen aber noch, wie unser Freund, der Jude Dog Pawlow, an einen der Bullen herantritt, an den, der dienstälter ist, ihn zu sich dreht und ihm voll eins in die Wachtmeisterfresse gibt, so daß seine Mütze zu Boden

geht, auch der Wachtmeister geht zu Boden, aber – auch das können wir sehen – der andere, dienstjüngere, eilt ihm zu Hilfe, und aus dem Bahnhof selbst kommen noch zwei oder sogar drei dieser uniformierten Scheißkerle gerannt – wir können sie gerade noch zählen, mehr aber auch nicht. Der Zug entfernt sich, los, schreie ich Wasja Kommunist zu, zieh die Notbremse, bist du bescheuert? fragt Wasja, was für eine Notbremse, das ist nur ein Nahverkehrszug, aus, sagt er, wir fahren.

10.51

Erst prügeln sie Dog direkt auf dem Bahnsteig, nach und nach versammelt sich eine Menge Schaulustiger, dem Invaliden gelingt es, sich mit den Resten seines Retro-Apparats davonzumachen, dann zerren die Bullen den ohnmächtigen Dog in ihren Stützpunkt, ketten ihn mit Handschellen an eine Bank, schütten ihm einen Eimer Wasser über den Kopf und prügeln weiter, obwohl das wenig Sinn mehr hat – für Dog jedenfalls nicht. Als er, wieder ohnmächtig, auf dem nassen Fußboden liegt, winden sich aus seiner Gurgel zwei erschöpfte Forellen, schlagen mit den Schwänzen auf den Zementboden, springen unter die Bank und lassen ihre kaputten Schuppen silbrig schimmern.

Gegen Abend kommt er wieder zu sich, der von ihm beleidigte Wachtmeister hat sich ein bißchen beruhigt, okay, sagt er, du Arsch, zurück mit dir in dein Charkiw, wenn ich dich hier noch einmal sehe, bring ich dich um, er und sein Kumpan hieven Dog in den Zug nach Charkiw, sagen dem Schaffner, er soll nicht vergessen, den Körper in Charkiw rauszuschmeißen, der Schaffner kriegt es mit der Angst, hat aber keine Wahl, in den Waggon läßt er den blutverschmier-ten Dog nicht rein, er bringt ihm Wasser, los, sagt er, wasch

dich, Dog wiegt den zerschlagenen Kopf und versteht nicht ganz, wo und wer er ist. Bleibt auf der Plattform zwischen den Waggonen sitzen, in Charkiw öffnet der Schaffner die Tür und hilft ihm auszusteigen, Dog tut ein paar Schritte, taumelt und kann sich kaum auf den Beinen halten, dann reißt er sich zusammen und verläßt den Bahnhof. Nach einer Stunde kommt er bei seiner Veteranen-Oma angekrochen, oh, sagt seine Oma, Vitalik, wo warst du nur? alles klar, sagt Dog, alles klar, und geht neben dem Kühlschrank zu Boden.

Nach zwei Tagen ruft seine Oma den Notarzt. Oh, sagen die Ärzte, der hat ja eine Gehirnerschütterung, und anscheinend auch das Schlüsselbein gebrochen, sie tragen Dogs Körper hinaus und fahren ihn ins Krankenhaus.

Ein paar Tage später erlangt Dog das Bewußtsein wieder, die Ärzte haben sich schnell an ihn gewöhnt, ihm ist auch nicht mehr dauernd schlecht, also eigentlich alles in Ordnung, Dog kann sogar schon aufstehen und durch den Korridor wandern, freundet sich mit dem Personal an und ist überhaupt auf gutem Wege. Am Samstag, als nur eine einzige Schwester Dienst tut, dringt Dog ins Zimmer des Chefarztes ein, findet dort Spiritus, Ascorbinsäure und irgendwelche anderen Tabletten und schluckt das alles an Ort und Stelle – im Zimmer des Chefarztes.

Am nächsten Morgen findet man Dog auf dem Boden, aus Dogs Mund rinnt der Speichel, man beginnt, ihn wiederzubeleben, als sie ihn wiederbelebt haben, überlegen sie – was sollen wir mit diesem Scheißkerl bloß anfangen. Das Personal jedenfalls ist beleidigt und weigert sich, ihn zu behalten. Den Sommer verbringt Dog in der Klappe. Er nimmt schnell zu und verwildert, ein echter wilder Dingo, es wächst ihm ein dichter, schwarzer Schopf, tagsüber geht er

in den Krankenhausgarten und pflückt Äpfel. Die Äpfel bringt er seinen Nachbarn, selbst ißt er keine, niemand weiß warum. Einmal sieht Dog in der Klapse Tschapaj. Der schlurft in sich gekehrt durch den Flur, in Trainingshosen und löchrigen Turnschuhen, in der Hand ein Lunchpaket, aus dem ein Flaschenhals ragt. Tschapaj erkennt Dog nicht. Im September ruft der Arzt Dog zu sich, also, sagt er, Vitalij Lwowysch, wir haben keinen Bock mehr, Sie zu behandeln – so ähnlich sagt er es ihm, vielleicht nicht wortwörtlich, aber fast so – keinen Bock mehr, Sie hier zu behandeln, also verschwinden Sie. Wohin? fragt Dog erschöpft. Also, sagt der Arzt, Sie können wählen – Knast, wenn auch vielleicht nicht lange, oder Baubataillon. Ich will nicht ins Baubataillon, sagt Dog, ich habe, wie sagt man – religiöse Überzeugungen. Was für Überzeugungen? Der Arzt versteht ihn nicht. Religiöse, sagt Dog. Ich bin Mormone. Mormone? fragt der Arzt. Mormone, – sagt Dog unsicher. Dann also Knast, sagt der Arzt. Dog wählt die Streitkräfte. Der Arzt schickt ihn zurück in sein Zimmer und denkt noch, wie schlecht er doch aus dem Mund riecht, dieser Kranke. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen.

Epilog Nr. 2

11.15

- Seid ihr mit dem befreundet?
- Ja. Sind wir.
- Ein guter Junge. Schade um ihn.
- Ja, – sage ich. – Aber was hätten wir tun sollen?
- Ich sag ja gar nichts. Nur – schade um ihn.
- Vielleicht lassen sie ihn laufen?

– Vielleicht. Vielleicht lassen sie ihn sogar laufen, – sagt die Tusse und verstummt. Sie fährt schon seit Kinzewa mit, hat am Bahnhof ebenfalls zwei Stunden gewartet und sitzt uns jetzt gegenüber und labert.

– Hier, – sagt sie plötzlich und holt aus ihrer riesengroßen Tasche eine Wärmflasche aus Gummi.

– Was ist das? – frage ich.

– Spiritus.

– Wie – echter Spiritus?

– Ja. Reiner Spiritus.

– Woher haben Sie den?

– Aus Polen mitgebracht.

– Aus Polen?

– Ja. Bin mit der Ware hingefahren, – sagt die Tusse, – hab aber kaum was verkauft. Zu schade, es dazulassen, also bringe ich es wieder mit zurück. Hier, trinkt auf euren Freund.

– Lassen Sie doch, – sage ich, – nicht nötig.

– Nehmt nur, – sagt die Tusse und dreht sich von uns weg, spricht mit ein paar Bekannten auf der Nachbarbank.

Ich nehme die Wärmflasche, halte sie Wasja hin – was ist, hau'n wir einen weg auf Dogs Seelenfrieden? schließlich haben wir unseren Freund und Antisemiten nicht retten können, hau weg den Scheiß, Wasja ist einverstanden und holt eine halbleere Mineralwasserflasche hervor. Ich öffne die Wärmflasche und gieße ein, versuche dabei, ungefähr das Verhältnis zu wahren, obwohl der Zug wackelt, was für ein Verhältnis also, schraube die Wärmflasche wieder zu, und wir trinken.

11.45

– Gibt's hier ein Klo?

- Woher soll hier ein Klo kommen? Es gibt ja nicht mal eine Notbremse.
- Ich muß austreten.
- Mach's im Fahren.
- Verstehst du denn nicht? Ich muß austreten.
- Ich versteh schon. Schrei doch nicht so.
- Wann kommt der nächste Halt?
- Woher soll ich das wissen? – sage ich zu Wasja. – Ich fahre hier zum ersten und, wie ich hoffe, auch zum letzten Mal in meinem Leben.
- Der nächste Halt kommt in zwanzig Minuten, – sagt unsere Bekannte, die Schmugglerin. – Ich steige dort aus. Aber der Zug hält nur ein paar Minuten. Das schaffst du nicht, – lacht sie.
- Hörst du, – sage ich zu Wasja. – Das schaffst du nicht. Also los – raus auf die Plattform.
- Auf der Plattform kann ich nicht, – sagt Wasja.
- Warum?
- Kann nicht. Verstehst du?
- Nein.
- Ich kann so nicht.
- Dann warte halt, – sage ich.
- Ich kann nicht warten.
- Hör auf, – sage ich.
- Verstehst du denn nicht? – ist alles, was Wasja dauernd wiederholt.

12.05

- Genug, ich steige aus.
- Warte, – sage ich. – Wir haben nur noch fünfzehn Minuten zu fahren. Halt durch.
- Nein, – sagt Wasja.

- Warte doch, – sage ich. Das fehlt mir grade noch, daß der sich auch noch verdünnsiert. – Wir wollen doch zu Zündkerze.
- Ich steige aus, – sagt Wasja.
- Du Esel, – sage ich.
- Selber Esel, – antwortet Wasja und steigt hinter der Schmugglerin aus, an einer Station ohne Namen.

12.25

- Wann geht der nächste Zug nach Wuslowa?
- Um zwei. Nur daß er hier nicht hält. Der hält im »Chemiker«.
- Ist es weit bis zum »Chemiker«?
- Zehn bis fünfzehn Kilometer.
- Wie komm ich sonst nach Wuslowa?
- Dort drüben ist die Landstraße, vielleicht nimmt dich jemand mit.

Wasja bedankt sich bei dem beschwipsten Mann, den er hier am Haltepunkt ein paar Minuten ausgequetscht hat, und geht die Landstraße suchen. Die ist kaputt und leer, sieht nicht so aus, als würde hier überhaupt je was fahren, Wasja setzt sich an den Rand und wartet.

Nach einer halben Stunde hält ein Milchwagen. Wohin willst du, Bruder? fragen die Typen im Fahrerhäuschen, scheißegal, ich will nach Hause, okay, sagen sie – steig ein, Wasja klettert zu ihnen hoch und sie brausen los, was transportiert ihr? fragt nun seinerseits Wasja, Spiritus, lachen die Männer, echt? echt – Spiritus, wir verstecken uns hier vor den Zöllnern, geil, sagt Wasja, geil, lehnt sich an die Tür und schläft sofort ein, bingo, hört er nach vielleicht einer Stunde noch halb im Schlaf, wir sind drüben, wo drüben? versteht

Wasja nicht, über die Grenze! lachen die Männer, was für eine Grenze? die russische, Bruder! wo fahrt ihr überhaupt hin? Wasja wacht endlich auf, nach Belgorod, lachen sie, Bel-go-rod, schon mal von so einer Stadt gehört, Bruder?

Epilog Nr. 3

- Taschen umdrehen, aber dalli.
- Aha? Und was sollen wir dir sonst noch umdrehen?
- Taschen umdrehen, hab ich gesagt! Sonst habt ihr alle ein Problem.
- Was du nicht sagst.
- Kapiert wohl nix, was? – Der Sicherheitsmann tritt an Little Chuck Berry heran und haut ihn mit einem plötzlichen Schlag in den Sessel. Keiner eilt ihm zu Hilfe. Der andere Sicherheitsmann steht an der Tür und läßt niemanden durch.
- Dalli, – sagt der erste. – Taschen umdrehen.
- Was ist denn los? – fragt jemand.
- Die Uhr.
- Welche Uhr?
- Die vergoldete, – sagt der Sicherheitsmann. Die vergoldete Rolex.
- Was haben wir damit zu tun?
- Außer euch war keiner hier, – sagt der Sicherheitsmann.
- Dieser amerikanische Schwanz hat sein Zimmer offengelassen, während er Mittagessen war, und außer euch war keiner hier.
- Scheiß auf seine Rolex.
- Taschen, – sagt der Sicherheitsmann plötzlich zu Kakao.
- Taschen umdrehen!

- Was? – fragt Kakao erschrocken.
- Taschen umdrehen, hab ich gesagt.

Kakao schweigt. Der Sicherheitsmann geht zu ihm, steckt die Hand in die Tasche seines sandfarbenen Sakkos und zieht blitzschnell eine schwere, vergoldete Uhr heraus. Du Wichser, sagt er und schlägt Kakao ebenso blitzschnell die Faust in den Bauch. Kakao fällt auf die Knie und kotzt auf den Boden.

Epilog Nr. 4

12.15

Während ich hier in diesem Waggon voller Kinder und Spekulanten sitze, auf einer hoffnungslos harten Bank, durchs Fenster gucke und Spiritus schlucke, weiß ich schon jetzt, mit neunzehn, was ich in zehn Jahren denken werde, ich weiß, worüber ich nachdenken werde, aber das ist nicht die Hauptsache – die Hauptsache ist, daß ich weiß, was ich nie denken werde, um nichts in der Welt, niemals, nicht mal aus Versehen. Ich werde niemals denken, daß alles ganz anders hätte kommen können, daß alles von mir abhing und in meiner Hand lag, daß in Wirklichkeit ich meinen Weg bestimmt und die Umstände um mich herum gelenkt habe, das werde ich nie im Leben denken. Alles konnte nur so, so und nicht anders sein, vielmehr – es hätte auch gar nicht sein können, was für ein riesiges Glück, daß es zumindest irgendwie passiert ist, alles mehr oder weniger normal verlief, denn ehrlich gesagt – das hatte ich gar nicht erwartet, habe überhaupt nichts erwartet, nicht geglaubt, daß sich alles irgendwie einrenken und weitergehen würde, ich hatte immer das Ge-

fühl, daß alles schnell und einfach enden könnte – einfach hier und jetzt. Denn hier und jetzt – mit neunzehn, auf einer Bank ohne Hoffnung, weiß ich, woran ich in zehn Jahren glauben werde, ich weiß, woran ich glauben werde und weiß auch, woran ich nicht glauben werde, für mich wird sich diesbezüglich wenig ändern, es gibt Dinge, die sich nicht ändern, und zwar ganz offensichtlich gerade die Dinge, die den Glauben betreffen. Ich glaube nicht an das Gedächtnis, glaube nicht an die Zukunft, glaube nicht an die Vorsehung, nicht an den Himmel, nicht an Engel, ich glaube nicht an die Liebe, nicht mal an Sex glaube ich – Sex macht dich einsam und verletzlich, ich glaube nicht an Freunde, glaube nicht an Politik, glaube nicht an die Zivilisation, okay, um es weniger global anzugehen – ich glaube nicht an die Kirche, glaube nicht an soziale Gerechtigkeit, glaube nicht an die Revolution, glaube nicht an die Ehe, glaube nicht an Homosexualität, glaube nicht an die Verfassung, nicht an die Heiligkeit des Papstes, sogar wenn mir jemand die Heiligkeit des Papstes beweisen würde, ich würde nicht daran glauben – aus Prinzip nicht. Dafür aber glaube ich, vielmehr glaube nicht nur, sondern weiß, daß dort oben, genau dort, wo sich manchmal das Wetter ändert, von gut zu schlecht, also ich weiß, daß es dort jemanden gibt, der mich die ganze Zeit durch das Leben schleift, der mich aus meinen verdammten Neunzigern herausgezerrt und vorwärts getrieben hat – damit ich weiterlebe; einen, der mich nicht umkommen ließ, und zwar nur deshalb, weil das seiner Ansicht nach zu einfach gewesen wäre, ich weiß, daß hier, in den schwarzen Himmeln über uns, Satan auf Posten ist, er ist der einzige, der wirklich existiert, der einzige, dessen Existenz ich niemals bezweifeln werde, und sei es nur, weil er vor meinen Augen meine Freunde gepackt und aus die-

sem Leben geschmissen hat wie faules Gemüse aus dem Kühlschrank, oder sie hat leben lassen, ihnen dabei aber die Pupillen ausquetschte, die Gurgel durchbiß, das Herz stillstehen ließ, das Genick brach, ihre Köpfe mit irren Melodien füllte und ihre Gaumen mit blutigen Buchstaben, krankes Blut in ihre Adern goß und in ihre Lungen fette, pasteurisierte Milch, und ihre Seelen mit Nebel und wildem Honig überschwemmte, wovon ihr Leben genauso wurde wie ihre Verzweiflung – grenzenlos.

Ich weiß, daß er alles bestimmt, wenn ich also manchmal jemanden neben mir spürte, dann ihn, obwohl ich persönlich viel eher jemand anderen gebraucht hätte, mir persönlich wäre es wichtiger gewesen, daß sich neben mir, in der Luft um mich herum, nicht nur dieser scheiß Satan befindet, sondern jemand mit einer positiveren Einstellung mir gegenüber, aber es ist, wie es ist, genau so und nicht anders, und genau darum schäme ich mich für keine meiner Taten, obwohl es ja eigentlich keine Taten waren, es war Bewegung durch dichte und schwere Luft, der Versuch, sich durch sie hindurchzuzwängen, noch ein bißchen weiter zu zwängen, noch ein paar Millimeter, ohne jedes Ziel, ohne jeden Wunsch, ohne jeden Zweifel, ohne jede Hoffnung auf Erfolg.

12.30

»Chemiker«, sagt ein Alteingesessener zu mir, ein Partisan aus dem Untergrund, der auf der Nachbarbank sitzt, und ich steige aus. Einen richtigen Bahnhof gibt es hier nicht, mitten im Wald stehen einfach zwei Pavillons – auf dem einen ein Schild »Chemiker«, auf dem anderen – »Café Chemiker«, hätten besser »Nescafé Chemiker« geschrieben, denke ich und gehe zum zweiten Pavillon. Im Café, an ei-

nem hohen Tisch, steht niemand anderer als mein Freund Zündkerze persönlich, fast genauso, wie ich ihn in Erinnerung hatte – in kurzen, irgendwie schwulen Shorts und T-Shirt, mit seinem nachdenklichen mongolo-tatarischen Gesicht. Nur ganz braun und verstoichen, im Prinzip ist hier rundherum Wald, alle möglichen Moskitos, Taranteln, keine Ahnung, was das für Chemiker sind, die ihre Kinder hierher in Ferien schicken, in die Verbannung.

Zündkerze sieht mich, erstarrt für einen Moment, dann ergießt sich ein breites Ho-Chi-Minh-Lächeln über sein Gesicht.

- Da bist du also, – sagt Zündkerze.
- Ja, da bin ich.
- Schön, – sagt Zündkerze.
- Was bist du denn so fröhlich, Zündkerze? – sage ich nervös, halte mich dann aber zurück, sage zu mir selbst – Vorsicht, nicht so hastig. – Wie geht's, Zündkerze? – frage ich gutgelaunt. So ein Arsch, denke ich über mich selbst, wie kann es ihm schon gehen – sein Stiefvater ist erstens ein Krüppel und zweitens hat er sich erschossen.
- Alles okay, – sagt Zündkerze und trinkt sein Glas stinkendes Kompott aus. – Woher weißt du es denn?

Aha, denke ich, er weiß es also schon.

- Hm, – sage ich, – dein Onkel Robert hat es mir erzählt.
- Echt? – Zündkerze beißt in einen vertrockneten Keks. – Woher er es wohl weiß? Er hat mir noch nie gratuliert.
- Wozu gratuliert? – frage ich.
- Na, zum Geburtstag natürlich.
- Zu wessen Geburtstag? – Ich verstehe nicht.

- Zu meinem natürlich, – Zündkerze kaut zufrieden auf dem Keks herum.
- Ach so, – sage ich nach einigem Nachdenken. – Natürlich, klar.
- Wo sind die Geschenke? – Zündkerze freut sich immer noch.
- Hier, – sage ich und gebe ihm die Wärmflasche. – Nimm.
- Oh, eine Wärmflasche.
- Das ist keine Wärmflasche, – sage ich.
- Was denn?
- Spiritus.
- Oh, – ist das einzige, was Zündkerze antwortet.
- Wollen wir? – frage ich und gehe zur Tusse an der Kasse.
- Geben Sie mir, – sage ich – Kompott. Und Kekse.

- Bist du allein? – fragt Zündkerze, als wir uns schon einen gemixt und getrunken haben.
- Wasja war mit, – sage ich. – Aber er hat unterwegs schlapp gemacht. Läßt dich grüßen.
- Alles klar, – sagt Zündkerze und trinkt den Spiritus in kleinen Schlucken. – Bleibst du lange?
- Weiß nicht, – sage ich. – Vielleicht fahre ich mit dem nächsten Zug zurück.
- Spinnst du? Der geht schon in einer Stunde. Da können wir ja gar nicht richtig feiern. Bleib hier, fahr morgen. Ich bring dich im Zelt mit den jungen Pionieren unter.
- Besser mit den Pionierinnen, – sage ich.
- Wir können zum Fluß gehen, – Zündkerze hört mir gar nicht zu. – Kannst die anderen Betreuer kennenlernen.
- Sind die in Ordnung? – frage ich.
- Ja, – sagt Zündkerze und schluckt Spiritus. – Die Mädels sind in Ordnung.

- Gut, – sage ich. – Gut. Hast du nichts von daheim gehört?
- Nein, – sagt Zündkerze. – Nichts. Gott sei Dank.
- Wieso denn das?
- Kotzen mich an, – sagt Zündkerze. – Wenn sie auftauchen, gibt's sofort Ärger. Besonders mit diesem einbeinigen Arsch.
- Dein Stiefvater?
- Klar. Verstehst du, – erzählt er mir, – ich hab schon vor einem Jahr Schluß gemacht mit ihnen, besucht mich bloß nicht, ich kenn euch nicht, sage ich, aber sie lassen mich einfach nicht in Ruhe. Ich hab sie aus meinem Leben gestrichen, sie existieren nicht für mich, kapiert? Sie nerven mich. Also erinnere mich bloß nicht an sie, besonders heute nicht, ich hab heute Geburtstag, klar?
- Klar, – sage ich. – Wo kann man hier pissen?
- Dort, – Zündkerze zeigt auf die Tür. – In der Taiga.

13.00

Der letzte Zug nach Wuslowa fährt in 45 Minuten. Wenn ich es ihm jetzt sage, schafft er es zu packen und ist schon um drei dort. Aus Wuslowa, denke ich, kann er mit dem Bus heimfahren, Kakao hat gesagt, daß von dort einer geht. Im Prinzip kann er es schaffen. Hauptsache, es ihm jetzt sagen. Zurückgehen und es ihm sagen. Aber irgendwas ist komisch. Irgendwas hemmt mich. Was? Was, wenn ich es ihm nicht sage? Ich bin nicht sicher, daß ich es ihm sagen will. Meiner Ansicht nach geht es ihm gut, zumindest alles okay, ich bin also nicht sicher, ob ich das Recht habe, ihm jetzt was zu sagen. Andererseits – man hat mich darum gebeten, der Rest geht mich nichts an – immerhin sein Stiefvater, seine Mutter wollte ihn sehen, ich muß es also sagen, selbst wenn er nicht hinfährt – ich habe meine Schuldigkeit

getan. Keine Ahnung, ob ich mich danach besser fühle, ich hab ja eine normale Familie, normale Eltern, hab sie zwar fast ein Jahr nicht gesehen, aber trotzdem – bei mir ist alles anders als bei ihm, ich weiß also nicht, weiß echt nicht.

Plötzlich denke ich an Marusja, vielleicht sitzt sie gerade dort, auf dem Balkon, umarmt ihren Molotow, der irgendwie an ihren Generals-Papa erinnert. Warum kann sie nicht mit ihrem Vater so sitzen? Was hindert sie daran? Keine Ahnung, aber wenn du eine Wohnung mit Blick auf die Munizipalität besitzt und eine Garage mit einem schrotti-gen Schiguli, dann fällt dir so was nicht mehr auf, versteht ihr, was ich meine, dann bedeutet es dir nichts mehr, und du findest es viel natürlicher, eine kupferne Büste des ZK-Mitglieds Molotow zu umarmen als deinen eigenen, lebendigen Vater, so ist das eben. Zündkerze aber ist eine ganz andere Geschichte. Der hat, denke ich, in seinem Leben so viel Scheiße gefressen, daß er diese ganze Belastung durch die Familie, den einbeinigen Stiefvater, Onkel Robert echt nicht braucht. Jedenfalls scheint es mir so, aber wer weiß, wie es wirklich ist, ich stehe einfach hier und rufe mir alles in Erinnerung, die ganzen Gespräche, so wie ich sie behalten habe, aber wer bin ich schon, all das zu beurteilen. Besser zu ihm gehen und alles erzählen.

13.10

- Laß uns besser rausgehen.
- Okay, – sagt er, wir treten auf den Bahnsteig, gehen bis ans Ende und setzen uns an den Rand, mit dem Gesicht nach Osten, woher der Zug kommen wird.
- Wie geht es dir hier? – frage ich.
- Okay, – sagt Zündkerze. – Hier ist es klasse. Irgendwann kaufe ich mir hier ein Haus.

- Hier?
- Ja.
- Was willst du hier machen?
- Ein Sägewerk bauen, – sagt Zündkerze. – Die Taiga abholzen. Schau nur die vielen Bäume. Genug für ein ganzes Leben.
- Ja, – sage ich, – heiratest irgendeine Pionier-Betreuerin. Kriegt einen Haufen Kinder.
- Nein, – sagt Zündkerze. – Bloß keine Kinder.
- Warum nicht?
- Weiß nicht, – sagt er, – weiß nicht. Ich will nicht, daß sie all das hier sehen, verstehst du?
- Na, du hast es aber doch auch gesehen?
- Genau darum will ich ja nicht. Lieber baue ich ein Sägewerk.

13.20

- Weißt du, das Wasser ist hier ziemlich kalt. Ich schwimme nur nachmittags, wenn es sich etwas aufgewärmt hat.
- Heute regnet es, da wärmt es sich bestimmt nicht auf.
- Ja, vielleicht nicht.
- Was wollen wir machen?
- Weiß nicht. Laß uns warten. Irgendwann muß es sich aufwärmen.
- Wer weiß, – sage ich, – wer weiß.

13.30

- Ist noch was da?
- Ja, – sage ich, – ein bißchen.
- Heb es auf für nachher, okay?
- Wie du meinst, – sage ich. – Du hast schließlich Geburtstag, nicht ich.

- Ich mag meinen Geburtstag nicht.
- Wie das?
- Weiß nicht, verstehst du, hab mich immer komisch gefühlt, als Kind, alle schwirrten um mich herum und wollten was von mir. Aber der Geburtstag gehört doch eigentlich mir, verstehst du?
- Hm.
- Jetzt kommt der Zug nach Wuslowa.

13.47

- Hör mal, – sage ich, – und eure Pioniere laßt ihr baden?
- Klar, – sagt Zündkerze.
- Und wenn das Wasser kalt ist?
- Denen ist das egal, sind wie die Frösche – hüpfen ins eiskalte Wasser, schwimmen drin rum. Ihnen gefällt es, sie verstehen noch nicht, daß das Wasser kalt ist.
- Noch keiner ertrunken?
- Wir lassen sie nicht. Selbst wenn du wolltest, würdest du hier nicht ertrinken. Es ist doch ein Lager, verstehst du?

13.52

Er bricht gelbes, trockenes Brot, da, sagt er, nimm, ich nehme ein Stück und lege es neben mich auf den Asphalt, hinter den Wolken kommt endlich die Sonne hervor, in ein paar Stunden hat sich das Wasser bestimmt aufgewärmt und man kann durch diesen ihren Fluß schwimmen und endlich nachsehen, was sich dort befindet – auf der anderen Seite des Wassers, das die ganze Zeit hier in meiner Nähe ist, wenigstens einmal rüberschwimmen und sich dort drüben in Ruhe alles ansehen, eine gute Gelegenheit übrigens, Hauptsache, das Wasser wärmt sich auf, der letzte Zug für heute fährt an uns vorbei, die Wolken ziehen ihm unzufrie-

den nach, die Realität verzieht sich in westliche Richtung wie ein Dia, gleich kommt das nächste Bild, Zündkerze kaut schweigend sein gelbes Brot, von den Kiefernzweigen tropft es auf die Plastikdächer der Pavillons, außer uns ist niemand mehr auf dem Bahnsteig, ich schaue auf den Asphalt und sehe, wie eine erschöpfte, von Depressionen gequälte Schnecke auf mein Brot zukriecht, ihr mißtrauisches Gesicht in Richtung meines Brotes reckt, es dann enttäuscht zurückzieht in ihren Panzer und von uns wegstiehlt, nach Westen – auf die andere Seite des Bahnsteigs. Ich glaube, der Weg ist lang genug für ihr ganzes Leben.

Januar – Mai 2004, Charkiw

Ljubko Deresch

Kult

Roman

es 2449. 259 Seiten

Jurko Banzai, Biologiestudent aus Lemberg, kommt als Referendar an ein College in der Karpatenstadt Midni Buky. Lebensgefährliche Experimente mit selbstgezüchteten Sporenarten liegen hinter ihm, die Neugier auf die Nachtseite der Realität ist geblieben. In seiner Dachwohnung, die er aus Geldmangel mit den Orchesternoten von Wagners *Fliegendem Holländer* tapezieren mußte, raucht er Wasserpfeife, hört Peter Hammill und übt sich in der Kunst des luziden Träumens, die ihn in die Bibliothek von Babel entführt. Zu seinem Schrecken verliebt er sich in eine Schülerin: Daria Borghes, lese- und erfahrungshungrig wie er selbst. Je intensiver sie füreinander zu fühlen beginnen, um so unbegreiflicher und beängstigender wird die Wirklichkeit. Bis sie erkennen, daß sie in den Machtbereich des geheimnisvollen Roman Korij und seiner »unaussprechlichen Kulte« geraten sind.

»*Kult* ist eine freche Collage aus Geschichten H.P. Lovecrafts und Popzitat und mehr als das: Wie Ljubko Deresch über die Liebe schreibt, über die Angst, die Rebellion und das Erwachsenwerden, zeigt den jungen Autor als großen Erzähler.« *Brigitte*

**Osteuropäische Literatur
in der edition suhrkamp
Eine Auswahl**

Juri Andruchowytsh. Das letzte Territorium. Essays. Aus dem Ukrainischen von Alois Woldan. Nachwort übersetzt von Sofia Onufriv. es 2446. 192 Seiten

Juri Andruchowytsh/Andrzej Stasiuk. Mein Europa. Aus dem Ukrainischen von Martin Pollak und Sofia Onufriv. es 2370. 160 Seiten

Zsófia Balla. Schönes, trauriges Land. Gedichte. Ausgewählt und aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke. es 2085. 106 Seiten

Bora Ćosić. Die Zollerklärung. Aus dem Serbischen von Katharina Wolf-Griesshaber. es 2213. 153 Seiten

László Darvasi

- Eine Frau besorgen. Kriegsgeschichten. Aus dem Ungarischen von Heinrich Eisterer, Terézia Mora und Agnes Relle. es 2448. 184 Seiten

- Herr Stern. Novellen. Aus dem Ungarischen von Heinrich Eisterer. es 2476. 227 Seiten

Karl Dedecius. Poetik der Polen. Frankfurter Vorlesungen. es 1690. 135 Seiten

Mircea Dinescu. Exil im Pfefferkorn. Gedichte. Ausgewählt, aus dem Rumänischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Werner Söllner. es 1589. 115 Seiten

István Eörsi. Der rätselhafte Charme der Freiheit. Versuche über das Neinsagen. Aus dem Ungarischen von Anna Garabak, Péter Máté, Gregor Mayer, Angela Plöger und Hans Skirecki. es 2271. 198 Seiten

Bohumil Hrabal. Die Bafler. Erzählungen. Ausgewählt und aus dem Tschechischen von Franz Peter Künzel. es 180. 128 Seiten

Oleg Jurjew. Spaziergänge unter dem Hohlmond. Kleiner kaleidoskopischer Roman. Aus dem Russischen von Birgit Veit. es 2240. 134 Seiten

Imre Kertész

- »Heureka!« Rede zum Nobelpreis für Literatur 2002. Aus dem Ungarischen von Kristin Schwamm. Bearbeitung Ingrid Krüger. es-Sonderdruck. 32 Seiten

- Schritt für Schritt. Drehbuch zum »Roman eines Schicksallosen«. Aus dem Ungarischen von Erich Berger. es 2292. 184 Seiten

Hanna Krall. Schneller als der liebe Gott. Mit einem Vorwort von Willy Brandt. Aus dem Polnischen von Klaus Staemmler. es 1023. 152 Seiten

Ryszard Krynicki. Wunde der Wahrheit. Gedichte. Herausgegeben, aus dem Polnischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von Karl Dedecius. es 1664. 136 Seiten

Endre Kukorelly. Die Rede und die Regel. Erzählungen. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. es 2128. 173 Seiten.

Stanisław Lem. Dialoge. Aus dem Polnischen von Jens Reuter. Mit einem Nachwort des Autors. es 1013. 319 Seiten

Ilma Rakusa

- Love after Love. Acht Abgesänge. es 2251. 58 Seiten
- Von Ketzern und Klassikern. Streifzüge durch die russische Literatur. es 2325. 236 Seiten

Mykola Rjabtschuk. Die reale und die imaginierte Ukraine. Mit einem Nachwort versehen von Wilfried Jilge. Aus dem Ukrainischen von Juri Durkot. es 2418. 175 Seiten

Michail Ryklin. Mit dem Recht des Stärkeren. Die russische Kultur in Zeiten der gelenkten Demokratie. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. es 2472. 239 Seiten

Werner Söllner. Kopfland, Passagen. es 1504. 121 Seiten

Andrzej Stasiuk

- Die Mauern von Hebron. Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. es 2302. 160 Seiten
- Über den Fluß. Erzählungen. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. es 2390. 189 Seiten.
- Wie ich Schriftsteller wurde. Versuch einer intellektuellen Autobiographie. Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. es 2236. 144 Seiten

Dubravka Ugrešić

- Die Kultur der Lüge. Aus dem Serbokroatischen von Barbara Antkowiak. es 1963. 303 Seiten
- My American Fictionary. Aus dem Serbokroatischen von Barbara Antkowiak. es 1895. 224 Seiten

Seit fünfzehn Jahren versetzt Serhij Zhadan sein osteuropäisches Publikum mit Gedichten und neuerdings mit Prosa in Erstaunen. Seine Lesungen sind überfüllt wie Popkonzerte. Vom Geist der Anarchie und Poesie inspiriert ist auch sein erster Roman *Depeche Mode*. Charkiw, die ehemalige Hauptstadt der sowjetischen Avantgarde, ist Schauplatz einer abenteuerlichen Geschichte aus dem Chaos der Umbruchszeit.

»Es ist unfassbar, wie man so jung so weise schreiben kann.«
Berliner Zeitung

Deutsche Erstausgabe

ISBN 978-3-518-12494-9



9 783518 124949

€ 10,00 [D]

Serhij Zhadan, 1974 in Starobilsk/Ostukraine geboren, studierte Germanistik, promovierte über den ukrainischen Futurismus und gründete 1992 die Performancegruppe »Červona fira« (Roter Wagen) als ostukrainische Antwort auf »Bu-Ba-Bu« um Juri Andruchowysch in Lemberg. Seine frühen Gedichte waren von der experimentellen Lyrik Chlebnikows inspiriert, heute ist er beim Erzählgedicht angekommen (*Die Geschichte der Kultur zu Anfang des Jahrhunderts*, es 2455). Für die Szene in Char-kiw ist Zhadan mit seinen Verbindungen nach Rußland, Weißrußland, Polen, Österreich und in die Westukraine ein Glücksfall – als Übersetzer, aber auch als Organisator von Lesungen und Festivals.

»Zhadans Literatur ist das alternative Kino, die alternative Musik, das alternative Theater, das uns fehlt. Überhaupt ist sie eine Alternative zu allem, was als traditionell ukrainisch gilt.«

Juri Andruchowysch

Seit fünfzehn Jahren versetzt Serhij Zhadan sein osteuropäisches Publikum mit Gedichten und neuerdings mit Prosa in Erstaunen. Seine Lesungen sind überfüllt wie Popkonzerte. Vom Geist der Anarchie und Poesie inspiriert ist auch sein erster Roman *Depeche Mode*. Charkiw, die ehemalige Hauptstadt der sowjetischen Avantgarde, ist Schauplatz einer abenteuerlichen Geschichte aus dem Chaos der Umbruchszeit.

»Es ist unfafbar, wie man so jung so weise schreiben kann.«
Berliner Zeitung



ПЕЛЬМЕНИ
ШАШАЛЫКИ
АНТРЕКОТЫ
УКРАИНСКИЕ ПЫПАЯТА-ГРИНЬ
КАРТОФЕЛЬ · ФРИ
ПЕРВЫЕ БЛЮДА
КОРЕНСКИЕ САЛАТЫ
СВЕЖИЕ ОВОЩИ, ФРУКТЫ
20 СОРТОВ ПИВА
ЧАЙ, КОФЕ, МОРОЖЕНОЕ

Deutsche Erstausgabe

ISBN 978-3-518-12494-9



9 783518 124949

€ 10,00 [D]